42. Jahrg. / April 1928 / 8. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b

Verlag von Velhagen & Klasing Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2.40 R.M.



Inhalt des Aprilheftes

H

Seite

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Kunstbeilagen in Tondruck:

Anzeigenteil:



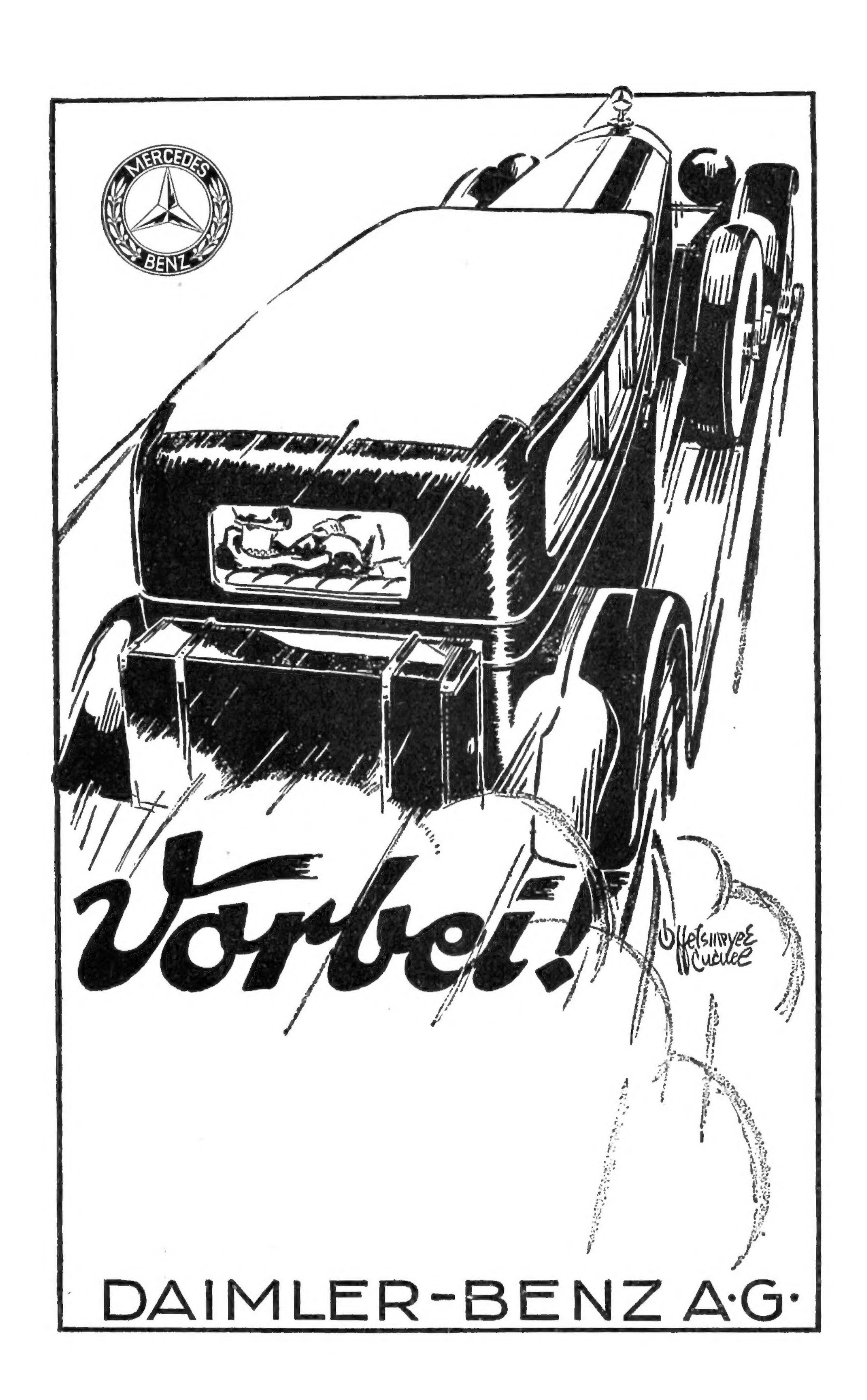
Felicitas Malten

Ein eleganter Schlafanzug

darf auch durch vielmaliges Waschen seine Schönheit nicht verlieren; seine Farben müssen auch nach längerem Tragen ihre Pracht bewahren.

Ein indanthrenfarbiger Stoff erfüllt diese Wünsche. Fragen Sie Ihren Lieferanten, er wird Ihnen bestätigen, dass indanthrenfarbige Gewebe (Kunstseide, Baumwolle oder Leinen) unübertroffen in ihrer Farbechtheit sind. Es gibt wirklich nichts Besseres!




MERCEDES
BENZ
Vorbei!
DAIMLER-BENZ A·G·


OPEL
7 PS
DER GROSSE WURF
SECHSZYLINDER
VIERSITZER RM 4600.-
LIMOUSINE 4türig RM 4900.-
LUXUS-LIMOUSINE RM 5400.-

Benger's

Ribana

Unterkleidung

Die idealste für Damen, Herren u. Kinder

Fein Elastisch Durchlässig

Wilhelm Benger Söhne, Stuttgart V. 5

Bezugsquellen werden auf Wunsch nachgewiesen



Empfohlene Unterrichtsanstalten

Baden-Baden **Pädagogium. Höhere wissensch. Lehranstalt. Sexta-Prima.** Bestgeleit. u. eingericht. **Internat.** Fernruf Nr. 21. Prosp. u. Ausk. durch d. Leitung.

Techn. Assistentinnen an medizinischen Instituten
Ausbildung zum Staatsexamen durch
Electricitäts-Gesellschaft „SANITAS"
Mitglied der staatlichen Prüfungs-Kommission
Berlin N. 24, Friedrichstr. 131 d.
Prospekte frei.

Berlin W 56 ⭑ **Gabbe's Lehranstalten** mit **Internat.** Oberwallstr. 16 a. Abitur., O.-II. R., Theolog.-Ex., Oberl.-Ex., Lat., Graec., Hebr. Physik.-chem. Laboratorior.

Abitur O II Reife. ⭑ **Dr. Meusel's** Vorbereit.-Anstalt mit Internat. **Berlin W. 62,** Kurfürstenstrasse 72. Auch Arbeitsstunden und Abendkurse. Sprechstunden: Montg., Mittw., Freitg. 12–1, 6–7.

Berlin **Thie's Vorbereitungs-Anstalt.** Sexta bis Oberprima, auch Abendkurse. Arbeitsstunden unt. Aufsicht. Schülerheim: sehr gute Verpflegung. Schularzt. Direktor **Thie, Berlin-Charlottenburg,** Leibnizstr. 15 (am Knie).

Bern ⭑ **Humboldtianum Handelsschule**
erzieht neuzeitl. Kaufleute. Sprachen. Diplom. Vorbereitung auf **Handels-, Real- und Literarmatur.** Im kl. **Familieninternat** sorgf. Erziehung. Prosp.

Technikum Bingen a. Rh.
Maschinenbau, Elektrotechnik, Eisenhochb.
Beginn: Mitte April und Mitte Oktober.
Programm kostenfrei. Direktor **Prof. Hoepke.**

Heilerziehungs-anstalt Calmenhof Idstein im Taunus. Bildungsanstalt für körperlich u. geistig entwicklungsgestörte Kinder u. Jugendliche beiderlei Geschl. u. jed. Konfess. Prosp. u. Ausk. durch d. **Direktion**

Eisenach ⭑ **Burchardi-Schule,** Bornstr. 7, 11.
Haushaltgs.- u. Gewerbeschule f. Mädch. m. Lehrerinn.-Bildgs.-Anst. Abt. I, Töchterheim mit hauswirtsch. Jahr (Berufsschule). **Abt. II, Frauenschule. Abt. III, Seminar** f. Lehrerinnen d. Hauswirtschaftskunde (Gleichber. i. Preussen). **Abt. IV, Berufsoberschule.** Vorbereitung zur Berufsschullehrerin einschl. höh. Fachschule und Städt. Haushaltungspflegerinnen-Ausbildung.
Näheres durch Auskunftsheft.

Das Pädagogium zu Glauchau i. S.
ist private **10stufige Knabenschule** mit den Zielen der Realschule u. **Internat für Knaben,** die in Erziehung (Pflege) u. Unterr. in erhöhtem Masse indiv. Behandlg. bedürfen. Prosp. d. Dir. **K. Richter.**



Godesberg/Rhein u. **Herchen/Sieg. Evangel. Pädagogium** (Landschulheim), Realgymn. u. Oberrealschule mit Berechtigung zur Abiturientenprüfung (keine Presse!) Kleine Klassen. Internat in einzelnen Familienhäusern. Aufsicht und Anleitung bei den häuslichen Arbeiten. Viel Sport, Turnen, Rudern, Wandern. Direktor: Prof. **Otto Kühne,** Godesberg/Rh.

Halle/S. **Dr. Harangs Höhere Lehranstalt.** Vorbereitg. für alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — Prospekt 6.

TRÜPERS ERZIEHUNGSHEIME
Jena-Sophienhöhe, mit Jugendsanatorium.
1890 gegr. als **heilpädagog. Anstalten für Knaben und Mädchen** m. körperlichen, geistigen u. nervösen Entwicklungsstörungen, sowie für schulisch zurückgebliebene Kinder. Gemeinschaftsleben in kleinen Gruppen. Lehrwerkstätten, **berufl. Eignungsprüfung,** rhythmische und schwedische Gymnastik. Hallenschwimmbad und Sportplätze im Heim. — Illustrierter Prospekt kostenlos.

Erzieh.-Anst. zu Keilhau b. Rudolstadt, Th. (Landerziehungsheim). Gegr. 1817 v. Fr. Fröbel, in ges. Lage, v. Bergwäld. umgeb., a. Fusse d. Thür. Wald. Lehrpl. d. Realsch. m. wahlfr. Span. u. Lat. Berecht. z. Erteil. d. Obersek.-Reife. Drucks. d. Leitung. Fernr.: Rudolst. 185.

Knabenpensionat m. öffentl. höherer Schule Kerpen b. Köln. Sexta bis Obertertia inkl. Gymnas., Realgymn., Realschule. Zeugnisse berecht. z. Eintritt i. UII d. Vollanst. Kl. Klassen. Sport, Fischerei. 4 Tennispl. Hauskapelle. — Prosp. v. geistl. Leiter **Brodmann.**

TECHNIKUM KONSTANZ Prosp. fr.
Ingenieurschule am Bodensee.
Maschinenbau und Elektrotechnik.

Technikum Lage (Lippe). *INGENIEUR-SCHULE.*
Maschinenbau, Elektrotechnik, Hoch- u. Tiefbau, Tonindustrie. — Getrennte Werkmeister-Abteilungen. Stud.-Kasino. Lehrpläne frei

LAUSANNE (Schweiz)
INSTITUT LEMANIA
Moderne Sprach- und Handelsfachschule
mit abschliessendem **Diplom.**
Gründl. Erlernung des Französischen sowie rationelle Vorbereitung auf den kaufmännischen Beruf. **Franz. Ferienkurse in den Bergen.** Sport; Internat u. Externat. -- **Alpines Landerziehungsheim Lémania in Champéry** (Walliseralpen — 1100 m ü. M.) für Knaben von 8—15 Jahren.

LEIPZIG, Deutsche Buchhändler-Lehranstalt, Buchhändlerhaus. Ostern 1928: Neuer Jahreskurs f. hochschulm. Ausb. in Buch-, Kunst- u. Musikalienhandel, auch f. Damen u. Ausländer. Satzungen u. Lehrpl. geg. ½ GM. d. Stud.-Dir. Prof. **Dr. Frenzel.**

LEIPZIG Sidonienstr. 59/61. **Dr. Schuster'sche Lehranstalt** mit **Schülerheim,** gegr. 1882. A. Vorbereitung für **alle Prüfungen u. Klassen** (auch f. Damen u. Aeltere). B. **Vollst. Klassen** aller Systeme. Prosp. frei. Prof. Dr. **Schuster.**

Technikum Lemgo i. Lippe ⭑ **Ingenieurschule. Staatskommissare.**
Maschinenbau, Brückenbau, Elektrotechnik, Betriebstechnik, Hochbau, Tiefbau, Eisenbetonbau, Architektur.

Loheland i. d. Rhön
Berufsausbildungsstätte
Lehrweise von Rohden-Langgaard
Gymnastik
Beginn des neuen Lehrganges: 5. September 1928.
Ferienkurse für Frauen u. Mädchen: Juli u. August.
Prospekte auf Anfrage: **Loheland, Post Fulda/Rhön.**
Die Schule ist dem Deutschen Gymnastikbund angeschlossen.

Pädagogium Lübeck Am Burgfeld 10 M. GERHARDY. | **Privatschule für Knaben u. Mädchen.** Vorbereit. für sämtl. Prüfungen — Sexta bis Abitur all. Schulsysteme. Erstklassig geleitetes Internat. —

Dr. Schraders Vorbildungsanstalt
Gegründet 1892. Leitung Dr. Grössel. **Magdeburg** Olvenstedter Str. 1/3. Fernsprecher: 2458.
Klassen: U-III bis O-I, real u. gymn. mit Internat.
Von Ostern 192 besondere feststehende staatliche Prüfungskommission für Abiturienten. Prospekte.

Alpen-schulheim Schloss Marquartstein (Obb.) Herrl., gesunde Gebirgslage (Wintersonne). Sorgf. Famil.-Erzieh. Straff. Unterr. i. kl. Klass., daher Umschulg. u. bes. Förderg. leicht. Dir. **E. Endemann.**

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Kl. Gymnas.- u. Real-Kl.: **Sexta bis Reifeprüf.** Sport. Förderung körperl. Schwacher. Gute Verpfleg. durch eig. Landwirtschaft. **Prüfungserfolge.**

Niesky O.-L. **Pädagogium der Brüdergemeine. / Internat. Gymnasium, Realgymnasium. Reifeprüfung an d. Schule selbst.**
Kleine Klassen. Sorgfält. Unterricht. Beaufsichtigung, auch der Schularbeiten, u. Erziehung in christlichem u. vaterländ. Geist.
Spiel. Sport. Wanderungen.
Illustrierter Prospekt und Referenzen.

Quedlinburg Harz Städt. **Frauenschule** u. **Kinderg.-Seminar**
Staatlich anerkannt und vollberechtigt.

Fortsetzung siehe nächste Seite

Empfohlene Unterrichtsanstalten



Potsdam-Hermannswerder 15
HOFFBAUER-STIFTUNG
Erziehungs- u. Unterrichtsanstalten: Säuglingsheim, Grundschule, Oberlyzeum neuen Stils. Frauenschule u. Lehrgang für technische Lehrerinnen mit staatl. Abschluss-Prüfung.

Klosterschule Rossleben a. d. Unstrut, Bahn Naumburg-Artern
Gymnas. u. Realgymnas. von **U III bis Abitur, Schülerheim,** Arbeitsstunde, ärztl. Ueberwach., gross. Spielplatz. Auskunft Rektorat.

TECHNIKUM STRELITZ·MECKL·
Hoch- u. Tiefbau, Betonb., Eisenb., Flugzeugb., Maschinenb., Autobau, Heizg. u. Elektrot. Ingenieure u. Techniker. Progr. fr.

INGENIEURSCHULE BAD SULZA IN THÜR.
Höh. Techn. Lehranstalt / Maschinenbau / Elektrotechnik / Gas- u. Wassertechnik / Chemie Flugwesen. — Programme U kostenlos.

Ingenieur-Akademie
Wismar a. d. Ostsee

Jllustr. Programm kostenlos

Eine Zukunftsfrage. Unsere über 90% Prüfungserfolge geben Ihnen die Sicherheit, dass Sie sich für Ihre Abituriums- und Handelsdiplomvorbereitung ruhig uns anvertrauen dürfen.
Über die **besondere Arbeitsweise,** der wir diese glänzenden Erfolge verdanken, klären Sie unsere Prospekte auf.
Institut Minerva Zürich
Grösste schweiz. Spezialschule.



Empfohlene Töchterpensionate

Bern (Schweiz). Töchterinst. Elfenau. Wissenschaftl. Unterr. Französisch wie i. franz. Sprachgebiet. Künste. Abtlgn. f. Hauswirtsch. u. f. Handelsfächer (Dipl.). — Bergheim „Alpina" in **Grindelwald** f. Hochsomm.- u. Wintersportaufenth. **Dr. Fischer-Chevallier u. Frau.**

Clarens-Montreux **Töchter-Pensionat Villa Rurik.** Studium der Sprach. u. Musik. **Prakt. hauswirtsch. Kurse** Sport. Empfehl. in Deutschland **Mr. et Mme. Scheerer-Schnewlin.**

Dresden 6 Bautzner Str. 102. **Töchterheim Götte mit staatl. anerk. Haushalt.-Schule.** Villa mit gr. Garten in freier Lage. Hausw. Ausbild., wissensch. Fortbild. Unterr. in Handelsfäch.

Dresden-A. 60 Leubnitzer Str 19 **Töchterh. Römer. Staatl. genehm. a. Haushalt.-Schule.** Allein bewohnte Villa. Unterricht nach Wahl in Wissensch. Sport. Gesellsch. Ausbildg. Jll. Prosp. Referenzen. ADT

Dresden-Weisser Hirsch ⋆ **Töchterheim Schellberg,** Straußstr. 8. Erstkl. wiss., hausw., gesellsch. Ausb. Nur erste Lehrkräfte. Künste, Sport. Vorzügl Körperpfl., tägl. Gymn. im Freien. Herrl. Lage, gr. Garten. Zahlr. Anerkenn.

Gernrode/Harz. **Töchterheim Hagenberg.** Gegr. 1910. Herrl. Lage a. Walde. Haushaltskurse, Wissensch., Sprach., Musik, Handelsfäch., Sport, Tanz, Umgangsformen. Prosp. mit Bildern. Fr. Dir. **M. Falcke.**

Gernrode Harz. **Töchterbildungsheime Waldtraut-Brunhild.** I. Wissensch. Fortbildg., Abt. a unvollend. Schulbild. b) Lycealabschluss, II. Lernküchen, III. Handelsabt., IV. Höh. Handelssch. 12 Morg. Wald, Sport- u. Gartenanl., Zentralh., fl. Wass. Lehrpl. fr.

Bay. Gmain Oberbayern ⋅ **Töchterheim Gut Hohenfried.** Vorn. christl. Haus. Hauswirtsch Sprachen, Musik, Gärtn., Viehwirtsch. Herrl. Gebirgslage. Kein Massenbetr., voll. Familienanschl. **Frhr. u. Frfr. v. Roeder.**

Bad Harzburg **Töchterheim Villa Mansfeld.** Gegr. 1910. Haus I. Rgs. **Begrenzte Anz. j. Mädch. aus nur best. Kreisen.** Wissensch., Hauswirtsch., Gesellschaft. **Engländerin u. Französin i. Haus.** Sport, herrl. Lage, jed. Komf. Frau **Dr. Rensch.**

Bad Reichenhall ⋆ **Erstklass. Töchterheim. Villa Continental.** Gründl. Ausbildg. i. Wissensch., Hauswirtsch., gesell. Formen, Sport! Jllustr Prosp. mit I. Referenzen. **Frau J. Segebarth. Dr. phil. Ruth Segebarth.**

Rhöndorf-Honnef „Villa am Rhein". **Töchterpensionat Steinkühler** bildet jg. Mädch. aus zur **Selbständigkeit** i. gesamt. Hauswes., Schneid. u. kunstgewerbl. Handarb. Wissensch., musikal. u. gesellsch. Ausbild. Näh. Prosp.

Schweiz, Territet-Montreux
INSTITUTION DES ESSARTS
Töchter-Pensionat, Château de la Veraye.

Thale Harz. **Töchterheim Lohmann.** Gegr. 1902. Gedieg. u. zeitgem. theoret. u. prakt. Fortbild. n. neuest. staatl. Grunds. d. gepr. Lehrkr. Herrl. Wald- u. Gebirgsl., beste Pflege. Prosp. **A. M. Lohmann,** staatl. gepr. ADT

Weimar ⋆ **Institut Dr. Weiss.** Gegründet 1874. Staatl. genehmigt.

Töchterheim.	**Frauenschule.**	**Abiturvorbereitung.**
Hauswirtschaftl., gewerbl. u. wissensch. Fortbildung. Musik, Gymnastik, Sport Berufsschulberechtigung.	Lehrplan d. Forderungen der neuen Frauensch. entspr. Staatl. Abschl.-Pr.	(Obersekunda bis Oberprima.) Staatliche Reifeprüfung.

Akademische u. gewerbl. Lehrkräfte im Haus. Grosser Besitz. Park. Prospekte und Referenzen durch **Dr. Curt Weiss u. Frau.**

Kassel-Wilhelmshöhe. **Töchterheim d. Ev. Diakonievereins am Brasselsberg.** Staatl. anerk Haushaltungsschule in schönster gesunder Lage, am Fuße des Habichtswaldes. Gr. Garten, Haus mit all. neuzeitl. Einricht. Gründl. prakt u. theoret. Ausbildung in Haush., Küche, Handarb., Weißnähen u. Gartenarbeit. Sittliche u. geist. Fortbildg. Berufsberatung. Auf Wunsch Sprach-, Zeichen-, Musik- u. Tanzunterricht. **Semesterbeginn: April u. Oktober. Semesterpreis: 800.— M.** Näheres durch die Leiterin **Marg. Wiederhold.**

Kassel-Wilhelmshöhe **Töchterheim Haus Harre.** Eigne Villa. Gründl. Ausbildg. Plan d. Frauenschule. Mäss. Preise. Prosp. geg. Doppelporto d. d. Vorsteh. Frau Fabrikdirektor **E. Harre,** staatl. gepr. Lehrerin.



LIEFERUNG DIREKT AB FABRIK AUF WUNSCH TEILZAHLUNG!
FAHRRADFABRIK
AUGUST STUKENBROK
EINBECK
ÄLTESTES UND GRÖSSTES
FAHRRADHAUS DEUTSCHLANDS
Sie erhalten kostenlos ein Sparbuch!
DAS DEUTSCHLAND-RAD
Bitte hier abtrennen
EINIGE
TAUSENDE
mspruchnahme bei schlechtem
Wetter und bei schlechten Straßen
C. F. 29. 6. 27. in St. G.
O. K. in St., 5. 7. 27.
ur 3 Pfg.
AN DIE FAHRRAD-FABRIK
AUGUST STUKENBROK
Ältestes und größtes Fahrradhaus Deutschlands
EINBECK
767
An die Fahrradfabrik August Stukenbrok, Einbeck.
Wohnort:
Straße:

Millionen Kunden urteilen

„Was STUKENBROK liefert, ist in Güt… und Preiswürdigkeit unübertroffen!

Mein Katalog ist eine Bestätigung der wohlbegründeten Ansicht meiner treuen Knndschaft, daß die Firma **August Stukenbrok** in ihrer Branche tonangebend und bei der konkurrenzlos reichhaltigen und preiswürdigen Auswahl, als vorteilhafteste Bezugsquelle anzusehen ist. Eine Durchsicht des Kataloges wird auch Sie von der Richtigkeit der Ansicht überzeugen, und Sie veranlassen, ihren jetzigen oder künftigen Bedarf bei mir zu decken. Darum:

Säumen Si… nicht, fülle… Sie

noch heute

eine der an… hängenden Karten aus, Sie erhalte… dann

kostenlos

meinen neu…esten Haupt… Katalog!

Bitte hier abtrennen


An die Fahrradfabrik **August Stukenbrok, Einbeck.**
Leistungsfähigstes Spezialhaus der gesamten Fahrradbranche.

Name:

Stand:

Wohnort:

Straße: .... Bestellungs-Postort ist: ....

…-Bezirk: .... Land oder Provinz: ....

Adresse bitte deutlich

EINIGE von den vielen mir zugegangenen Anerkennungen:

von TAUSENDEN

Es sind bereits 18 Jahre verflossen, daß dieses Deutschland-Rad in unserem Besitz ist. Trotz stärkster …

Adressenausfüllung nur 3 Pfg. …

AN DIE FAHRRAD-FABRIK

AUGUST STUKENBROK

Ältestes und größtes Fahrradhaus Deutschlands

EINBECK

767

Fahrradfabrik August Stukenbro… EINBEC…

Ältestes u. größt… Fahrradhaus Deutschlands.

Das

Deutschland-Rad

die gute Marken-Maschine!



Lieferung direkt ab Fabrik!

Auf Wunsch Teilzahlung!

Nähmaschinen

Sport- und Radfahrer-Bedarfs-Artikel!

Tausende von freiwilligen Anerkennungen aus allen Kreisen!

Fahrradfabrik
August
Stukenbrok
EINBECK

Ältestes u. größtes Fahrradhaus

EINIGE von den vielen mir zugegangenen Anerkennungen

TAUSENDEN

Es sind bereits 18 Jahr … daß dieses Deutschland … serem Besitz ist. Trotz … Inanspruchnahme … Wetter und bei schle… fiel das Rad in dieser Zeit täglich ca. 15 km. Das sind … das Jahr zu 300 Tagen gerechnet … in 18 Jahren 81000 km, wobei jedoch die großen Touren nicht eingerechnet sind. Hervorzuheben … daß das Rad noch in seinen … Kugellager läuft. Besonders zu erwähnen … die wirklich prima Vernickelung bzw. die Emaille … wurde, ganz besonders gut erhalten ist.

C. E. 29. 6. 27. in St. G.

… mit, daß ich vor dem Kriege … dauernd … Rad … mit häufig bis 100 kg Paketen beladen, wozu das eigene Gewicht von 75 kg kam. Ich war in jeder Beziehung mit dem leichten Lauf und der Stabilität des Rades sehr zufrieden …

O. K. in St., 5. 7. 27.

Bitte hier abtrennen

Adressenausfüllung nur 3 Pfg. bei weiterer … 8 Pfg.

AN DIE FAHRRAD-FABRIK

AUGUST STUKENBROK

Ältestes und größtes Fahrradhaus Deutschlands

EINBECK

767

An die Fahrradfabrik **August Stukenbrok, Einbeck.**
Leistungsfähigstes Spezialhaus …

Hiermit ersuche ich um kostenfreie … Nähmaschinen, … Radio-Artikel, … sowie sämtliche Artikel … Schallplatten, Waffen, Munition und Jagdartikel, … und Landwirtschaft, Haushaltungsartikel, Waschmaschinen, Christbaumschmuck usw.

Name: …

Stand: …

Wohnort: …

Straße: … Postort ist: …

Adresse

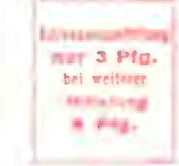
EINIGE von den vielen mir zugegangenen Anerkennungen

TAUSENDEN

… serem Besitz ist. … Inanspruchnahme … Wetter und bei schlechten … fiel das Rad in dieser Zeit täglich ca. 15 km. Das sind … das Jahr zu 300 Tagen gerechnet — in 18 Jahren 81000 km, wobei jedoch die großen Touren nicht eingerechnet … trotzdem das Rad nach Regen nie … wurde, ganz besonders gut erhalten …

… mit häufig bis 100 kg Paketen beladen, wozu das eigene Gewicht von 75 kg kam. Ich war in jeder Beziehung mit dem leichten Lauf und … des Rades sehr zufrieden, eben…

Bitte hier abtrennen



Adressenausfüllung nur 3 Pfg. bei weiterer … 8 Pfg.

AN DIE FAHRRAD-FABRIK

AUGUST STUKENBROK

Ältestes und größtes Fahrradhaus Deutschlands

EINBECK

767

An die Fahrradfabrik August Stukenbrok, Einbeck.

Leistungsfähigstes Spezialhaus der gesamten Fahrradbranche

[illegible]

Name: ______________________

Stand: ______________________

Wohnort: ______________________

Straße: ______________________ Bestellungs-Postort ist: ______________________

Oberpostdirek-tions-Bezirk: ______________________ Land oder Provinz: ______________________

Konkurrenzlos billige Preise!

Größte Auswahl

Beste Qualitäten

Fahrräder

Fahrradzubehör und Ersatzteile

Nähmaschinen allerbestes Fabrikat

Pneumatiks bester Qualität



Sport- u. Radfahrer Bedarfsartikel

Fordern Sie durch eine der anhängenden Karten kostenlos Katalog!

EINIGE

aus den vielen mir zugegangenen Anerkennungen

von TAUSENDEN

[illegible] prima Vernickelung [illegible] Zerung, die, trotzdem das Rad nach Regen nie abgewischen wurde, ganz besonders gut erhalten ist.

[illegible]

[illegible] häufig bis 100 kg Paketen beladen wozu das eigene Gewicht von 75 kg kam. Ich war in jeder Beziehung mit dem leichten Lauf und [illegible]

[illegible]

Lizenzgebühr nur 3 Pfg. [illegible] 5 Pfg.

AN DIE FAHRRAD-FABRIK

AUGUST STUKENBROK

Ältestes und größtes Fahrradhaus Deutschlands

EINBECK

767

An die Fahrradfabrik August Stukenbrok, Einbeck.

Leistungsfähigstes Spezialhaus der gesamten Fahrradbranche

[illegible]

Name: ______________________

Stand: ______________________

Wohnort: ______________________

Straße: ______________________ Bestellungs-Postort ist: ______________________

Oberpostdirek-tions-Bezirk: ______________________ Land oder Provinz: ______________________

Fahrradfabrik

August Stukenbrok

EINBECK

Aeltestes und größtes Fahrradhaus Deutschlands

Reise- u. Kuraufenthalt

= Reise- u. Kuraufenthalt =

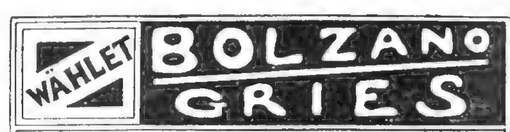
BUOCHS am Vierwaldstätter See. **Belebt. Sommerkurort. Hotel u. Pens. Krone.** Erstes, altbek. Haus Anhängliche deutsche Kundschaft. Ausflugszentrum. Park, Auto. Eigene Seebadanstalt. Volle Pens. m. Zimm. v. frs. 8.50 b. 10.—.

Bad Dr. Steger ⋆ Bachgart ⋆ 920 m
Schnellzugs-Station Mühlbach (Rio di Pusteria). 100 Betten. Ausgedehnte Wälder. Tennis, Fischerei etc. Zimmer u. Pension GM. 7.—.

Tenigerbad (Graubünden/Schweiz) für Ruhe und Erholung.
1300 m ⋆ Waldreich Jllustrierte Prospekte gratis.

Nerven-Heilanstalt Friedheim, Zihlschlacht, Schweiz
Eisenb.-Stat. Amriswil b. Romanshorn. Für Nerv.-, Gemütskranke, Entwöhnungskuren. 3 Aerzte. Gegr. 1891. Chefarzt Dr. Krayenbühl.

Bad Gleichenberg
Steiermark — Oesterreich
15. April bis 15. Oktober.
Katarrhe, Asthma, Emphysem, Herzleiden
Moderne Kurbehelfe. Billigste Preise. — Verlangen Sie Prospekt!



den sonnendurchfluteten, windgeschützten und von medizin. Autoritäten wärmstens empfohlenen
Erholungsort im Dolomitengebiete als
Frühlings- u. Kuraufenthalt
Tageskosten 25-65 Lire (mit Ausn. der Luxushotels)
Auskünfte durch die Azienda di Cura, Soggiorno e Turismo, Bolzano (Italien), Kornplatz Nr. 26

Als Band 36 der Monographien zur Erdkunde erschien:
Klima und Landschaftsbild
von S. Passarge
Mit 115 Abb., davon 9 in Farben, sowie einer farb. Karte. Elegant gebunden M. 7.—
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

FRANZENSBAD
Das erste Moorbad der Welt. Hervorragendes Frauen- und Herzheilbad
Kohlensäurereichste Mineralquellen. Stärkste aller bekannten Glaubersalzquellen.
Grösste Heilerfolge bei Herz- u. Frauenleiden, Kinderlosigkeit, Gicht u. Rheumatismus, chronischer Stuhlverstopfung.
Erholungskurort für geistig Ueberanstrengte.
Aerztl. Broschüren sowie Auskünfte d. die Kurverwaltung Abt. M. Vor- u. Nachsaison ermäss. Preise.

Hotel Königsvilla ⋆ Vornehmste u. günstigste Lage f. d. Kurgebrauch. Haus I. Rgs. mit all. der Neuzeit entsprech. Komfort. Mit eig. gross. Gartenanlagen. Prospekte auf Verlangen.

Hotel „Belvédère-Bellevue". **Vornehmes** Haus I. Rgs. m. jed. **neuzeitl. Komf.** in bevorz. Lage. **Terrassen-Restaurant und Café. Täglich Konzerte.**

Kurhaus „Eiche". Feine Pens., 40 Zimm., App., Warm-Kaltw., Aufz., Ztr.-Heizg. **Vorz. Küche.** Jll. Prosp. Bes.: **Dr. med. F. Khittl.**

Pension Dr. WOLF. Modernster Komfort. Ausgezeichnete Küche. Mäss. Preise. Besitzer: **Med.-Rat Dr. WOLF.**

Empfohlene Hotels und Pensionen

BASEL ⋆ **Hotel Victoria u. National.** Gegenüber Bundesbahnhof. Von Deutschen von jeher gern besuchtes Familienhotel. Haus I. Rgs. mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet. Zwei Personen-Aufzüge. Fliessendes Wasser in allen Zimmern. Privat-Bäder. Drei grosse Garagen in nächster Nähe. Mässige Preise. **Paul Otto,** Besitzer.

Arosa *Schweiz. 1850 m ü. M.* **Hotel Arosa Kulm.** Erstkl. Famil.- u. Sport-Hotel. Höchste, sonnigste Lage inmitt. schönst. Alpenmatten. 2 Tennis. Garage. **Modernst. Komf.** Orch., Dancing. Sais.: Juni-Sept. Dir. **F. Helbling.**

Basel ⋆ **Park-Hotel Bernerhof** Altrenomm. Familienhotel inmitt. d. Parkanlag. a. Zentralbahnhof. Zimmer m. lauf. Kalt- u. Warmwasser, pro Bett von 4 Frs. an. **G. Maizet-Hertenstein,** Bes.

Basel *Bundesbahnhof.* **SAVOY HOTEL UNIVERS.** Behaglich-modernes Haus I. Rgs mit ruhigen Gartenzimmern u. fliessendem Wasser. Privatappart. Bäder. Dir. **H. Weissenberger.**

Berchtesgaden · Haus Geiger. Ueber 60 Jahre im Besitz und unter Führung der Familie. Fliessend Wasser, Zentralheizung, Autogaragen. Bes. **F. Geiger.**

Alpenhotel Bödele ⋆ (1140 m ü. M.) — Station Dornbirn, Vorarlberg. **Höhenluftkurort und Wintersportplatz I. Ranges.** Pension v. M. 8.— bis M. 9.50. Prospekt durch Dir **F. Freylinger.**

Brannenburg · Berghotel Wendelsteinhaus (1740 m) am Endpunkt d. elektrischen Zahnradbahn auf den Wendelstein. Neuzeitlich eingerichtet. Ganzjährig geöffnet.

Braunlage (Oberharz) · **Pension Bremer.** Vornehmes, ruhiges Haus in bester Höhenlage. Eigene, grosse Liegewiese. — Zimmer einschl. guter Verpflegung 7—8 Mark.

Dresden ⋆ **Hotel Bellevue**
Generaldirektor R. Ronnefeld.
Weltbekannt, sehr vornehm. Unvergleichliche Lage.
Mit allen zeitgemässen Einrichtungen.

FLIMS-Waldhaus · **Grand Hotel et Surselva.** Neuestes erstkl. Haus in bevorzugter Waldlage nächst Caumasee. Pension von Frs. 16.— bis 25.—. Prospekte durch Direktion. **P. Buol.**

Flims-Waldhaus **Park-Hotel Waldhaus.** Führendes Haus in domin. Lage. 340 Betten. Pension v. Frs. 18.—, Juni u. Sept. v. Frs. 17.— an. Zweighäuser: H. Segnes u. Bellavista v. Fr. 12.50 an.

Bad Harzburg · **Waldpark-Hotel Südekum (Belvedere).** Ganzjährig geöffnet. Natürl. Sol- u. Kohlensäurebäder auf allen Etagen. Pension einschl. Zimmer M. 9—12.50. **Otto Südekum.**

Interlaken · Schweizerhof Familienhotel I. R. Schöns e Lage am Höheweg neb. Kurgarten. Privatbäder od. fl. Wasser i. all. Z. Restaurant. Autogarage mit Boxes. Pens. v. Frs. 16.— an. **Th. Wirth,** Bes.

Karlsbad ⋆ **HOTEL ANGER.** Haus I. Ranges. Zentralheizung. Fliess. Wasser. Staatstelefon in allen Zimmern. Privatbäder. Vor u. Nachsaison ermässigte Preise. Telegramme: Angerhotel.

Fortsetzung siehe nächste Seite

Empfohlene Hotels und Pensionen

Luzern **Hotel St. Gotthard-Terminus.** Altbek., bestrenomm. Haus I. R. in bester Lage a. See, nächst Bahn u. Schiff. Sämtl. Zimmer mit fliess. Wasser. App. mit Bad. Kulante Preise. **W. Doepfner,** Bes. u. Leiter.

Marienbad. Grd. Hot. Klinger, einzig bestgeleg. Hot. a. d. Prom. i. Park, m. d. dazugeh. Häus. **Schloss Miramare** u. **Helvetia,** 400 Zim., fliess. warm. u. kalt. Wass., Staatstelef. u. Dampfh. i. all. Zim., eleg. ausgestatt. Anerk. best. Restaur., Treffp. d. eleg. Welt, 5 Uhr-Tee, tägl. Konzert, wöchentl. 2 Galabälle, zivile Preise.

Mentone Die Perle der französischen Riviera. — **HOTEL DE VENISE.** Vornehmes Familienhaus allerersten Rgs. Zentral u. sonnig, im herrl. Park gelegen. 200 Südzimmer, 80 Privatbäder. **A. Somazzi,** Besitzer.

Montreux ★ Grd. Hot. **EDEN.** Erstkl. 220 B. In allen Z. fliess. Wasser. Am See. Neb. Kursaal. Absolute Ruhe. Mässige Preise. **E. Eberhard,** Besitzer.

Oberhof / Thür. **Wünscher's Park-Hotel.** Das Haus d. vornehmen Familien. Das ganze Jahr geöffnet. Südlage mit herrl. Fernsicht. Autohallen. Fernruf 7 und 70.

Partenkirchen ★ **Hotel „Der Kurhof"** Schönstgeleg., vornehmes Familienhaus. — Näheres Prospekte.

Schierke (Oberharz). **HOTEL WALDFRIEDEN.** Besitzer: **Conrad Schinke.** Vornehmes Haus. Fliess. Wasser. Bäder. Passantenlogis, Autogaragen. Zimmer inkl. Verpflegung von Mk. 8—12. Prospekt frei.

Bad Sooden-Werra das schönste Solbad in Bergluft, Wiesen- und Waldesduft. ★ **Kurhotel Gundlach** Altbekanntes Familienhaus in bevorzugter Lage. Zimmer u. beste Verpflegung ab 7 Mark.

Spiez (Schweiz). **Schlosshotel Schonegg.** Familienhotel I. Ranges in aussichtsreicher Lage. 100 Betten. Tennis, Orchest., Golf, Garage. Prosp. durch **Familie Mützenberg.**

St. Blasien **Villa Gertrud** ★ **Südl. Schwarzwald.** 800 m ü. M. — Pension M. 6.- bis M. 7.-. Für Erholungsbedürftige. Infektiöse ausgeschlossen. Liegehalle. Privatveranden. ZH. Prospekte.

Weggis am Vierwaldstättersee ★ **Hotel Albana.** Behagl. Haus in best. Lage. Waldpark. Tennis. Zimmer mit fliess. Wasser. Herrl. Aussicht auf See u. Alpen. **Sehr empfohlen.** Pension v. Fr. 11.— an. Prospekte bereitwilligst durch **Fam. Wolf.**

Weggis *Vierwaldst.-See.* ★ **Park-Hotel** Erstes Haus am Platze. Fliess. Wass. i. d. Zimmern. Appartem. m. Bad. Gross. Park am See. Strandbad. Tennis. Pens. von Frs. 12.50 an.

Wiesbaden Hotel und Kochbrunnen Badhaus **Schwarzer Bock.** Besuchtestes Kur- und Passantenhaus I. Ranges, beste Kurlage, 280 Betten, fliessendes Wasser, elegante Gesellschaftsräume, anerkannt gute Küche. Pension einschliesslich Thermalbad und aller Nebenausgaben von Mk. 11.— ab. Jahresbetrieb! F. 9751. Garage. Bes.: **Theodor Schäfer.**

PONTRESINA ★ **Parkhotel** Engadin 1803 m Schweiz. 130 Betten. Sonnig und ruhig gelegen. Von Familien bevorzugt. Sommer- u. Wintersport. Zweighaus: **Schlosshotel Enderlin, Pontresina. Grd. Hotel des Temples, Girgenti (Sizilien).**

Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer u. Leiter. — Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten.

Ahrweiler (Ahrtal-Rheinland). **Kurhaus Ahrweiler** Das ganze Jahr geöffnet. Indikation: Alle Formen psychischer und nervöser Störungen, Entziehungskuren; besondere Abteilung für innere Krankheiten (Diabetes etc.). Leitender Arzt: **Dr. von Ehrenwall,** Geheimer Sanitätsrat.

Sanitätsrat Dr. Wiedeburgs **Waldsanatorium Schwarzeck** in Bad Blankenburg, Thür. Wald, f. nerv. u. inn. Kranke u. Rekonvalesz. 4 Fachärzte. Alle phys.-diätet. Kurbehelfe. Psychotherapie.

St. Blasien i. südl. Schwarzwald, 800 m ü. M. **Sanatorium St. Blasien** für **Leicht-Lungenkranke.** Aerztl. Leiter: **Prof. Dr. Bacmeister.**

Braunlage (Oberharz) **Sanatorium Dr. Barner** für Mag.-, Darm- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nervenkranke, Asthmatiker. Tel. 8 u. 12.



Dr. Lahmann's Sanatorium „Weisser Hirsch" / Dresden Physikal.-diätetische Heilanstalt. Klinische Sonderabteilung. Das ganze Jahr geöffnet.

Dresden-Weißer Hirsch, Dr. Teuscher's Sanatorium für Nerven- und innere Kranke.

Sanatorium Ebenhausen 700 m ü. M. **bei München** f. innere Kranke sowie Nervöse u. Erholungsbedürftige. Aerztl. Leitung: Prof. Dr. Edens, im Winter zus. m. Dr. E. Schlagintweit.

San.-Rat **Dr. Bieling's Waldsanat. Tannenhof** **Friedrichroda in Thür.,** gewährt sorgfältigste ärztliche Behandlung u. Diätkuren bei **Nerven-, Herz- u. inner., spez. Magen- u. Darmkrankh., Basedow u. Fettleibigkeit.**



Nicht besetztes Rheinland. **Kurfürstenbad Godesberg a. Rh.** Für Nervöse u. innerlich Leidende. Ärztl. Leitg.: San.-R. **Dr. Staehly.** Kfm. Leitg.: Direktor **Butin.**

Christophsbad Göppingen (Württ.) / Dr. Landerer Söhne. **Heilanstalt für Nerven- u. Gemütskranke.** Offenes Landhaus für Leichtkranke u. Erholungsbedürft. Ärztl. Leitung **Dr. F. Glatzel.**

Luftkurort Görbersdorf in Schlesien, 561 m. **Heilanstalt am Buchberg** für Lungenkranke des Mittelstandes. Chefarzt **Dr. Busch.** — Kurschriften durch die Verwaltung.

Görbersdorf (Kr. Waldenbg., Schl.) **Dr. Weicker's Lungenheilanstalten.** a) Priv.-Sanat. „Marienhaus" f. kl. Zahl Lungenkr. d. bemitt. Stände; b) Heilst. „Krankenheim" m. Männ.-, Frau.- u. Kind.-Abt., auch f. Selbstzahl. Aerztl. Leitg.: **Dr. Steinmeyer, Dr. Warnecke**

Görlitz • **Dr. Kahlbaum** **Sanatorium und Ärztl. Pädagogium** für Nervenkrankheiten und Psychosen mit Schulunterricht, Berufsausbildung

Goslar a. Harz • **Sanatorium Theresienhof** **für innere u. Nervenkranke.** Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt. San.-Rat **Dr. Gellhorn.**

Fortsetzung siehe nächste Seite

Hamburg · Prof. Unna's Klinik Haut- und Haarkrankheiten. Kosm. Kuren. Histopatholog. Bakteriolog. Serolog. Strahleninstitute. Prof. **P.G. Unna** sen., Dr. **K. Unna**, Dr. **Paul Unna** jun. u. **Dr. G. W. Unna**.

Hirsau bei Calw, württ. Schwarzwald **Sanatorium**
Für Nerven- und innere Kranke. — Psychotherapie.
Das ganze Jahr geöffnet. Besitz. u. Leiter: Sanitätsrat **Dr. C. Römer**.

Kurhaus Höchenschwand (Bad. Schwarzwald). 1015 m. Höchstgeleg. deutsche Kuranstalt f. Erhol.-Bedürft. Innere u. Stoffwechselkr. Tuberkulosefrei. Jahresbetrieb. Leit. Arzt **Dr. W. Bettinger**.

Hohenlychen · Sanatorium für lungenkranke Frauen. (Kr. Templin). Leit. Arzt: **S.-R. Dr. Koch**. Mod. einger. Häuser inmitten herrl. Wäld. u. Seen. Mäss. Pr. Anfr. an die Verwaltung.

Sanatorium Hohenwaldau
Degerloch-Stuttgart, f. physik.-diätet.-homöop. Heilverf.
Aerztl. Leiter: **Dr. med. Katz**

Dr. Ferd. Wahrendorffsche **„Kuranstalt Ilten“** b. Hannover f. Nerv.- u. Gemütskranke. Offene, halboff. u. geschl. Häus. Grosse, eig. Landwirtschaft mit Beschäftigungsmöglichkeit. Mod. Therapie. 4 Aerzte Näheres durch Anfr. Fernruf: Hannover Nd. 324.

Kennenburg bei Esslingen (Württemb.). **Heilanstalt** für Nerven- und Gemütskranke. Psychotherapeutische Behandlungen u. Entziehungskuren. Prospekt. Teleph. Esslingen 197. Besitzer u. leit. Arzt: San.-Rat **Dr. Krauss**.

Liebenstein i. Thür. **Sanatorium** DDr. Eichler, Seige. Klin. gel. Kuranst. spez. f. Herz-, Mag.-, Darm-, Stoffw.-, Nerv.-Kr. Jahresbetr. **Diätkuren**. Psychotherapie.

Kurhaus Bad Nassau
SANATORIUM FÜR NERVEN- UND INNERE KRANKE
Leitende Aerzte: **Dr. R. Fleischmann, Dr. Fritz Poensgen.**

Neuemühle bei Cassel ★ Sanatorium für Nerven- und Gemütskranke, Entziehungskuren.
Telephon: 604 Cassel.
Sanitätsrat **Dr. Otto Brunner**. Sanitätsrat **Dr. Gustav Brunner**.

Kuranstalt Neufriedenheim München, für Nervenkranke all. Art. Herrl. 12 ha gr. alt. Park. Alle Kurmittel u. psychischen Behandlungsmethoden. Entziehungskuren. Völl. getrennte Abteilungen f. Psychosen. Geh. San.-R. **Dr. Rehm. Dr. Baumüller.**

Kuranst. Obersendling München 44. F. Nervöse u. Erhol.-Bedürft. Entzieh.-Kuren. Villenanl. i. gr. Park. Getrennte Vill. f. Psychosen (hier nur wbl. Kranke). Mod. Behandl.-Methoden (Psychotherapie, planm. Beschäft., Gymnast. Malariakuren). Geh. S. R. **Dr. K. Ranke.**

PARTENKIRCHEN Oberbayern **Dr. Wigger's Kurheim**
Sanator. f. Innere-, Stoffwechsel-, Nervenkranke u. Erholungsbedürftige. 4 klin. langj. vorgeb. Aerzte.
Unter ders. Leitg. das vornehme Familienhotel **„Der Kurhof“**, Pensionspreis ab Mk. 9.— aufwärts.
Beide Häuser ganzjährig geöffnet Übergangszeit Ermässigung. Näh. u. Prosp. durch den Besitzer Geh. Hofrat **Dr. Fl. Wigger.**

Sanatorium Schierke (Chefarzt **Dr. R. F. Weiss**). Fernspr. 29 u. 30. Klinisch geführte Kuranstalt f. Krankheiten der inn. Organe, des Stoffwechsels u. der Nerven.

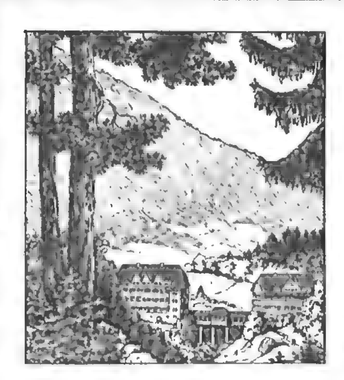
Sülzhayn im Südharz. **Sanatorium Hohentanneck** für Leicht-Lungenkranke.
Ärztl. Leiter: **Dr. med. E. Awe.**

Sülzhayn Süd-harz **Dr. Steins Neues Sanatorium für Leichtlungenkranke**
Herrl. Sonnenlage mitten i. Wald. Fliess. Wasser i. all. Zimmern. Personen-Autzug. 2 Aerzte. — Leit. Arzt: **Dr. med. Stein.**

Sülzhayn-Südharz
Sanatorium Stubbe für **Leicht-Lungenkranke**
Aerztlicher Leiter: San.-Rat Dr. E. Kremser.

Kurhaus Tannenfeld für Nervenkranke, Gemütskranke, Entziehungskuren.
b. Nöbdenitz, Thüringen
Prospekte durch Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**

Wilhelmshöhe bei Kassel **Kindersanatorium Dr. Rohr.**
Mittlere Höhenlage in nächster Nähe vom Wilhelmshöher Schlosspark und Habichtswald. — UNTERRICHT.



Kuranstalt Glotterbad
Oberglottertal (südl. bad. Schwarzwald).
Der schöne Kurort im deutschen Süden
Die herrlichsten Waldluftbäder Deutschlands
Das klassische Schwarzwald Sanatorium
Nerven-Magen-Darm-Stoffwechselkrankheiten * Diätkuren
Ärzte: Dr. med. Hoffner * Geh. Hofrat Dr. med. Noack (früher Dr. Lahmanns Sanatorium).
Kurprospekte durch die Direktion.

Gicht, Rheumatismus, Ischias, Verdauungs- u. Stoffwechsel-Krankheiten **Es hilft die Wiesbadener Kochbrunnen Trinkkur**
Trink- u. Badekuren zu jeder Jahreszeit ohne Berufsstörung ausführbar.
Hervorragende Erfolge!
Kuranweisung u. Bezugsquellennachweis durch das Städtische Brunnenkontor Wiesbaden

Ich mußte mit dem Essen sehr vorsichtig sein

Mein Arzt empfahl mir darum den regelmäßigen Genuß von

„Kubeka“

Diese Getränk-Nahrung schmeckt wirklich ausgezeichnet und ihre vorzügliche Wirkung auf Magen und Darm überrascht. Ich habe seitdem nicht mehr unter Verdauungsbeschwerden zu leiden.



Purezas

Havana-Sortiment 19

50 Upmann 214	*Purezas*	M 15.—
25 Upmann 216	*Obeliscos*	M 12.50
25 Upmann 299	*Favoritas*	M 12.50
25 Upmann 213	*Cesares*	M 15.—

125 feine Havana-Zigarren für nur M 55.—

Pikant herzhaft, kräftig.

Brasil-Sortiment 19

50 Upmann 55	*Supremos*	M 10.—
50 Upmann 65	*Puritanos*	M 12.50
50 Upmann 80	*Culebras*	M 15.—
50 Upmann 40	*Seniores*	M 17.50

200 feine Brasil-Zigarren für nur M 55.—

Mittelstark bis kräftig, gut zu vertragen

Sumatra-Sortiment 19

50 Upmann 13	*Selectos*	M 7.50
50 Upmann 36	*Graciosas*	M 10.—
50 Upmann 43	*Preciosas*	M 12.50
50 Upmann 37	*Apollos*	M 15.—

200 feine Sumatra-Zigarren für nur M 45.—

Sehr mild, dabei fein aromatisch.

*

Gegen Nachnahme oder Ueberweisung auf unser Postsch.-Konto 62032 Hamburg erfolgt

Lieferung frei Haus

an jede gewünschte Adresse.

*

Jllustrierter Hauptkatalog A wird gratis mitgeschickt.

Export nach allen Weltteilen.

Cabinetkiste 50 Stück M. 15.—

Upmann & Co. G. m. b. H. Bremen



ist über ein Jahr alt und noch vollkommen frisch! — Nur

Garantol

Eierkonservierungsmittel erzielt dieses Ergebnis. Seit Jahrzehnten bewährt. Pack. für 120 Eier 40 Pfg. Ueberall erhältlich.





„Welt-Detektiv“

Auskunftei Preiss, Berlin W. 38, Kleiststrasse 36 I, Hochbahnh. Nollendorfplatz — Kurfürst 4543 —

Tausendt. gute Erfolge — Beste Empfehlg. — zwanzigjähr. Erfahrungen — solide Gebühren f. **Ermittelungen, Beobachtungen** (überall u. in jeder Sache)

Spezial-Auskünfte

(Vorleben, Vermögen, Gesundheit, Lebensführung usw.), In-, Ausland.





In Holz in einfacher Ausführung und nach künstler. Entwürfen.

Deutsche Bücher

BONGS GOLDENE KLASSIKER-BIBLIOTHEK

Anerkannt wertvolle Ausgaben

mit Einleitungen, Anmerkungen und Register

Beste Friedensausstattung — Holzfreies Papier — Echt Goldpressung

Von ersten Literarhistorikern geschriebene Lebensbilder führen in den Dichter und in seine Werke ein. Reichhaltige Erläuterungen erleichtern das Verständnis.

Neue billige Preise

Arndt, 4 Bände.
Arnim, 2 Bände.
Arnim u. Brentano, Des Knaben Wunderhorn, 2 Bände.
Bürger (Krit. Ausg.), 2 Bde.
Chamisso (3 Teile), 2 Bände.
Chamisso (Vollständige Ausgabe), 3 Bände
Droste-Hülshoff, 3 Bände.
Eichendorff, 3 Bände.
***Fouqué**, 1 Band.
Freiligrath, 2 Bände.
Gellert, 1 Band.
Goethe (Auswahl), 5 Bände.
Goethe (Erweiterte Ausgabe), 10 Bände
***Goethe** (Vollständ. Ausgabe mit Register), 22 Bände.
***Goethe**, Register allein, 2 Bde.
Grabbe, 3 Bände.
Grillparzer (Vollständ. Ausgabe mit Register), 8 Bde.
Grillparzer (Ausw.), 5 Bde.
Grimm, Sagen, 1 Band.
Grimm, Märchen, 1 Band.
Grimmelshausen, 3 Bände.
Grün, 3 Bände
Gutzkow, 4 Bände.
Gutzkow (Erweiterte Ausgabe), 7 Bände.
Gutzkow, Ritter vom Geiste, 3 Bände.
Halm, 2 Bände.
Hauff, 3 Bände.
Hebbel, 5 Bände.
Hebbel, Werke und Tagebücher, 7 Bände.
Hebbel, Tagebücher, 2 Bände.
Hebel, 2 Bände.
Heine, 9 Teile (Auswahl), 4 Bände.
Heine (Vollständige Ausgabe, 15 Teile), 7 Bände.
Herder, 3 Bände.
Herder (Erweit. Ausg.), 6 Bde.
Herwegh, 1 Band.
Hoffmann [E. T. A.], 8 Bände.
Hoffmann von Fallersleben, 2 Bände.
Hölderlin, 2 Bände.
Homer, 2 Bände.
***Immermann**, Münchhausen mit Oberhof, 1 Band.
Immermann, 3 Bände.
Jean Paul, 4 Bände.
Jean Paul (Erweiterte Ausgabe), 5 Bände.
Keller [Gottfried], 5 Bände.
Keller [Gottfried], Erweiterte Ausgabe, 6 Bände.
Kerner [Justinus], 2 Bände.
Kleist [Heinrich v.], 3 Bände.
***Körner**, 1 Band.
Lenau, 2 Bände.
***Lessing** (Vollständige Ausgabe), 20 Bände.
Lessing, 4 Bände.
Ludwig, 2 Bände.
Mörike, 2 Bände.
***Nestroy**, 1 Band.
Nibelungenlied (Übersetzung von Simrock mit gegenübergestelltem Urtext), 1 Bd.
Novalis, 2 Bände.
***Raimund**, 1 Band.
Reuter, 6 Bände.
Rückert, 3 Bände.
Scheffel, 3 Bände.
Schenkendorf, 1 Band.
Schiller (Auswahl), 5 Bände.
Schiller (Vollständige Ausgabe), 10 Bände.
Shakespeare (Auswahl), 6 Bände.
Shakespeare (Vollständ. kommentierte Ausgabe), 7 Bde
Stifter, 5 Bände.
Storm, 3 Bände.
Sturm und Drang, 2 Bände.
Tieck, 2 Bände.
***Uhland** (Schulausg.), 1 Band.
***Uhland** (Erweit. Ausg.), 2 Bde.
Wagner [Richard], 6 Bände.
Zschokke, 5 Bände.

Jeder Band Ganzleinen 3 M., Halbleder 5 M., Ganzleder 6 M.

Die mit * versehenen Bände 50 Pfg. mehr

Der neue Roman von Felicitas Rose

der Dichterin der Heide

Der hillige Ginsterbusch

ist soeben erschienen.

Auch diesmal ist die Heide mit ihrem roten Blühen oder ihrer braunen Unendlichkeit, sind die schweigenden, aber seelischreichen Heidjer der Boden, aus dem ihr neuer Roman erwächst. Der „hillige Ginsterbusch" wird zum Hüter des Schicksals eines ganzen Geschlechtes. Nach dem Tode seiner inniggeliebten Frau hat sich Oberst Busche in die Heide zurückgezogen, um ganz der Erziehung seines Töchterchens Regina Barbara zu leben. Ihr Aufblühen zu edlem Frauentum ist von Felicitas Rose meisterhaft dargestellt. Schicksale verweben sich. Die ihr verwandten Naturen führt die Heide auf dem rechten Wege zum Glück der Innerlichkeit, während die zwiespältigen auch in ihr den Frieden nicht finden können.

Weitere Romane von Felicitas Rose:

***Die Erbschmiede.**
***Heideschulmeister Uwe Karsten.**
***Erlenkamp Erben.**
***Der graue Alltag und sein Licht.** Mit 26 Originalzeichnungen.
***Der Tisch der Rasmussens.** Die Geschichte einer Familie.
Meerkönigs Haus.
Drohnen. Eine Geschichte für junge und alte Nichtstuer
Das Lyzeum in Birkholz.
Die Eiks von Eichen.
Bilder aus den vier Wänden. Novellen.
Der Mutterhof. Ein Hallig-Roman.
Provinzmädel. 5 Doppelbände, jeder Band in Ganzleinen 2.50 M.

Jeder Band in Ganzleinen 6.50 M.; die mit * versehenen Bände auch in Halbleder 10 M.

Zum 400jährigen Dürer-Jubiläum

Albrecht Dürer · Roman

von **Hermann Cl. Kosel**

Volksausgabe

Ganzleinen / 3 Bände in einem Band 9 M.
In 3 Einzelbänden je 3.50 M.

1080 Seiten Text. Mit 51 Wiedergaben der hauptsächlichsten Werke des Meisters.

„Mit reiner Freude sieht man, wie hier ein starker Könner dem Seelenleben des großen Meisters und Menschen nachspürt, es erschließt und in feinen Worten wiederzugeben versteht. Man kann nur wünschen, daß dieser vorzügliche Roman, der ein glänzendes Bild Dürers und seines Lebens und Strebens gibt, und der ein Stück wahrer deutscher Kultur in dramatisch bewegten Schilderungen entstehen läßt, recht vielen in die Hände und unter die Augen kommt." (Weser-Zeitung)

Berlin W 57 / Deutsches Verlagshaus Bong & Co. / Leipzig

= Deutsche Bücher =



Auch in Ihre Hand

gehört der soeben auf dem deutschen Büchermarkt erschienene Roman **„Der grüne Papagei“** von **Prinzessin Bibesco.** Diese in Frankreich vergötterte Autorin hat mit dem neuen Buch ein Meisterwerk geschaffen. Ihre literarische Eigenart, deretwegen sie von der Académie Française preisgekrönt wurde, wird auch den verwöhntesten Leser, der feingeistige Lektüre zu schätzen weiss, fesseln.

Vornehm in Ballonleinen geb. RM. 5.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Falken-Verlag, Hamburg C. 36

Schlechte Zensuren?

Haben Ihre Kinder schlechte Zensuren nach Hause gebracht, so schelten Sie nicht darüber, sondern halten Sie Ihre Kinder zum fleißigen Wiederholen an. Wiederholung ist die Mutter des Studiums! Kaufen Sie Ihren Kindern die

Mentor - Repetitorien

die eigens für diesen Zweck geschaffen sind. Sie erreichen damit nicht nur, daß Ihre Kinder wieder vorwärts kommen, sondern wecken und fördern bei ihnen gleichzeitig die Lust zum Lernen.

Mathematik.

1. 24. Rechnen I/II.
10. 25. Arithmetik u. Algebra I/II.
36. Diophantische Gleichungen.
39. Gleichungen 3. u. 4. Grades.
41. Zinseszins- u. Rentenrechn.
55. Vierstellige Logarithmentafeln und Zahlentafeln.
56. 57. Unendliche Reihen I/II.
58. 59. Differential- und Integralrechnung I/II.
60. 61. Ergänzungen und Anwendungen z. Differential- und Integralrechnung I/II.
7. 7a. Planimetrie I/II.
8. 9. 42. Planimetrische Konstruktionsaufgaben I/III.
37. Planimetrische Verwandlungsaufgaben.
38. Planimetr. Teilungsaufgab.
48. 49. Analytische Geometrie I/II.
16. 17. 47. Trigonometrie I/III.
18. 19. Stereometrie I/II.
50. 51. 52. Geometrische Ornamente I/III.

Deutsch.

20. 20a. Literaturgeschichte.
26. 27. Deutscher Aufsatz I/II.
34. Deutsche Rechtschreibung.
35. Deutsche Grammatik.

Fremde Sprachen.

2. 2a. 3. Französisch I/II.
45. Französisch III: Examinatorium in Frage u. Antwort.
5. 6. Englisch I/II.
46. Englisch III: Examinatorium in Frage u. Antwort.
11. 12. Lateinisch I/II.
13. 14. Griechisch I/II.

Geschichte.

15. Geschichtsdaten.
40. Alte orientalische Geschichte.
21. Griechische u. röm. Geschichte.
22. Geschichte des Mittelalters.
23. Geschichte der Neuzeit I.
23a. Geschichte der Neuzeit II.

Geographie.

4. Astronom.-mathem., physik., polit. u. Wirtschaftsgeogr.

Naturkunde.

33. 53. 54. Physik I/III.
28. Organische Chemie.
29. Anorganische Chemie.
31. Mineralogie.
30. Botanik.
32. 32a. Zoologie I/II.

Religion.

13. Religion I: Evangelisch.
41. Religion II: Katholisch.

Preis jedes Bandes 1.50 RM. / Durch jede Buchhandlg. zu beziehen.

Mentor-Verlag, Berlin-Schöneberg VA, Bahnstrasse 29/30.

Wollen Sie endlich einmal ein Buch haben, das Sie mit Ihren Kindern zusammen lesen können? Dann kaufen Sie die lustig verwegene Geschichte vom Kampf der Tertianer für ihre Tiere! Kaufen Sie den »KAMPF DER TERTIA« von WILHELM SPEYER

Das schönste Konfirmationsgeschenk ist ein gutes Buch

Deutsche Geschichte

Eine Einführung in das Verständnis der vaterländischen Geschichte.

Von Prof. Dr. Heinrich Wolf.

Mit 16 Bildertafeln. XII und 418 Seiten. / Preis gebunden **RM. 4.—**

Aus den Besprechungen:

Der geschickte Aufbau des Ganzen aus vielen Teilen, die doch stets selbst als Einheit erscheinen, die treffliche Auswahl aus der Fülle des Stoffes, den eine „Deutsche Geschichte“ bietet, die knappe, allen Problemen nie ausweichende Form der Darstellung, die wissenschaftliche Beherrschung des Materials und nicht zuletzt der nationale Grundton des Wer es, auf den Dreiklang Wittenberg, Weimar, Potsdam — Christentum, Deutschtum, Preußentum gestimmt, machen auch dieses Werk Wolfs sehr empfehlenswert. Literarisches Zentralblatt für Deutschland.

Ein heißer Patriot von tiefem Lebensernst und umfassenden Kenntnissen, Protestant, Preuße, Bismarckverehrer, Alldeutscher, schreibt die Geschichte seines Volkes, um Erzieher zu werden zu einer besseren Zukunft. Die Not des Vaterlandes liegt ihm am Herzen; er wird Prediger zum Deutschtum, zur Mannhaftigkeit, zur inneren Besinnung; es lebt etwas von dem Geist Arndts, Fichtes und Treitschkes in ihm. Geisteskultur und Volksbildung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Carl Meyer (Gustav Prior), Verlagsbuchhandlung, **Hannover**

Das praktischste Notizbuch der Welt

Die gebundenen Jahrgänge von „Velhagen & Klasings Monatsheften“ sind nicht nur ein schöner Schmuck für jede Bücherei, sondern auch ein lebendiger Besitz für jeden, der sie wieder und wieder aufschlägt, um sich an Text und Bildern zu erfreuen. Aber je länger die Reihe wird, um so schwieriger wird es, etwas Bestimmtes zu finden, und manchmal versagt auch das sorgfältige Bandregister. Denn nicht immer kennt man den Titel einer Novelle, den Namen eines Künstlers genau, und es beginnt ein ermüdendes Suchen auf gut Glück. Da ist nun einer unserer Leser auf einen glücklichen Gedanken gekommen. Er hat sich für das ihn besonders angehende Gebiet der bildenden Kunst eine Kartei nach dem Abece eingerichtet. Jedes Blättchen trägt den Namen des Künstlers, den Titel seines Werkes, Band und Seitenzahl. Er ist dann bald weitergegangen und trägt auch ein, was ihn an Romanen oder Aufsätzen stark beschäftigt hat. Diese Kartei hat nicht den Trieb zur Vollständigkeit. Sie bewahrt aber für ihren Besitzer und Erhalter alles auf, was ihn zu fesseln imstande war und was deshalb auch später wieder für ihn von Wichtigkeit sein kann. Die Zettel sind groß genug, um außer den sachlichen Angaben auch Bemerkungen aufzunehmen. Neben die Monatsheftkartei ist eine andre getreten, die tausend alltägliche kleine Merkdinge umfaßt und als das praktischste Notizbuch der Welt das Gedächtnis entlastet. Unser Leser ist gern bereit, seine kleine Einrichtung vervielfältigen zu lassen, wenn der Wunsch Interessierter an ihn heranträte. Ein hübsches, ebenso nutzbringendes wie unterhaltsames Geschenk, auch für Damen, und von hohem erzieherischem Werte für die heranwachsende Jugend ist sie jedenfalls. B.

Neuigkeiten vom Büchertisch

An dieser Stelle bietet die Schriftleitung aus den ihr zugegangenen Neuerscheinungen eine sorgfältige Auswahl von Werken, die wegen ihrer literarischen oder künstlerischen Bedeutung oder ihres zeitlichen Belangs der Aufmerksamkeit der Monatsheft-Leser empfohlen werden sollen. Einzelne dieser Bücher finden entweder sogleich hier ihre Kennzeichnung in knappen Sätzen oder später in noch eingehenderer Behandlung in besonderen Abschnitten der Hefte. Ein Anspruch auf Namhaftmachung von Verfasser, Buchtitel und Verlag wird den Bucheinsendern nicht eingeräumt, da mit einer wahllosen Listenführung über die gesamten Druckerzeugnisse des Tages unseren Lesern in keiner Weise gedient wäre.

Deutsche Heimat

Barth, Hanns. **Gröden und seine Berge.** Ein Buch der Erinnerung und Dankbarkeit. Mit 92 Abbildungen. Preis Mk. 5.50. (F. Bruckmann, A.-G., München.) — Jedem Hochalpinisten und Kletterfreund geht das Herz auf, wenn er dies Dolomitenbuch liest und betrachtet.

Bayreuther, Walter. **Westpreussen in Wort und Bild.** Streifzüge durch den heutigen Regierungsbezirk Marienwerder. Unter Mitarbeit erster Autoritäten herausgegeben. Mit etwa 100 Bildern. Preis Mk. 4.80. (Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr.) — Das erste Buch über das heutige Westpreußen (Marienwerder), ein urdeutsches Land.

Finckh, Ludwig. **Der Bodensee.** Mit 50 Abbildungen, darunter 17 und eine Karte in Doppeltondruck. (Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.) — Das ist ein ganz gefährliches Buch! Mit dem kleinen Betrag, den du dem Herrn Sortimenter dafür in die Hand gezählt hast, ist es nämlich nicht getan, sondern es kostet dich deine ganzen Jahresersparnisse. Wetten wir, daß du Vater, Mutter,

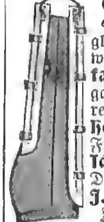
(Fortsetzung S. 32.)











Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung von S. 30).

Schwestern, Brüdern zujubelst: „Meinen nächsten Urlaub verbring' ich am Bodensee!" Ludwig Findh ist eben nicht nur ein tiefgründig gelehrter Kenner, der die Geologie, Geographie, Geschichte und Kulturgeschichte seiner Bodenseeheimat auf knappstem Raum in vollendet erschöpfender Weise darzustellen weiß, — sondern er ist auch der warmherzige, weitausblickende, gedankenreiche Dichtersmann, der den Zaubermantel der Phantasie vor dir ausbreitet und dich liebevoll in den schönsten Erdenwinkel trägt. Wundervolle, stimmungsvolle Bilder unterstützen die Fahrt. Reisepläne für Italien oder für die Schären werden schleunigst über Bord geworfen: den Leser dieses echt deutschen Volksbuches treibt es zunächst nirgendanders mehr hin als zum Bodensee!

Hoffmann, Richard. **Das Marienmünster zu Ettal im Wandel der Jahrhunderte.** Mit 78 Abbildungen. Preis Mk. 18.—. (Dr. Benno Filser Verlag, G. m. b. H., Augsburg.) — Der Wunderbau, geschichtlich und architektonisch behandelt, grundgelehrt auf eigenen Forschungen des Verfassers ruhend, aber für jeden fesselnd, der sich einmal den Herrlichkeiten und der Gottesnähe Ettals hingegeben hat.

Norddeutsche Kunstbücher. (Niedersächsisches Bild-Archiv, Celle.) — Kleine Mappen, mit kurzem Text, volkstümlich geschrieben, und guten Bildern. Celle, Worpswede, Böttcherstraße in Bremen, Kloster Wienhausen, Hildesheim — das sind einige der Themen, die bisher angeschlagen sind. Braunschweig, Lüneburg, Bückeburg, Bremen sollen folgen. Nicht bloß geschichtlich, sondern auch neuzeitlich gerichtet.

Schnehen, Rud. **Unter dem Salzburger Krummstab.** Bilder aus Alt-Salzburg. Bilder von Hermann Bergmeister. (Heimatverlag Leopold Stocker, Graz.)

Steinacker, Karl. **Die Stadt Hildesheim.** Mit 2 Karten, 1 Stadtansicht, 1 Stadtplan und 4 Grundrißzeichnungen. (Historische Stadtbilder, 9.) Preis Mk. 4.—. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.)

Stirner, Karl. **Am Wallfahrtsort.** 19 Vierfarbendrucke. Einführung von Franz Stärk. Preis Mk. 4.50. (Schwabenverlag, A.-G., Ellwangen a. J./Württ.) — Es handelt sich um den Marienwallfahrtsort Schönenberg bei Ellwangen. Stirners Aquarelle sind zierlich und reizend.

Weite Welt

von Bergen, Hans. **Jagdfahrten in Kanada und Alaska.** Mit 71 Tafelabbildungen und 3 Karten. Preis Mk. 12.—. (J. Neumann, Neudamm.)

Börger, Hans. **Fahrten in der Ägäis.** Mit 53 Vollbildern. (Johann Trautmann Verlag, G. m. b. H., Hamburg.) — Im Anschluß an seine ebenfalls geschilderte griechische Reise ist der Verfasser durch die Ägäis gestreift und

(Fortsetzung S. 34.)

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung von S. 32).

hat lebendig wiedergegebene Eindrücke und ausgezeichnete Photographien dieser wenig gekannten Welt mitgebracht.

v. Friedeburg, Hans-Georg. **32000 Seemeilen auf blauem Wasser.** Erlebnisse auf der Weltreise des Kreuzers „Hamburg“ 1926/27. Mit zahlreichen Abbildungen und 1 Karte. Preis Mk. 6.—. (Wilhelm Köhler, Minden i. W.)

Griggs, Robert F. **Das Tal der zehntausend Dämpfe.** Übersetzung. Mit 117 einfarbigen und bunten Abbildungen und 4 Karten. (F. A. Brockhaus, Leipzig.) — Ein großer Vulkanausbruch in Nordwestamerika hat 1912 das rätselhafte Tal entstehen lassen, das in mühevoller Forscherarbeit mit all seinen geologischen Wundern erkundet wurde.

von Le Coq, Albert. **Von Land und Leuten in Ostturkistan.** Berichte und Abenteuer der 4. Deutschen Turfan-Expedition. Mit 156 Abbildungen im Text und auf 48 Tafeln, sowie 5 Karten. Preis Mk. 12.—. (Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung, Leipzig.) — Die Turfan-Reisen hatten die Aufgabe, die Beziehungen zwischen der hellenistischen Kultur und Kunst zu der Indiens, Chinas und Japans festzustellen.

Ottmann, Victor. **Vom Wilden Westen zum Korallenmeer.** Erlebnisse und Abenteuer eines Überseedeutschen. Mit 10 Vollbildern. Preis Mk. 6.50. (Deutsche Buchwerkstätten, Leipzig.) — Das Buch ist für jedes Alter von 14 Jahren aufwärts geeignet; es ist mit der Frische und Anschaulichkeit geschrieben, die Ottmann eigen sind.

Younghusband, Francis. **Der Heldensang vom Mount Everest.** Deutsch von W. Rickmer Rickmers. Mit 25 Abbildungen. Preis Mk. 6.40. (Benno Schwabe & Co., Basel.)

Erinnerungen

Auf rauhem Wege. Jugenderinnerungen eines deutschen Professors. Preis Mk. 7.—. (Alfred Töpelmann, Gießen.)

Goldschmit, Bruno. **Heimatklänge.** Erzählungen, Verse und anderes. Mit Bildern von Kunstmaler August Köhler. (Verlagsbuchhandlung H. A. Berg, Gauting bei München.)

Löns, Ernst. **Hermann Löns' Jugendzeit.** Mit 4 Illustrationsbeilagen. Preis Mk. 5.50. (Wilhelm Köhler, Minden i. W.) — Der erste Band einer breitangelegten Biographie.

Schmidt, Adalbert. **Ein unbekannter Grosser.** Zum 20. Todestage Wilhelm Holzamers. Preis Mk. 1.50. (Wilhelm Braumüller, Wien.) — Ein warmherziger, kundiger und tiefberechtigter Versuch, die Werke des Epikers, Lyrikers, Essayisten Holzamer wieder in den Gesichtskreis der Lebenden zu rücken.

von Schlözer, Karl. **Menschen und Landschaften.** Aus dem Skizzenbuch eines Diplomaten. Herausgegeben von seinem Bruder Leopold von Schlözer. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.)

(Fortsetzung S. 36.)

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung von S. 34).

Allerlei

Hampe, Karl. Herrschergestalten des deutschen Mittelalters. Mit 19 Bildtafeln. Preis 12 Mk. (Quelle & Meyer, Leipzig.) — Theoderich, Karl und Otto der Große, Heinrich IV., Barbarossa, Heinrich der Löwe, Rudolf von Habsburg, Karl IV. werden dargestellt; einige der Aufsätze sind in knapperer Form zuerst in den Heften erschienen. Die Leser wissen, wie fesselnd der Heidelberger Gelehrte schreibt.

Krauss, Alfred. **Der Irrgang der deutschen Königspolitik.** Die Lehren der Vergangenheit für Gegenwart und Zukunft. Preis Mk. 10.—. (J. F. Lehmanns Verlag, München.) — Wendet sich gegen die römische Kaiseridee und den deutschen Partikularismus, hofft auf Einheit von Volk und Reich unter einheitlicher Führung.

Lindsey, Ben B., und Wainwright **Evans. Die Revolution der modernen Jugend.** Mit einem Porträt von B. B. Lindsey. Übersetzung. Preis Mk. 7.40. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.) — Lindsey, Jugendrichter, schildert die sittlichen Zustände der amerikanischen Jugend. Es stimmt, hoffentlich, sehr vieles nicht für uns, noch nicht. Aber es ist gut, wenn Eltern und Erzieher wissen, welche Entwicklung droht.

Pergaud, L. **Mart & Margot.** Preis Mk. 7.—. (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin.) — Adolf Heilborn hat diese französischen Tiergeschichten eingedeutscht, Adolf Dahle hat sie illustriert. Pergaud erzählt vom Marder, von der Elster, dem Fuchs, dem Eichhörnchen, dem Frosch und anderen Tieren, ganz ohne Vermenschlichung und aus genauester Kenntnis. Das Buch hat die große Auszeichnung des Goncourt-Preises erfahren.

Thienemann, J. **Rossitten. Drei Jahrzehnte auf der Kurischen Nehrung.** Mit 156 Abbildungen und 6 Karten. Preis Mk. 10.—. (J. Neumann, Neudamm.) — Das Bild einer der unbekanntesten und eigentümlichsten deutschen Landschaften und die Schilderung der Arbeiten auf Rossitten, der Vogelwarte.

Walther, Paul. **Mit Faltboot und Zelt.** Mit 63 Abbildungen. (Sportbibliothek.) (Quelle & Meyer, Leipzig.)

Winkler, Leonhard. **Deutsches Recht im Spiegel deutscher Sprichwörter.** Ein Lese- und Lernbuch für das deutsche Volk. Preis Mk. 8.—. (Quelle & Meyer, Leipzig.) — Wie fremd ist uns im allgemeinen die Juristerei. Wir preisen uns glücklich, wenn wir nichts mit ihr zu schaffen haben. Und wie eng ist sie mit unserem Leben verflochten, wie tief wurzelt sie in der Sprache unseres Volkes. Diesen Beziehungen, geführt vom Verfasser dieses einzigartigen Buches, nachzugehen, ist ein großer Genuß, eine wirkliche Bereicherung.

*

OSTERN

DAS FEST DER GESCHENKE

TRAGE
SCHMUCK

DU GEWINNST!

Archimedes

weltbekannt
rechnet elektrisch
und mit der hand

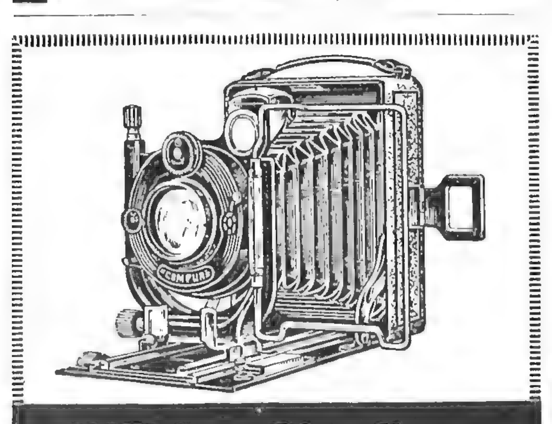
Weltvertrieb
Rechenmaschinenfabrik
Hans Sabielny
Dresden A 24

Neue Modelle der Glashütter „Archimedes"Tasten-Rechenmaschinen für alle 4 Spezies in jeder Preislage — vollautomatisch-elektrisch oder für Handbetrieb. Verlangen Sie heute noch kostenlos ill. Katalog Nr. 28.



während des Schlafes, bei der Arbeit, auf Reisen, auf dem Krankenlager. Seit Jahrzehnten von Aerzten erprobt, begutachtet, verordnet. Schachtel mit 6 Paar Kugeln M. 2.—, lange reichend. – Ueberall zu haben.

Fabrikant: **Max Negwer,** Apotheker, **Potsdam 5**
Depots: **Wien, Alte Feldapotheke; Prag I, Brauners Apotheke zum weissen Löwen, Graben 37**



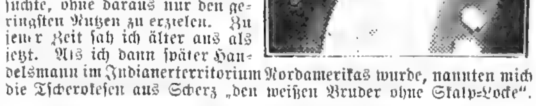
Wählen Sie diese Qualitätskamera

Orionwerk Akt.-Ges., Hannover * Gegr. 1893
Ältestes u. grösstes Kamerawerk Norddeutschlands
Bezug durch Fachgeschäfte / Katalog kostenlos

Ich war kahl

Ich bin im Jahre 1852 geboren und habe jetzt, wie meine Photographie zeigt, einen üppigen Haarwuchs. Vor etwa dreißig Jahren stellten sich auf meiner Kopfhaut die ersten Schuppen ein, meine Haare fielen aus und nach kurzer Zeit mußte ich mich zu den Kahlköpfen zählen.





Nennen Sie es Eitelkeit, wenn Sie wollen, jedenfalls sagte es mir durchaus nicht zu, für immer kahl zu bleiben. Überdies glaubte ich, bedingt durch die Tatsache meines Daseins, ein Anrecht auf üppigen Wuchs meiner Kopfhaare zu haben.

Umschau nach einem Haarwuchsmittel

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß ich in der Hoffnung auf Erlangung neuer Haare die ganze Reihe von Haarwässern, Pomaden, Schampunen usw. versuchte, ohne daraus nur den geringsten Nutzen zu erzielen. Zu jener Zeit sah ich älter aus als jetzt. Als ich dann später Handelsmann im Indianerterritorium Nordamerikas wurde, nannten mich die Tscherokesen aus Scherz „den weißen Bruder ohne Skalp-Locke".

Amerikanische Indianer sind niemals kahl

Niemals habe ich einen kahlen Tscherokesen-Indianer gesehen. Sowohl Männer als auch Frauen geben sich leidenschaftlich dem Tabakrauchen hin, sie essen unregelmäßig, tragen durchweg straffe Bänder um ihre Köpfe und treiben sonst noch allerhand Dinge, die gewöhnlich als Ursachen von Kahlköpfigkeit bezeichnet werden. Aber sie alle besitzen wunderschönes Haar. Worin liegt nun eigentlich ihr Geheimnis?

Da ich nun einmal am Platze war — ich verbrachte die meiste Zeit in Talequah — und da ich mit ihnen auf sehr freundschaftlichem Fuße stand, so war es für mich nicht schwer, von den sonst wortkargen Tscherokesen Aufschluß zu erhalten Ich erfuhr denn auch, wie die amerikanischen Indianer ihr langes, üppiges Haar erlangen und wie die Bildung von Schuppen und Kahlköpfigkeit bei ihnen gänzlich vermieden wird.

Mein Haar ist wieder gewachsen

Ich machte mir also dieses Geheimnis zunutze, und mein Haar begann zu wachsen. Es gab dabei weder Sorge noch Verdruß. Die neuen Haare sprossen aus meiner Kopfhaut wie frischer Graswuchs auf einem gutgepflegten Rasenplatz. Seitdem besitze ich immer einen Überfluß an Haaren.

Zahlreiche Freunde von mir in Philadelphia und andere fragten mich, wodurch ich ein solches Wunder erreicht habe, und ich gab ihnen das Indianer-Elixier. Bald kamen auch bei ihnen die Haare an kahlen Stellen wieder, die Schuppen verschwanden, wo sie sich früher gezeigt hatten und kamen nimmer zum Vorschein. Daß diese Leute höchst erstaunt und zugleich entzückt von den Erfolgen waren, bringt ihre Empfindungen nur gelinde zum Ausdruck.

Das neue Haar ist kräftig und seidenartig. Es hat einen schönen Glanz und verleiht ein gesundes und kraftvolles Aussehen.

Eine Probedose für Sie

Jeder Person, welche an mich eine Aufforderung gelangen läßt und 50 Pfg. in Briefmarken beifügt, übersende ich eine Probedose. Geben Sie bitte Ihre deutlich geschriebene Adresse an und vergessen Sie nicht zu erwähnen, ob für Herrn, Frau, Fräulein oder Kind verlangt wird. Ihren Brief wollen Sie genau adressieren an:

John Hart Brittain G. m. b. H., Berlin W 9
Dept. 266, Potsdamer Str. 13

Bitte ausschneiden!

Bad Kissingen

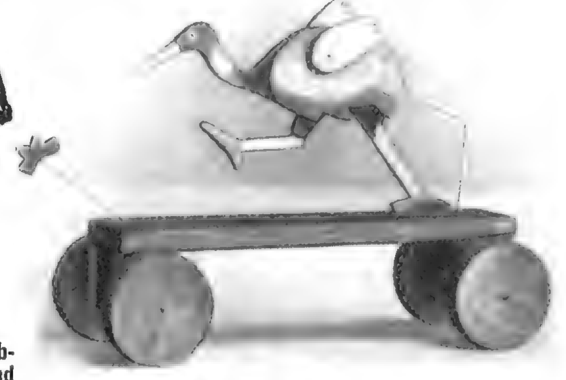
ganzjähriger Kurbetrieb — Jeglicher Sport und Komfort des Weltbades — Angemessene Preise für einfache und höchste Ansprüche

Magen — Darm — Herz — Gicht — Verkalkung
Entfettungskuren
Rakoczy-Trinkkur
Kohlensaure Sole-, Moorbäder
Mineralwasserversand und Nachweis von Bezugsquellen durch die Bäderverwaltung.
Auskünfte durch den Kurverein und die Reisebüros.

Eisenach u. die Wartburg

Der ideale Fremdenplatz, Kurbad und Luftkurort
Kostenfreie Prosp. vom Verkehrsverein.





Bewegliche Ziehfiguren, Temperamentspuppen, Sonnenscheinpuppen, Sommerspielwaren, Schiebkarren, Sandwagen, Malkästen, Puppenstuben und Einzelmöbel, Bälle, Kasperltheater und der Temperamentsvogel!

Der Märchenvogel . . . .
in grossen Schritten den hin- und herflatternden Schmetterling jagend, bunt getönt, 28 cm lang

Gegen voreingesandte 50 Pfennige senden wir Ihnen unseren mehrfarbigen **künstlerischen Bilderbuchkatalog!**
Wenn Sie dann für 10 M. bestellen, wird der Betrag um die 50 Pfennige gekürzt

WALDORFSCHUL-SPIELZEUG UND VERLAG / STUTTGART, BÖBLINGER STR. 102/104

Stottern
(Sprechangst) heilt Prof. **Rud. Denhardt's Anstalt, Eisenach/Th.**
Auskunft kostenlos.



Jagd-, Sport- u. Luxus-Waffen
kaufen Sie am vorteilhaftesten unter **5jähriger Garantie** direkt von der **Gewehrfabrik**
Emil von Nordheim
Zella-Mehlis 2 (Thür.)
Reichhalt. Haupt-katalog 1928 an Interessenten gratis u. franko.

Korbmöbel



„MERCEDES"
günst. a. Priv., beq. Teilzahlg. Katal üb. ganze Wohnungseinricht. a. Wunsch
Rohrmöbelfabr. „Mercedes", Lorch, Württ.



Zum Osterfest

Salzwedeler

Baumkuchen

Nr. 1 ungefähr 3—4 Pfd., Höhe 30 cm
„ 2 „ 4—4½ „ „ 36 „
„ 3 „ 5—5½ „ „ 40 „
„ 4 „ 6—6½ „ „ 45 „

Grössere Kuchen bis 80 cm Höhe können geliefert werden. Der Eigenart der Herstellung halber muss ich mir kleine Abweichungen im Gewicht vorbehalten, Baumkuchen im Anschnitt, also weniger als 3 Pfd., kann ebenfalls täglich frisch versandt werden.

Preis pro Pfund 4.— M.

Preise ab hier, Verpackung billigst berechnet. Unbekannten Bestellern: Nachnahme.

(Der gute Ruf des Hauses bürgt für die Güte der Ware.)

A. F. Schernikow Nchfl. Inh.: Fritz Kruse
Telephon 491 ***Salzwedel*** *Telegr.: Konditor Kruse*
Feinstes und ältestes Geschäft in Salzwedel.

BAD-NAUHEIM

45 Minuten von Frankfurt a. M.
Weltberühmte kohlensäurereiche **Kochsalzthermen** (30,5—34,4° C.)

Unerreicht bei **Herzkrankheiten, beginn. Arterienverkalkung, Muskel- u. Gelenkrheumatism., Gicht, Bronchitis, Rückenmarks-, Frauen- u. Nervenl.**
Badekur, Trinkkur, Inhalatorium, Pneum. Kammern.
Erholungsaufenthalt / Unterhaltungen / Sport.
Ermässigte Kurabgabe bis 30. April
Vorzügliche Unterkunft bei angemess. Preisen.
Auskunftsschrift H. 2
durch Bad- u. Kurverwaltung und in Reisebüros.



Erscheinungsort Leipzig. Anzeigenannahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig C1, Hospitalstraße 27
Für die Anzeigen verantwortlich: **H. Burkel in Leipzig C1**, Hospitalstr. 27. Druck von **Fischer & Wittig in Leipzig.**

Mit Sonderbeilagen von: Anton J. Benjamin, Musikverlag in Leipzig C 1, Parfümerie Elida, A.-G. in Leipzig, Esslen & Reis, Weinkellereien in Trier (Mosel), Leo-Werke, A.-G. in Dresden-N. 6, Lyra-Bleistiftfabrik in Nürnberg, George Meyer, Staatslotterie-Einnahme in Leipzig, Plöttner & Franke, Grossgärtnerei in Theissen (Th.) u. Aug. Stukenbrok, Fahradfabrik in Einbeck.

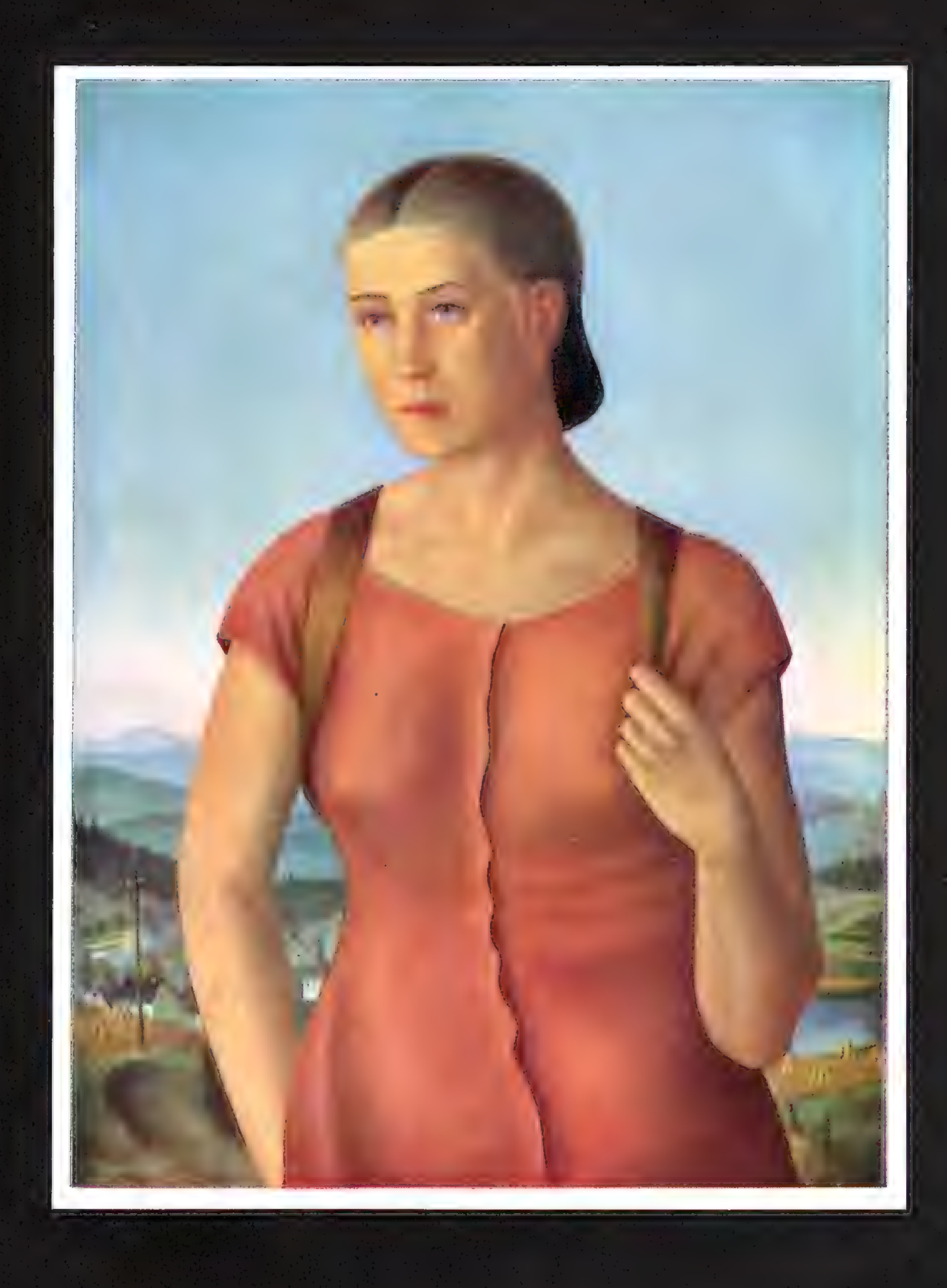


18 oder 35?

Sport, Mode und Bubikopf machen die Frauen jünger. Oft weiß man nicht, ob es die Schwester ist, oder die Mutter. 18 oder 35? Moderne, elegante Frauen wissen, daß ein gut gepflegter Bubikopf um Jahre jünger macht und sie bevorzugen überall Elida Shampoo. Auch Sie müssen es gebrauchen.

ELIDA SHAMPOO

macht das Haar seidenweich und locker. – Päckchen für zweimal Waschen 30 Pfennig.



Die Wandernde. Gemälde von Werner Peiner

(Köln, Kunstausstellung Abels)



Der Mensch Krone

Novelle von Jakob Schaffner

Der Engel des Schicksals

Seit Tagen liegt der mächtige Engel des Schicksals vor der großen Stadt und starrt aus goldenen Augen in das Quirlen und Treiben der Straßen. Seit Urzeiten hat ihn die ungenannte höchste Macht diesem Land zugeteilt. Jetzt liegt er vor der Stadt, das gewaltige Haupt in den Fäusten, die Ellbogen zwischen Wälder gestemmt, starrend und träumend, und in den goldenen Augen lacht und droht es, während unergründliche Schwermut die liebenswerten Züge in Bewegung hält wie einen wallenden, ballenden Vorgewitterhimmel.

In einer kalten, hellen Nacht ist das Frühlingszeichen über den wintertoten Weiten aufgeflammt, und seither hat er keine Ruhe mehr. Er ist gewandert mit ziehendem Volk. Er hat Flügel genommen und ist mit den rückkehrenden Zugvögeln eingebraust. Er hat sich in Ströme geworfen, und sie sind über die Ufer getreten. Er hat in dunklen Sturmnächten brüllend mit den Fersen die Berggipfel gestampft: „Feuer her! Licht her! Wärme her!“ Die Erde hat gebebt — aber keine Flamme. Dies Land hat keine Flamme. Es hat keinen Feuerherd. Ach, was für ein Land! Im Nordosten liegen die Ströme noch in Eis, im Südwesten blühen die Pfirsiche und Mandelbäume. Eine Woche lang tobt er sich in schauerlauen Frühlingsgewittern aus.

Lösen! Befreien! Heraus! Herauf! Heran! Bis nach Königsberg hinauf schlachtet er sich durch den Winter hin. Die Ströme krachen. Blitzend und weich wehend bricht Himmelblau herein. Aber in seinem Rücken stürzen Riesenlasten von Neuschnee über die Mittelgebirge. Und nun liegt er da vor der Weltstadt auf Lauer, horcht, späht, wittert unruhig ihre ziehenden Schwefeldünste, verfolgt aufmerksam die Linien schnell ausbrechender und wieder einzuckender Flammen und fühlt an der Riesenbrust ein unaufhörliches Schüttern der Erde.

Und dann ist da noch etwas. Es liegt in der Atmosphäre wie geöffnete Särge, feierlicher Leichenduft, Weihrauch, dumpfige Schrankkleider zum Lüften ausgehängt, schwarze Flore und Kerzenqualm. O, auch das kennt er, dies düstere Prangen und Seelenbangen! Alle Jahre um diese Zeit steigt es wieder herauf aus seiner Gruft: Karwoche. Ihn schauert. Den mächtigen Engel des Schicksals schauert. Ein ferner, sagenhafter Tod wird da begangen! Alle Geschlechter, wie sie gefahren kamen: durch dies wetterleuchtende Blutbad mußten sie hindurch!

Palmsonntag

Da ist nun diese Familie Minnich — Mutter, Tochter und zwei Jungens. Eine gute Familie, vaterlos, aber von leichten Mutterhänden mutig zusammengehalten, ordentlich gekleidet, ausreichend ernährt und fest in den anständigen Gebräuchen.

Das Mädchen, Emilie, wird heute konfirmiert, denn es ist Palmsonntag. Gesittet und mäßig schreitend sah man alle vier durch das Portal der Heiligen-Kreuz-Kirche eingehen.

Vorn beim Altar in einer Reihe mit ihren Altersgenossinnen sitzt mit gesenktem Kopf Emilie Minnich — Emilie die Jüngere, denn auch die Mutter heißt Emilie —, die Augen auf den Worten des Liedtextes, etwas blaß vor Bewegung. Das Herz schlägt ihr ein wenig, denn sie wird Rechenschaft geben müssen. Man wird ihre Stimme in der ganzen Kirche hören, und die Antwort auf die Frage darf keinen Augenblick zaudern. Nachher wird sie erwachsen sein. Nachher wird sie Schulter an Schulter mit der Mutter stehen. Jetzt klingt die Stimme des Predigers auf. Aller Augen richten sich zur Kanzelhöhe. Er spricht vom Einzug jenes ferneblassen Mannes in die Stadt seines Untergangs und seines Sieges. Er spricht von geschwungenen Palmenwedeln und vom Brausen des Hosianna-Gesangs. Immer wieder hört man das gerne.

Die Mutter sitzt zwischen ihren beiden Söhnen, horcht und sinnt. Sie hat das dunkle Kleid an — dasselbe, das sie beim Begräbnis ihres Mannes vor einem Jahr getragen hat. Noch umschwebt ihre ungealterte Gestalt das Leid aus den kalten Gründen, und das Erlebnis hat sie mit schmaleren Lippen zurückgelassen. Nun geht ein suchender Blick nach links zu ihrem Älteren — Otto: was wird's mit ihm sein? Ein fester, blonder Kopf, blaue, etwas zu früh gehärtete Augen, Willenszüge in den Wangen, und vor Ernst und Selbstwissen gepreßte Lippen. Gute Anlage: aber wird sie ihn erziehen können? Wird nicht die Zeit bald kommen, in welcher solche wie er die besten Mütter fliehen und den Mann suchen? Sie blickt heimlich nach rechts. Ach, der stille Sonnenschein des Hauses — Heinchen: von den drei Waisen die verwaisteste! Am längsten hat er vom Vater gesprochen; aber sie glaubt, daß Otto am längsten an ihn denkt! Und jetzt wandelt er so hin, lächelnd und sinnend, vaterlos und mit einem Engel in jedem Auge. Wie soll sie ihn schützen?

Ihr Blick geht weiter — über den Mittelgang nach den Männerreihen. Es ist nicht recht, aber Gott begreift. Muß man nicht jede Gelegenheit wahrnehmen, ein Gesicht, das man noch nicht tief genug kennt, mit einem erlaubten, unerwarteten Blick zu überfallen? Eigentlich geht er nicht zur Kirche, sagt er und lacht dazu. Wozu lacht er nicht? Aber er tut ihr und Emilie der Jüngeren und den Kindern gern den Gefallen. Und er merkt nicht, wie ein still spähender Weiberblick ihm ins Gesicht brennt, ein Blick, der wacht und rastlos denkt: ‚Das Rechte! Vater im Himmel, das Rechte laß mich tun für meine Kinder!' Große Worte aus fernen Zeiten hallen herüber und schallen wogend zurück. Sie sieht und sieht. Eine verläßliche Gestalt. Ein hoher, blonder Kopf voll Freudigkeiten und heiteren Gedanken. Ein Mann, der alles weiß, alles kann, alles versteht. Versteht er nicht zu viel? Ein solcher Überwinder und Alleskönner: hat er auch die richtige, feste Verläßlichkeit? Und was weiß sie eigentlich von ihm? Aber was weiß man von einem Mann, bevor man zehn Jahre mit ihm gelebt hat? Man trägt ein bebendes, in der Vergänglichkeit lebendes Herz in der Brust, und Liebe hat noch keiner mit Maß und Gewicht ergründet. Das Rechte laß mich tun, Vater im Himmel!

Sie schrickt auf: schon ist die Predigt vorbei. Was hat sie gehört? Was wird sie nach Hause nehmen? Sie macht sich Vorwürfe, aber ihr Text sitzt drüben auf der Männerseite. Jetzt wendet er ebenfalls den Blick. Vier, fünf Sekunden ruhen fragend und wagend ihre Augen ineinander. Du dort, bist du fromm im Herzen? Du dort, was bedeutet dein Lachen und Augenglänzen? Auch jetzt lachst du, und deine Augen werfen lustige Flammen — im Gotteshaus —! Ist das nicht — Vermessenheit? In der Kirche muß man andächtig sein. Aber ihre eigene Vergessenheit fällt ihr auf die Seele.

Ist da nicht vorn eine Frage an eine Konfirmandin gefallen, und das Kind stutzt — zögert —? Die Leute wollen die Hälse recken. Nein, was für Schrecken in diesen Hallen umgehen. Jetzt kommt es ja, und es ist wirklich ihre Emilie. Ein letztes Stottern — sie ist ja so scheu! Und all die Menschen —! Und es kommt wie aus der Brunnenröhre: „Du sollst Gott lieben und fürchten —!“ Sie lächelt, atmet auf, vergißt alles, nickt. So war sie auch in diesem Alter. Eine Emilie wie die andere — nur zwanzig Jahre Altersunterschied. Und was ist das schon: zwanzig Jahre? So kurz ist das Leben. Emilie hat bestanden. Otto schielt vorsichtig zu seiner Mutter auf. Seine Lippen wulsten sich ein wenig. Beim Vater sah man das ebenfalls in bedenklichen Momenten. Sie nickt noch einmal und wirft ihm einen gedeckt stolzen Blick zu; zu sehr darf sie sich ihre Genugtuung nicht anmerken lassen. Dann sieht sie nach Heinchen. Der

sitzt und lauscht mit der ganzen kleinen Gestalt. Er lächelt wie im Traum. Beim Ertönen der Orgel ist er selig erschreckt herumgefahren; er sitzt zum erstenmal in einem „erwachsenen“ Gottesdienst. Man hat ihm Ruhe bedeutet, und seither trinkt er mit den Ohren in vollen Zügen, horcht mit dem Gefühl in diese steinernen Wölbungen hinauf, ohne daß er hinzusehen wagt, und die schöne Geschichte mit der lastbaren Eselin und den Palmenzweigen füllt ihn wie ein Gesang. Nun noch diese Emilie: was für ein Mädchen! Vor der ganzen Gemeinde hat sie laut und deutlich gesprochen, und jeder konnte sehen, daß es die Emilie Minnich war, denn aufgestanden ist sie auch noch. Heinchen glaubt, daß er in den Boden versunken wäre. Aber nun kommt wieder ein Orgelrausch daher. Die Gemeinde fällt von neuem ein. Und eins nach dem andern gehen die Konfirmanden zum Altar, wo sie niederknien und — na, eben konfirmiert werden. Er kann nicht recht begreifen, was da eigentlich mit ihnen vorgeht.

Jetzt noch einmal Gesang — gewaltig — weit — irgendwie aufgeregt — als ob einer fromm angeschrien würde —: Heinchen sitzt mit offenem Mund. Dann Segensworte des Pastors. Zum Schluß die Orgel ganz plötzlich voll Macht wie ein Sturm — wie wenn die Löwen im Zoo brüllen — — und alles ist vorbei. Unterm Brausen und Donnern der Orgel dreht sich alles um und geht irgendeinem Ausgang zu. Schade! Heinchen hätte noch stundenlang gesessen und gehorcht.

Im Gedränge sucht man einen freien Platz, denn die Konfirmandin muß jetzt abgewartet werden. Das ist nämlich das Allerschönste: mit s e i n e r Konfirmandin nach Hause zu gehen. Das hat er schon bemerkt und lange beneidet. Alle Leute gucken her: „Tja, tja, eine Konfirmandin!“ Und eine ganze Engelswolke geht mit und geigt. Heinchen ist bereits sehr stolz und wirft blanke Blicke um sich.

Auch Otto läßt die Augen gehen, aber es ist bei ihm immer, als hätte er Wache zu halten, als wäre größte Aufmerksamkeit geboten. Vater war ebenfalls so wachsam. Und er sieht auch etwas. Dort nach dem Pfeiler hat es seine Augen magisch hingezogen. Er mußte hinsehen, ob er wollte oder nicht. Es war, als hätte einer seinen blonden, harten Kopf mit dem jungen Eigensinn herumgewendet: „Paß mal auf, mein Sohn. Da sind noch andere Leute.“

Seine Blicke stoßen auf die Blicke eines großen, dunklen Mannes mit einem schwarzen Bärtchen und einem Lodern in den Augen — stoßen auf — prallen zurück — nehmen sich nach kurzem Fliehen zusammen und gehen mit behutsamem Trotz von neuem vor: wie ein einzelner kleiner Feuerwehrmann gegen eine dunkle, glänzende Feuersbrunst in zwei großen Häusern nebeneinander. Es sind gar nicht so wenige Atemzüge, durch die der Knabe dem Blick standhält — noch mehr dreist als stolz, eher aufsässig als edelmütig: denn was für ein Mann ist das doch! Und er, Otto Minnich —: eine Fliege. Da müssen alle Mann auf Deck. Und niemand merkt was! Seine Lippen pressen sich sehr. Seine Stirn senkt sich. Schließlich sieht der Mann gleichgültig weg: Otto hat gesiegt. Der große Dunkle wendet sich und geht langsam mit furchtbar gesammelter Kraft davon — in der entgegengesetzten Richtung, als man nachher mit der Konfirmandin gehen wird.

Wie Otto wieder zu sich kommt, zittert sein Herz. Er atmet tief auf, und sein Blick fällt verwirrt auf den Blonden, Lachenden, der, wer weiß wie lange schon, dasteht und der Mutter — na, schöne Augen macht. Den muß jener noch gesehen haben, und nach diesem Sehen, nicht auf Ottos Blick hin, hat er sich langsam abgewandt, um zu gehen. Was gibt es für ihn noch dazubleiben? Er weiß ja nun, was er wissen wollte. Eine ungeheure Aufregung fährt in Ottos Knochen; kaum kann er seine Füße ruhig halten. Das ist doch — Herrgott! Da muß doch etwas geschehen —! Sollte man nicht dem andern nachrennen und ihm etwas sagen? Irgend etwas ihm mitteilen? Eine Erklärung, so daß er endlich nickt: „Laß mal. Es ist schon gut. Ich werde ja nicht!“ Das Herz schlägt ihm bis zum Hals hinauf. Und da steht dieser — Bräutigam — lacht — spielt mit den Augen — weiß nichts — und spricht ruhige, wohlklingende Worte mit seiner fremden Sprache — seiner nördlichen Redeweise! Er sieht nach der Mutter. Die lächelt zurück, aber sie ist nicht ruhig; sie hat noch den Blick von der Kirche. Etwas darin wehrt ab: „O, sind wir denn schon so weit? Nein, nein, viel muß da doch zuerst noch klarwerden.“ Sie hat rote Wangen, und ihre Augen glänzen erregt. Einmal streifen sie den älteren Jungen. Der hat die Falte zwischen den Augen. „Na, Junge, und Guten Tag kannst du nicht wenigstens sagen?“ Sie errötet tiefer. „Wenigstens“ hat sie gesagt. Warum „wenigstens“? Otto gibt gemessen die Hand. Der Blonde steht und lächelt, spielt mit den braunen Augen, der Wind fächelt mit seinen blonden Schnurrbartenden, und er weiß nichts! Eine ganz kleine, aber harte Ver-

achtung regt sich in Ottos Herz. Trotzdem könnte er nicht sagen, daß er ihm abhold wäre. Er stimmt eben noch nicht mit den Minnichs überein. Und vielleicht ist das auch schwer.

Aber jetzt kommt in ihrem neuen schwarzen Kleid die Konfirmandin — noch etwas kirchenblaß — schon wieder ein wenig größer und erwachsener — mit geweiteten Nüstern und roten Lippen — eine wandelnde Blume. Die Mutter empfängt sie wie eine Retterin und küßt sie auf beide Wangen. Der Blonde gratuliert und verbreitet Freude um sich. Immer wird es warm, wo er steht. Heinchen streicht mit leichten Fingern über Emiliens Kleid und bemächtigt sich dann entschieden ihrer Hand. Otto beobachtet heimlich und liebt alles, was zu ihm gehört, streitet mit sich und verehrt. So muß er es haben.

Auf dem Heimweg denkt er immer: ‚Man müßte es sagen!‘ Aber wem? Der Mutter? Das hieße, in den klaren Wasserspiegel hineinhauen. Den andern beiden? Gar kein Sinn wäre dabei. Dem Blonden? Auf einmal laut und hart: „Ich habe Erich Krone gesehen! Er stand da!“ Was bedeutet ihm Erich Krone? Er ahnt es nicht. Und sind es am Ende nicht geheimste Familienangelegenheiten, die man nicht mit Fremden verhandelt?

Stumm geht er mit den Seinen nach Hause zum Festessen, das bereits die Nachbarin im Herd versieht. Aber sein Herz wittert Erich Krone nach, dem großen Dunklen mit dem Lohen im Blick, und in seiner Pupille zittert ein Funke: Der Blonde vermöchte ihn wohl nie darin zu entzünden. Der nicht, nein! Dabei hat er das Gefühl, daß Augen auf ihn sehen. Klein und hilfsbedürftig und unfertig kommt er sich vor. Ein Mann sein! Seine Sache beherrschen! Wie lange wird es noch dauern?

Der mächtige Engel des Schicksals liegt und schaut aus goldenen Augen. Jetzt senkt er gewährend die Lider, und in seinem Herzen donnert es leise. „Nun, du — Stammhalter, dich geht es an. Wir werden sehen.“

Montag

Grau hebt dieser Tag an. Das Gewölk zieht tief, und tief zieht aus allen Schloten der Kohlenqualm mit — alles schwer flatternd und schleppend über die graue Stadt hin. Fröstelnd und ernüchtert treten die Frischkonfirmierten, die blutjungen Erwachsenen seit gestern, aus den Haustüren, um ihr neues Leben anzufangen. Die andern sind diesen trostlosen ersten Morgen der Werkwoche gewöhnt, und die Kinder haben noch keine Hoffnungen. Aber mit edlem, trauendem Bangen legen sie ihre ersten Schritte zurück, die sie zur elektrischen Bahn und dann durch weite, kahle Straßen nach dem Stadtinnern zu fremden Geschäften führen, in denen sie künftig ihre Tage zubringen sollen. Bluten und lachen und ein Geschick erfüllen.

Doch der Engel hat seit gestern eine Spur verloren. Bei der Heiligen-Kreuz-Kirche flimmern noch schwach die Sohlenabdrücke. Dann führen sie weg und verblassen, verfeuchten, und in der dritten Straße haben sich so viele andere Schuhe darauf gesetzt, haben sie so vertrampelt und zerrieben, daß nichts mehr von ihnen geblieben ist. Es ist eine Mannesspur. Schwer hat sie sich bei der Kirche in den Boden gedrückt, und unter der Last dieses Lebens begann es sofort zu knistern und geheim aufzuglühen. Und das ist der Mann, den er sucht. Der Engel beginnt zu wittern. Es riecht nach Ölen, nach Benzin, nach Kohlenqualm, Dampf, Gasen, Ammoniak, Lysol, Dunst von Bäckereien, nach Fleisch, Pulverrauch, Parfüm, süßen Zigaretten, Wohnhöhlenschwalm — nur seine Witterung kann er nicht finden.

Damit vergeht der halbe Tag und der Rest der lichten Stunden. Aber war das nicht der Schritt — der langausholende, feste, murrende Tritt jenes Großen? Und dies drohende Räuspern nach langem, gepreßtem Schweigen — das Knurren der unversöhnten Lunge — das verlassene, starke Klopfen des Herzens: wem gehört es, wenn nicht ihm, dem Menschen Krone? Zwar Tausende drohen, schweigen, knurren mit ihm, aber er ist Er, ein Einziger, ein Auserwählter — der Mann des Schicksals. Jetzt versinkt sein Weg wieder. Autos, Straßenbahnen, Menschenströme schwemmen ihn fort. Viel später und in einer andern grauen Gegend klingt es dann wieder auf: Trapp — trapp! Und da liegen auch die schwach glimmenden Sohlenabdrücke, einer nach dem andern — breit, bestimmt, geradeaus fast ganz parallel miteinander: so schreitet Erich Krone und kein anderer. Wenig fehlt, und er hat den leicht nach

innen gedrehten Paßgang des Löwen. Eine Minute nach dem Vorbei wird die Fährte schwarz. Sie zieht Wasser und erlöscht. Und vorn schreitet mächtig und wie in einer Wolke die Gestalt.

Jetzt begegnet ihm einer — Gott mit ihm! — nicht kleiner als er, nicht schwächer — aber bewegt, blond mit etwas Lachendem und immer Gutgelaunten im Gesicht — Freude um sich her und tierische Wärme. Krone bemerkt ihn mit einem Blick und will finster weiter. Aber das ist nicht im Plan des Blonden. Wie eine Ameise die andere — so stellt er ihn — tastend, freundschaftlich ausfühlend, wichtig mitteilend — und ihn heiter ahnungslos mit Worten betrommelnd. Von dieser Art läßt er nun einmal nicht. Autos brausen vorbei. Elektrische Straßenbahnwagen rumpeln und klingeln. Rinnsale von Menschen quirlen trübe links und rechts an ihnen hin. Der Mensch Krone steht und schweigt. Er will nichts als weitergehen, aber das liegt ja nicht im Plan des Blonden. Geduld, Krone! Die laufenden Feuerbänder der Lichtreklamen schreien Zigaretten, Parfums, Schuhe, Filme aus. Den ganzen Tag war der Blonde mit sich allein. Nun will er Gesellschaft haben.

Nie war es Krones Art, seine Person jemand aufzudrängen. Aber dieser da — wirklich aufdringlich wird er — obwohl alles an ihm freundlich und höchst wohlmeinend ist — o, so wohlmeinend, daß Krone bereits die erste leise Wut erfaßt. Denn, im Namen aller guten Geister, er braucht Ruhe. Aber die soll ihm nicht gewährt werden. Der Blonde will in die Wirtschaft. Er will spendieren. Er ist ja so glücklich, verliebt, singsangschwebend und — blond, daß er geben muß, austeilen!

Krone sieht zur Seite und murrt eine Ablehnung. Hat der Blonde sie nicht gehört? Hat ein vorbeiratternder Lastwagen sie überschmettert? Zwei, drei Menschen haben es im Vorbeilaufen bemerkt, daß er dem großen Gefangenen den Arm untersteckte und ihn siegesgewiß lachend mit sich zog. Warum geht Krone mit? Ist er ein Mann von schwachem Charakter? Nein, aber Emilie Minnich. Er sieht nach ihr aus, wie ein Hund nach seinem Herrn aussieht.

Schließlich kann man auch ein Glas Bier mit ihm trinken. Das zweite wird er, Krone, bezahlen, und so ist man wieder quitt. Und wie lange soll das Quälen und Schwelen eigentlich noch dauern? Die Frage ist ja entschieden durch sie, Emilie Minnich die Ältere, entschieden, und damit fertig. Daß sie wieder gegen ihn, den Menschen Krone, entschieden ist — wen kümmert das? Mach's allein mit dir ab, Mensch Krone. Immer hinein. Drinnen klingelt ein Orchestrion.

Die Tür ist zu. Das Orchestrion lärmt im geschlossenen Raum. Lockend liegt die Lichtfülle an leicht verhüllten Fenstern. Männer kommen und treten witternd ein. Der richtige Duft herrscht hier. Gleich wird man angeregt. Weiberstimmen hört man auch. Es ist eine gutgehende Wirtschaft, und mancher geht zu zweien los, der allein hereingekommen ist. Was hat der Blonde hier zu suchen? Ist er nicht so gut wie verlobt?

Bei einem Glas Bier scheint es übrigens nicht zu bleiben — bei zweien auch nicht. Eine Viertelstunde vergeht, eine halbe, eine ganze: immer noch hat sie das Licht drinnen und das Orchestrion und das Rollen der Billardbälle. Machen sie eine Partie miteinander? Sie werden wohl. Sie sahen ganz so aus, als gingen sie zu einer Partie. Zwei Stunden sind vorbei. Viele Männer sind gekommen und gegangen — einzeln — zu zweien — mit Kameraden — mit Weibern. Auch Mädchen allein oder mit andern hat man die Tür passieren sehen.

Es schlägt elf Uhr. Das Orchestrion lärmt immer noch, aber es vereinsamt. Es wird gesungen und gebrüllt, aber das Brüllen kommt sich schon schal vor; es überbrüllt sich.

Aber ist jetzt nicht ein Blitz niedergegangen? Grollt das Murren, das nie ganz zum Schweigen kam hinter der Tür — grollt es nicht zum Donner auf? Ein Schlag — ein blutroter Schein. — Noch lauter klingelt und schnarrt das Orchestrion, nur eine halbe Minute noch, und die Tür geht von innen auf. Frech und wahnsinnig wie eine Hyäne aus Lärm stürzt sich der ganze tosende Inhalt dieser Tobsuchtszelle auf die Straße hinaus. Aber er wird empfangen und aufs Pflaster geschleudert, daß er verstummt. Schon ist auch die Tür wieder zu. Über die beiden Stufen herab steigt Er, der große Gefangene — allein — finsterer als vorhin — in geheimer Hast, die er vor sich selbst verleugnen will — eingenebelt in ein furchtbares Schweigen — und seine Tritte hallen zornig gedämpft an den schlafenden Hausfronten hoch. Seine Spur bleibt dunkel hinter ihm. Er ist leichter geworden — hat Ballast abgeworfen — ja, es ist jetzt sogar etwas dunkel Beschwingtes an ihm — etwas wie von gewaltigen Flügeln Getragenes — Flüchtendes! — Ein solcher Mensch hinterläßt keine aufzuckende Druckspur mehr. Die Stille hat an ihm nichts zu würgen, sie kennt ihn von lange her, und er kennt sie. Leise ruft sie ihn an.

„Bist du's, Mensch?"

„Ich, Krone. Immer unglücklich!" —

„Passiere. Du hast noch einen weiten Weg."

Sie brüllen in den höchsten Lüsten. Das Orchestrion kreischt. Die Billardbälle bollern und klatschen. Fäuste hauen auf Tischplatten. Wird das ewig dauern? — Da — ein Ruf: „Ruhe!" Das Instrument quietscht aus wie erdrosselt. Der Gesang erstickt und sackt unter sich. „Ein Toter im Hof!" Nicht über den Toten verstummen sie und bleichen bis ins Fleisch hinein. Da ist plötzlich diese Stille. Und mit aufgestörtem Gemurmel drückt sich der erste Trupp der Abzügler aus der Tür. Noch eben schrien sie so herrlich; jetzt wagen sie kaum mehr aufzutreten. Die Stille herrscht!

Große Gestalten sind da in der Nacht. Der Mensch Krone geht leise schwankend seinen Weg vor sich hin. Er ist nicht betrunken — oder dann nicht von Bier oder Schnäpsen. Der Mund in dem kurzen, schwarzen Bart bewegt sich wie sprechend, ohne ein Wort hervorzubringen. Nur seine Zähne leuchten manchmal auf, und aus seinen Augen, wenn er sie einmal hebt, stürzt Erschütterung. Sein Hirn dreht sich fortwährend um einen und denselben Gedanken.

„Vier Stunden lang hat er geschwatzt — von ihr — immer wieder von ihr — dann von den Kindern — alles lächelnd — mit spielenden Augen. Und dann will er mich umarmen und küssen — auf der Toilette — der Idiot! — Hab' ihn ein bißchen hingeschmissen, und schon lacht er nicht mehr. Unter seinem Kopf fließt Blut vor. — Blut! — Seltsam, solch ein Blutfließen! — Er war ja betrunken und schlug hin wie ein Sack. Aber ich — was hab' ich gedacht? ‚Möchtest du doch krepieren, Kerl!' Da liegt er und stirbt richtig. Seine Augen starren mich an — glotzen — na ja! — zittern — bleiben stehen — und brechen! — Und Blut fließt!" —

Der Mensch schaudert und geht schneller.

Dienstag

Es ist Abend. In der Straße — einer der verrufenen Nachtstraßen — geht kaum ein Mensch. Die Tür führt zu einer Kaschemme. Zuerst leiten acht Stufen von der Straßenebene abwärts, dann steht da das matt erleuchtete viereckige Loch in der Mauer wie der Eingang zur Vorhölle. Neben dem Eingang eine Laterne, die ein grünes Licht wirft. Etwas schmutziges Rot liegt ausgeflossen am Himmel.

Endlich erscheint eine Gestalt in der Tür — ein Mann in grauem Anzug, die Mütze tief in der Stirn — düster, hoch von Schicksal belastet — mehr eine Wolke als ein Mensch —, und in der finstern Tiefe der Erscheinung glimmt es. Es zuckt und brennt. Es ist etwas in Bewegung darin, als wollte er sagen: „Ja, ich komme!" Er sichert die Treppe hinauf — niemand. Nur der Sturm spektakelt. Er ruckt sich in seinem Rock zurecht und steigt die acht Stufen aufwärts. Droben sichert er noch einmal und setzt sich nach der Ecke hinten, wo die Esche steht, in Bewegung. Diese Bewegung ist ergrimmt, zerfahren. Sie hat etwas Strudelndes wie ein Wirbel, etwas Stürzendes wie ein Wasserfall, und wo seine Absätze aufschlagen, da klagt und grollt es. Er selber schweigt — schweigt tief und unabsehbar und gefährlich. Seine Augen spähen leidend; es ist Blut darin. Der Mund in dem schwarzen, kurzen Bart zuckt. Sein Herz ist erschüttert. Eine unbegreifliche, wilde und in aller Verlorenheit beinahe stolze Erschütterung hat Besitz von ihm genommen. Da pirscht er gleich dem Tiger durch den Urwald, angetan mit den Schutzfarben seiner Umgebung: Grau, Grau, Grau! Und etwas Blutrot am Hals und in den Augenwinkeln. Schützend hat ihn das Dunkel in der Ecke aufgenommen. Er ist verschwunden, und es dauert eine Weile, bis er drüben wieder sichtbar wird. Nun treibt er sich in einem etwas belebteren Straßenzug mit der Vorsicht eines trotzig Gehetzten, der entschlossen ist, sich nicht zu ergeben, westwärts. Aber kurz darauf schlägt er einen Haken und geht nordöstlich. Wenig später hat er beinahe Südrichtung. Seine Augen bohren sich voraus wie Revolverläufe: Revolverläufe, aus denen fortwährend Blut sickert.

*

Der Engel des Schicksals reckt wieder die Hand aus und berührt mit einem Finger den Menschen im Straßengewühl.

„Du, was ist mit dir?"

Der Mensch Krone bleibt wie vor die Brust gestoßen stehen und starrt ergriffen vor sich hin. Schüchtern weichen ihm zwei kleine Mädchen aus, die vom Zeitungsaustragen auf dem Heimweg sind. Heilige Sterne, so ist ihm, blinken fern und hoch vor seinen Augen auf, aber es sind die

innern Augen des Geistes, und mit Geisteraugen blickt er auf sein Schicksal, das plötzlich in seiner Brust, lange verkrampft und verhärtet, auftaut und in Bewegung kommt. Ach, was um uns fest ist, das ist Schmerz, und unsre Bewegungen bewegen uns keinem andern Ziel zu als unserm letzten Augenblick, der als wunderbares Fanal am Ende unsres Weges steht. Krone erblickt auch dies Fanal, und noch mehr Eis taut in seiner Seele auf; noch mehr Gegenden seiner Landschaft kommen ins Fließen. Ihm ist so wunderbar weh wie nie mehr seit seiner jungen Knabenzeit, als noch seine frische, weiße Haut unbeschmutzt und unschuldig den Schöpfer anschimmerte.

„Wenn man seinen Namen in der Zeitung gelesen hat!“ brummt er und kommt langsam wieder in Gang. Immer noch spähen und sichern seine Augen; das ist schon zweite Natur geworden. Sorge hängt wie schwarzer Schleier über seine Züge. Gefahr begleitet ihn. „Was mit mir ist? Was ist schon so mit uns! Kann man sich wohl helfen?“ In der Höhe braust ein Stadtbahnzug vorbei. Alle Fenster sind erleuchtet. Alle Abteile sind voll Menschen. Im Rauch wabert der Feuerschein aus der Heizglut. „Einen Menschen hab' ich auf dem Gewissen. Niedergeworfen — und liegen geblieben. Wollte ich ihn totschlagen? Nein. Ich weiß nicht.“ Und kommt wieder auf den brandigen Schluß heraus: „Ich dachte: ‚Krepier' doch!' — Ja, das dachte ich!“

Er fällt in einen offenen Platz hinein, in den zehn Straßen münden. Krone kreuzt den Platz, weicht einigen Autos aus, läßt finster einen Zug aufgestauter Straßenbahnwagen an sich vorüber, und in geheimer Erregung rückblickend steht er auf der dunkleren Seite, um wieder zu sichern. Auf der Mitte des Platzes handhabt der Schutzmann das Verkehrszeichen. Geschäftsreklamen flammen. Belsazarschriften geistern über Hauswände. Grün und blau glüht der nasse Asphalt. Kalt ragen schwarze Mauern auf. Von feuchten Schauern überlaufen liegen die Dachreihen darüber. Trüber glimmen die Laternen. Droben im Finstern braust der Sturm. Er setzt sich wieder in Gang. Bang schlägt ihm das Herz.

„Na, und jetzt?“ knurrt ihn leise die Stimme des Schicksalsengels an, und der Finger berührt ihn wieder. Fröstelnd bleibt er noch einmal stehen, wühlt, besinnt sich, kommt von neuem in Gang und beginnt wieder zu brummen.

„Was weiter? — Zu ihr! — Ihretwegen ist's geschehen. — Totschlag ist Totschlag. — Gut! — Aber sie noch einmal sehen, was? — Noch einmal in ihr Gesicht blicken — und dann die Nacht. — Nichts versteh' ich. Wer von uns begreift sein Leben? Was hat man darüber gelernt auf der Schulbank? Brauchbares — nichts! Und ist das überhaupt das Eigentliche, was sich da vor unsern Augen abspielt? — Nein, nichts wissen wir. Bloß eins: keinen Schauder vor dem Tod! Wer andere vom Leben bringt, muß auch selber bereit sein! Nein, keinen Schauder vor dem Tod!“ —

Aber ihn schaudert. Er steht nun vor seinem Ziel. Ein schmutzig-brauner Häuserblock ragt vor ihm auf wie eine Gesteinswand mit Höhlenwohnungen. Drei Höhlen hintereinander, Höhlenhöfe mit Einschlupfen und Verbindungsgängen und mit Luft- und Lichtlöchern in Galerien angeordnet. Die Höhlen rummeln und trommeln vor Leben. An diesen Wänden liegt in mächtigen Gestalten die Dunkelheit. Ihm ist, als warnte ihn sein Dämon. „Gehst du hinein, so weißt du nicht, wie du wieder herauskommst!“ Das stimmt. Aber hinten im letzten Hof lebt *sie*! Was ist ihm das Draußen? Was nützt ihm noch die Freiheit? „Es ist zu Ende, Mensch. Mach' noch das Beste draus.“ Stimmen und Lichter wollen ihn betören.

Was sein muß, das hat zu geschehen. Er tritt in das Tor. Finstre Wölbung schleicht grollend über seinen wachenden Kopf weg. Ein Hof mit Lichtern stürzt sich begierig über ihn her und fährt zurück: ein Gezeichneter. Ein zweiter Durchgang überfinstert ihn. Wieder ein Hof. Hier brennen die Lichter zweifelhaft. Sie treten wenig aus sich heraus, betasten ihm Gesicht und Gestalt und gehen schweigend zurück. „Passieren!“ Der dritte Durchgang betriecht ihn wie eine Riesenschnecke, überschleimt ihn mit Finsternis, betrieft ihn mit Lichtschmutz und läßt ihn frei. Im dritten Hof hängen verlorene Lichter an den Schachtwänden. Keines regt sich. Vorne gab es Klaviermusik, Radio und Grammophon. Hier näselt eine Handharmonika. Ein Weib keift mit eintöniger Stimme. Ein Kind schreit und will sich nicht trösten lassen. O, schreien! Doch lautlos auf Gummisohlen tasten sich Krones Füße durch den Luftmorast des dritten Hofes. Jeden Durchgang zur nächsterbärmlicheren Höhle hat das Schicksal mit Widerhaken versehen. Es ist leicht, hineinzukommen; wenige dringen blutend und zerfetzt in den zweiten Hof oder gar ins Licht zurück. Kinder schlüpfen nachtwandelnd und träumend durch, wenn sie einem Genius in die Hände geboren wurden. Draußen steht der Wächter.

„Wer da?“

„Ein Dichterchen.“

„Passieren!“

Der Hof steht leer. Die lautlos schleichende Gestalt ist in irgendeinem der schwarzen Löcher verschwunden. Grau rieselt Schicksal in den Schacht herab — Schicksal und Ruß und fließender Regen, der nun langsam einsetzt.

Die Mauern frieren.

Mittwoch

Der Engel des Schicksals spreizt die mächtigen Flügel und schüttelt sie. Ein Gestöber von Regen und Graupeln stäubt über die Landschaft nieder. Der Mensch — wo ist der Mensch hingekommen? Er horcht. Er lauscht. Er wittert. Grauweiße Fühlfäden gehen von seinen Fingern aus und tasten die Mauern des Hofes ab. Nun hat er die Tür gefunden. Hier riecht es nach Blut.

Der Mittwoch zieht herauf. Eine schauerliche Nacht ist vorbei. Menschen treten aus der Tür mit Augen, als hätten sie gewaltige Urtiere sich an ihren Türen reiben und durch die Ritzen schnauben gehört. Die Höfe sind leer. Die Lichter gehen aus. Am längsten hat das Licht tief links in der Hofecke unten gebrannt, dort, wo die Blutspur sich unter eine Tür verliert, und wo es elektrisch warnend zuckt und knistert.

Wieder eine von diesen Begegnungen hat sich dort abgespielt, die das Leben eines Verlassenen begleiten. Es war tief in der Nacht, als man drei bestimmte Klopftöne an einer hölzernen Tür vernahm. Die Stille fiel dicht dahinter nieder wie ein Sack voll Wolle. Nichts regte sich. Dann wiederholte sich das Klopfen; es klang jetzt herrischer und forderte. Nun, immer wird hier nachts einmal geklopft. Es wird auch gepfiffen und geschrien. Wer soll sich um alles kümmern. Irgendwo hinter dem bretternen Verschlag erklang eine ächzende Jungemannsstimme, die den Stimmbruch noch nicht recht überwunden hatte: „Wer ist da?“

„Ich. Erich. — Mach' mal auf —!“

Wieder stürzt ein Sack herab. Irgendwo grollt es. Endlich knirscht ein Schloß. Die Tür öffnet sich zum Spalt.

„Dann komm schon. Machst doch nur Lärm. — Besser hättest du sonstwo angeklopft!“ —

Brummend drängt sich die Nachtgestalt in die Wohnung. Sie muß die Tür zurückstoßen; so wenig Raum läßt der junge Mensch.

„Hast's ja eilig, kleine Laus. Paß mal auf. Noch lebe ich! Es gab Zeiten, da bist du besser gesprungen.“

Die Tür ist schon wieder zu. Ein modriger Lichtschein ist auf Augenblicke die Treppe hinauf geflossen, einer hat sich blind in den Hof hinausgestohlen. Wie ein Diebsrudel ist alles wieder verschwunden.

„Na ja, was willst du bei uns? Mach' dich doch lieber aus der Stadt! Hier kommt man zu allererst nachsehen, kannst du dir denken.“

„Ist schon wer dagewesen?“

„Das nicht. Aber um so sicherer kommt man!“ —

Eine Innentür schlägt zu. Nun noch Gemurmel, in das eine weibliche Stimme einfällt. Wie bei Ameisen vor dem Bau ist die Begegnung gewesen: ein kurzes Betrommeln mit den Fühlern, ein aufgeregtes Stutzen und Stehen — und leer ist der Platz. „Polzin“ steht an der Tür: „Wwe. Polzin, Hebamme.“ An der Gestalt der Frau ist etwas Hungriges und Klebriges. Sie bebt vor Ärger und wagt sich nicht freizugeben. Der junge Mensch hüpft wie Quecksilber, wie wenn er in Kugeln auseinanderrinnen wollte. Nervosität vibriert ihm aus allen Poren. Und junge Gemeinheit ist an ihm. Die Blicke der Frau und des Jungen stechen. Krone schaut wühlend drein. Der Raum ist voll schwer unterdrückter, wilder Aufregung. Ruhig ist nur der Mann.

„Ja, was wollen Sie überhaupt hier? Haben Sie die Absicht, ehrliche Leute unglücklich zu machen, weil sie Ihnen immer geholfen haben? Weil man hier fortwährend Geduld hatte mit Ihrer Wildheit und Ihrer Unbildung?“ Sie hat die Fäuste in den Hüften. „Kann man erfahren, womit Sie uns beehren?“

Er bohrt ihr die glosenden Blicke ins Gesicht. Er denkt und grübelt. Sein Geist liegt klaftertief unter seinem Elend vergraben. „Hinauf will ich. — Die Minnich will ich noch einmal sehen. — Ja, die Minnich will ich nochmal sehen —!“

Die beiden wechseln Blicke.

„Bin ich vielleicht die Minnich? — Oder wohnt sie etwa bei uns? — Da haben Sie sich doch wohl stark in der Tür geirrt!“ —

„Na, darum keinen Streit nicht!“ Der Junge will die Sache von der gemütlichen



Im Klub. Gemälde von Fr. Elwell

Seite nehmen, während ihm die Haarwurzeln weh tun vor Angst. „Wolltest wohl auch noch schnell bei uns einspringen. Das ist sogar ganz nett von dir. Freut uns, wirklich. — Und die Minnich wohnt noch immer vier Treppen hoch!“ — —

Seine Lippen bewegen sich leer weiter, nachdem ihm schon der Atem ausgegangen ist, so furchtbar sieht dieser Mensch aus, so entsetzlich gewittert und schreckt die Macht hinter ihm. Die Frau hat sich auf einen Stuhl niedergelassen, weil ihre Knie sie nicht mehr tragen. Plötzlich sind die Fäuste aufgegangen. Der Mund hat sich geschlossen. Nur die Augen sind jetzt groß. Sie saugen Furcht und bereiten Gift.

„Ich — muß noch warten. — So schnell geht das alles ja nicht! — Ich — muß meine Gelegenheit abpassen — —!“

„Bis die Polizei auch ihre Gelegenheit abpaßt,“ pfeift die Kehle des Burschen. Sie ist trocken und heiser, und er leckt sich über sich selbst bestürzt die Lippen.

Krone stiert ihn an, als hätte er ihn noch nie gesehen. Dann nickt er langsam.

„Wird wohl abpassen, aber ich kann jetzt nicht gleich hinaufgehen. Da — ist was davor. Muß erst darüber klarwerden, was das ist, das auf einmal — na — einen Stuhl — den erlauben Sie mir doch wohl? Niemand will es zum Äußersten treiben. Alle sind wir Menschen und sterblich! — Ja, so ist das!“ — —

Hörbar und sichtbar erschüttert läßt er sich nieder. Die Frau rührt sich nicht mehr. Sie sitzt und starrt verdrossen vor sich hin. In den Augen des Burschen glüht die grüne Angst. Er leckt sich immer noch die sehr roten Lippen mit einer roten Zunge, aber sonst ist er bleich. Und alle haben das Gefühl: Da ist noch ein Vierter im Zimmer! Es atmet sich schwer. Die Blicke dringen nicht mehr durch. Nicht einmal die Worte kommen ans Ziel. Ratlosigkeit bemächtigt sich der Frau und des Jungen. Krone sitzt und wühlt. Er wird wieder wolkenhaft und weit. Kein Maß reicht da aus. Er hängt im Leeren — Abgrund unter sich, Abgrund über sich, ringsum eine Welthöhle, die bei jeder Regung aufmurrt. So sitzt er und bohrt der Frage nach: was das ist, das auf einmal davor liegt?

Der Engel schaut, horcht und denkt mit ihm. Lichtstäubende Erkenntnisse durchschwärmen sein ewiges Hirn. Mit furchtbarem Erbarmen spricht sein hohes Herz zum Menschen Krone. „Sieh mal, Mensch Krone, du mußt ja untergehen, denn du bist ein Untergang und ein Anfang, und im Überschwang des Leides bist du über deine Grenzmarke vorzeitig hinausgeschossen. Und da sitzest du, und dir ist unaussprechlich bang nach der Frau droben — so bang, daß du dich nicht hinaufwagst, daß du sitzest und deine Finger befragst.“

Auch Polzin ist auf Arbeit gegangen. Irgendwo in den großen Maschinen macht er seinen Achtstundentag ab, sorgt dafür, daß er übrig bleibt, und abends schiebt er nach Hause, um zu essen und dann zu sehen, wo und wie man sich amüsieren kann. Die Witwe ist auf Wöchnerinnenbesuche ausgegangen.

„Wenn wer klingelt, bitte ich mir wenigstens aus, daß Sie Ihre Physiognomie nicht sehen lassen.“

„Schon gut, Frau Polzin.“

„Nicht mal regen werden Sie sich, verstanden! Man will nicht noch ins Unglück kommen wegen seiner Gutheit.“

Er hat sie angestarrt, aber gehört scheint er nicht mehr zu haben. Mit dem Leib voll Wut haben sie ihre Wohnung verlassen. Wie auf Nadeln sind sie einen Tag lang hierhin und dorthin gegangen. Wohl war ihnen nicht zumut, hol's der Teufel. Sitzend und brütend haben sie ihn verlassen. Stumm und wühlend trifft sie ihn mittags und abends wieder. Der Junge kommt zum Essen nicht nach Hause. Zu sich genommen hat Krone den ganzen Tag nichts. Das macht ihr dann doch wieder Eindruck. Wenigstens grüßt sie ihn. Er steht am Fenster und starrt zwischen den Vorhängen hinaus, brummt irgend etwas Gutartiges und wendet sich ins Zimmer zurück, wo er auf einem Stuhl in der Ecke Platz nimmt. Gleich darauf steht er aber auf und geht wieder nach dem Fenster. Das ist ihr nicht recht; sie wird unruhig.

„Vielleicht wäre es besser, wenn Sie sich nicht am Fenster sehen ließen,“ sagt sie beinahe freundlich.

Er hört nicht, und wütend wirft sie die Tür. Sie ist bestimmt nicht einfach so eine schlechte Frau, aber gewisse Dinge verträgt der Mensch einmal nicht gut. Eine Seele mehr, und eine Wohnung wird zum Gefängnis, zum Zuchthaus. Schon zuckt wieder alles in ihrem magern Körper.

Es ist kaum anzunehmen, daß er von außen gesehen wird. Dagegen hungern seine Augen, daß sie ihm weh tun. Verflucht gut wäre es doch, *Sie* vorher so durch den Hof gehen zu sehen, um festzustellen, was für ein Gesicht sie macht. Herrgott, er hat ihr doch was Ordentliches angetan! Wie wird sie es tragen? Was für eine Haltung wird sie zeigen? Viel könnte das aussagen. Aber immer sind es andere Frauen, na, Weiber.

Ein Gesindel treibt sich da in all den Höfen herum! Und dann sind noch da ihre Kinder! Leben von ihrem Leben. Leider aus ihrem Leib! Er nennt die Namen bei sich: Heinchen! Otto! Und: „Das Mädchen!“ Heinchen, den würde er nicht erkennen. Aber Otto sicher — seitdem er sich vor der Kirche mit ihm eine halbe Minute hindurch bestarrt hat. Und die Konfirmandin —: also das Abbild der Mutter, als sie selber vierzehn war, nur alles etwas ranker, flüchtiger, großstädtischer. Doch seit Stunden steht er da, lauert und späht mit heißen Augen, und niemand zeigt sich.

Jetzt klopfen wieder schnelle Schritte durch die letzte Torfahrt. Er reckt sich ein wenig hoch; das könnte sie vielleicht sein. Neulich sah er ja nur einen Schatten von ihr, als sie aus dem Kirchportal auf die Familie zukam. Und jetzt diese erwachsenen Kleider! Er prüft, wittert, wägt: am Ende bleibt er ungewiß. Aber sein Herz knurrt väterlich: „Also solch ein vierzehnjähriges Mädchen, das bereits die Hüften wiegt und mit den Augen spielt! Emilie Minnich!“ Wer dem Mann drinnen diesen Namen ins Ohr schrie jetzt, aus voller Seele und wildem Erbarmen: „Emilie!“ — einen sanften Tod verschaffte er ihm vielleicht — oder einen raschen sich selber. Da schwimmt und schwenkt es sich hin, hat seinen dritten Arbeitstag hinter sich, ist ermüdet und stolz, und alle seine jungen Glieder und frischen Gelenke singen: „Emilie heiße ich! Schwarz bin ich. Schmale blasse Wangen habe ich, aber ich bin gesund und schon neugierig, und einiges weiß ich bereits! O, man wird auch mehr und alles erfahren!“ Von dem, was da hinter der Tür, an der es vorbeitänzelt, wartet und grollt, ahnt es nichts. Aber es ist noch nicht im Haus, so dreht es sich um und bleibt stehen, um lachend zurückzuäugen. Aus dem Durchgang ist ein Pfiff hervorgefahren wie ein Wiesel, und jetzt erscheint die nichtsnutzige Figur des Maxe Polzin. Er winkt ihr mit einer fahrigen Bewegung, während er einen schnellen Blick nach dem Fenster tut. Nein, Krone ist nicht zu sehen.

„Schon Feierabend, kleine Maus?“ ruft seine krächzende Stimme über den Hof weg.

„Ich muß diese Woche nur bis sechs Uhr,“ erwiderte sie. Die Anrede „kleine Maus“ macht ihr sichtlich Spaß, und sie betrachtet den Burschen, der schon so viel mehr vom Leben weiß, mit einem neugierig schillernden Blick. Jetzt steht sie ja plötzlich auf gleicher Stufe mit ihm.

„Aha, wirst noch geschont. — Na, und die Herren im Geschäft — schonen die auch noch?“

Er steht jetzt bei ihr, und neigt sich ihr zu, um ihr leise etwas ins Ohr zu sagen.

„Sowas sagt man keiner Konfirmandin!“ erwidert sie rot. „Du bist überhaupt ein Frechdachs. Kannst dich was schämen —!“

„Ich schäme mich ja schon. Kommst du mal mit mir tanzen?“ Er pfeift leise die Valenzia. Dann macht er ein scharfes Gesicht: „Du, wenn du nicht mit mir zuerst gehst, dann sollst du mal sehen,“ droht er und äugt wieder nach dem Fenster. „Keiner wird was merken. Abgemacht?“ Eben will sie antworten, da steht wie aus der Erde gewachsen Otto zwischen den beiden. Krone hat sich eben vorgenommen, mit dem Burschen zu reden, da packt der Junge das Mädchen am Handgelenk. „Sollst heraufkommen!“ sagt er mit zornigen Augen. „Mutter wartet schon.“ Den Burschen mißt er mit einem Blick von oben bis unten. Max ist zwei Jahre älter und bißchen größer, aber Otto ist bessere Rasse — na: Minnichrasse, und im Ernstfall wäre eigentlich nichts vorauszusagen.

„Na, na,“ höhnt Polzin, „man nicht so hochfahrend und etepetete, junger Herr Minnich. Habe mir gestattet, mit des Herrn Grafen seiner Schwester zu techtelmechteln.“ Wieder werden seine Züge scharf. „Du, Jungeken, blas' dir man nich zu sehr auf —!“

Emilie ist schon im Haus verschwunden. Das letzte, was Erich gesehen hat, ist ein roter Kopf gewesen. Otto bleibt noch einen Moment. Zwei, drei Sekunden messen sie sich mit den Augen; dann verschwindet auch Otto.

In den Windhund kommt wieder Bewegung.

„Na, gerade die Minnichs!“ ruft er meckernd ins Treppenhaus hinauf. „Was sehr Feines ist euch auf die Nase gefallen, und noch ganz was anderes wird nachkommen, verlaß dich auf mich. Kroppzeug, verdammtes, hochnäsiges —!“

Jetzt stapft er die Stufen hinauf, und gleich haut draußen die Tür zu. Krone wendet sich ins Zimmer hinein. Eigentlich braucht er da nicht einzugreifen; das Mädchen ist in guter Hut. Und was kann er, Erich Krone, ihr wohl noch groß helfen? Dem da ins Gewissen reden? Er hat Maxens Gewissen in der Werkstatt kennengelernt, wo sie miteinander arbeiteten. Immerhin streift er seine kleine, dreiste Figur mit einem Blick und sagt beiläufig: „Minnichs Mädchen, das brauchst du nicht zu verderben, verstehst du. Da sind genug andere, wo es weniger drauf ankommt. Und den Gefallen kannst mir vielleicht tun, Maxe. War ich nicht immer gut und recht zu dir?“

Max beschielt ihn schief und geht durchs Zimmer nach der Küche durch.

„Machst dir möglicherweise selber Vorhaltungen," bemerkt er frech, aber seine Stimme ist unsicher, und er duckt sich wie vor Prügeln.

Aber Krone denkt je länger je weniger an Gewalttätigkeiten. Wie die beiden, die sich inzwischen in der Küche verständigt haben, wieder hereinkommen, liegt ein Häufchen Geld auf dem Tisch, dazu eine alte Silberuhr.

„Seht mal, ich hatte da doch was gesagt von beerben: nicht daß ihr denkt, das ist leeres Gerede." Seine Augen sind wieder ganz weit, aber friedlich, und viel Demütigkeit ist in seiner Haltung, obwohl sie eher größer und ansehnlicher geworden ist. Max blinzelt, und die Frau besieht ihn wieder fragend. „Es ist noch fast mein ganzer Monatslohn, und eine Rücklage aus dem Brustbeutel liegt auch dabei. — Den Minnichkindern darf ich's doch nicht anbieten; das wird sie nicht leiden aus solchen Händen. Aber euch kann es zu was nützen, und schuldig bin ich euch so oder so. — Und du, Maxe, denke ein bißchen dran, daß du ohne mich vielleicht ein toter Mann wärst. Ich habe dich doch mit eigener Gefahr aus der Maschine gerissen. Na, jeder tut dasselbe, wenn's an ihn kommt, aber Bruderschaft macht sowas doch. Siehst du. — Und Sie, seien Sie nicht ungeduldig gegen mich. Die Kinder hab' ich nun gesehen. Sie selber ist ja leider nicht 'runter gekommen. Trotzdem denke ich nun, daß ich es bald wagen werde." Niemand sagt etwas. Noch eine Weile starrt er vor sich hin; dann hebt er die Augen noch einmal zur Frau. „Sie haben doch sicher den Ihren auch einmal geliebt. — Na, da können Sie abmessen. Was ist da zu machen? Bloß seine Zeit muß alles haben. — Morgen, denke ich —!"

Er scheint zu bitten, aber was er sagt, ist Befehl. Was er sagt, geht an die Kehle und legt sich auf die Brust: „Gehorchen! Schicksal ist hier! Versteht das!" Lange ist es still. Die Frau hat sich unruhig erleidend niedergelassen. Max rennt nervös in der Stube auf und ab.

„Hast in der Zeitung gestanden!" stößt er endlich mit frierendem Gesicht heraus. „Sie wissen, daß man dich zuletzt in der Kaschemme gesehen hat. Auch die Richtung, in der du weg bist, ist jetzt bekannt —!"

Krone sieht ihn fast freundlich an; nichts Furchtbareres hat Max bisher an ihm gesehen als diese Freundlichkeit.

„Kannst mir eine Zigarette geben," bemerkt er endlich, mit den Gedanken näher herankommend. Es ist, als käme ein Wirbelsturm näher heran. „Danke. Feuer auch." Er nimmt Feuer. „Sieh mal, das ist Unsinn, was du da schwatzt," belehrt er dann ruhig. „Das tut der Krone doch ihr schon nicht an, daß er sich auf die Fersen kommen läßt. Zwanzigmal habe ich die Richtung geändert. Rede also nicht." — Er sieht wieder nach ihr. „Ich hoffe, daß Sie noch eine rechte Hilfe an ihm bekommen werden, Frau Polzin. — Gearbeitet hat er nicht schlecht, bloß ein wenig windig war er manchmal. Aber das sind sie heute fast alle. Wie zu meinen Zeiten ist die Jugend nirgends mehr —!"

Es wird wieder Nacht. Die gewaltige Stadt brennt von neuem zum Vulkankrater auf. Wagen rennen erleuchtet. Lichtreklamen klettern auf und nieder wie das dämonische Gegenspiel zur Jakobsleiter. Straßen zucken hin. Lichtkegel rucken unruhig in den schwer liegenden Himmel, als wäre man auf einen Feind gefaßt. Sie finden nichts als leere Nässe und fallen erschöpft ab. Singen, Dudeln, Konzerte, Lichtschemen auf Leinwänden, Grammophone, Klaviere, Radios, kreischende Räder, schwingende Artistenkörper, spielende Komödianten, Müdigkeit, Unglauben, Liebesbrunst. Jeder für sich, Zusammenströmen und Auseinanderrennen: und wieder eine Nacht.

Donnerstag

Die Nacht war voller Klopftöne und Scharrgeräusche. In der kleinen Wohnung zu ebener Erde hat man kaum geschlafen. Trotz der dicht zugezogenen Vorhänge drang bis in den Morgen ein unveränderlich schwebender Lichtschein in den Hof, fiel an die wollenen, dunklen, hängenden Tücher, quälte sich durch und starb matt herab, nachdem es kaum die nächsten Pflastersteine blind beschienen hatte. Halb acht ging der Bursche aus dem Haus seiner Arbeit zu — mit hängendem Kopf, händelsüchtig, geduckt, todtraurig über sich selbst, leise vor sich hinfluchend. Hinter ihm schlug das Schweigen zusammen. Um halb neun tritt die Hebamme über die Schwelle — äugend, nachdenklich, übernächtig, unsicher, mit zweifelnd zusammengepreßten Lippen. Zornig schlagen ihre Absätze das Pflaster. Die Schritte verhallen im

vorderen Durchgang. Bang fallen an dem Ort der Armut, Niedrigkeit und Laster die Geräusche auseinander und sinken wie Erdrosselte an den Mauern nieder. Und die Stille sackt von neuem zusammen. Fern schüttern die Rammen der Arbeit die Erde, und in dem „Werde" dieses Tummelplatzes aller Leidenschaften und Talente zittern wie Körper billiger Musikinstrumente die hängenden Wohnungen mit. Mit eisernem Tritt marschieren die drängenden und endlosen Stunden in Reih und Glied.

„Weiter jetzt!" murrt zärtlich die Stimme des gewaltigen Engels. Er streckt wieder vorsichtig die Hand aus, und sein Nagel kratzt leise wie ein Hund an der Tür. Von oben fliegen leichte Schritte herab. Mädchenfüße! — Sie werfen ihren Klang voraus wie andere Dinge Licht und Schatten. Die alte schmutzige Treppe lächelt kupplerisch und süß dem Geländer nach auf und nieder. Dringlicher kratzt der Nagel an der Tür. Jetzt klopft er leise und geheimnisvoll. Die Schritte fliegen über den Treppenabsatz im zweiten Stockwerk. „Ja!" brummt endlich drinnen eine wolkenhafte Stimme. „Wer da?" Der Engel lacht in sich hinein. „Das Schicksal, Mensch!" Weiß Gott, was er drin zu hören glaubt. Ein Stuhl rückt. Schritte kommen langsam schütternd zur Tür her. Nun klingeln die Mädchenschritte die letzte Treppe herunter. Emilie die Jüngere. Die Tür geht auf. In ihrem Rahmen steht äugend und brütend und wenig bei Sinnen er, der Mensch. Er bohrt die abgründigen Blicke in den Hauseingang, hebt sie dann schwer wie brennende Lasten zur Treppe — und da steht das Mädchen Emilie. Er starrt ihr entgegen, starrt und denkt und wühlt. „Ja — Emilie, das Mädchen. — Ihre Tochter!" — Was soll er mit diesen Gliedern, Gelenken, Augen, Füßen und Händen? Nach ganz andern Formen gieren seine Augen. Anderer Verhältnisse voll ist sein heißes, bitteres Herz. Ein hübsches Ding. Soll er Sie grüßen lassen? Aber er kann nicht einmal die Zunge regen.

Auch das Mädchen steht und starrt. Einen Fuß hat es noch in der Luft; im letzten Tritt gebannt hängt es da, und das bleiche Entsetzen fällt über die flüchtige Gestalt her wie ein Schneefall. Es öffnet den Mund zum Schreien und bringt nichts hervor. Die Augen wollen ihm aus dem Kopf springen, als machten sie Anstrengungen, selbständig davon zu rollen, weg, über die Höfe, Straßen entlang, um bloß nicht mehr Dies sehen zu müssen, das Schrecklichste, was es gegenwärtig für sie zu sehen gibt: den Mörder des künftigen Ernährers der Familie — des Mannes, der der Mutter am liebsten war — ihrer aller da droben in der kleinen Wohnung. Gleich setzte er sich in Gang und stürzt sich auf sie. Aber Krone stiert und schwelt und sieht aus wie eine Wetterwolke. Jetzt stößt das Mädchen einen spitzen, brüchigen Ruf aus. Plötzlich ist die Kehle frei, und laut schreiend stürzt es die Treppen hinauf, die es eben herabgeklingelt ist mit seinen neugierigen, schon halb eingeweihten Füßen. Der Mensch Krone sieht ihr mit schwer erhobenen Augen nach. Jetzt ist der letzte Schein um den Pfosten weg. Noch die hastenden, stolpernden, seltsam lärmenden Füße. Dann ein Poltern von Fäusten an einer Tür. „Hm! — Grüßen wird die in jedem Fall!" — Hinter Nachbartüren wird es laut. Der Mensch zieht sich zurück. Geräuschlos schnappt die Klinke. Das Haus liegt da wie zuvor und doch nicht wie zuvor. Eine Neuigkeit, ein ungeheures, schreckliches, spannendes Wissen mehr ist im Hause. Vom Parterre hat es alle andern Stockwerke übersprungen wie ein fliegender Funke, und jetzt brennt es, das Wissen, dort droben schon lichterloh. Alle Vorhänge flammen davon. Wie eine Explosion, eine Gasexplosion, ist es plötzlich aufgeblüht, Krone ist unten! Knie werden schwach. Herzen erschlaffen. Ein Stöhnen bricht aus einer verfolgten Frauenseele: „Und keine Ruhe kann er uns geben?" — Kinderweinen irrt kahle Mauern entlang, findet nicht hinaus, findet auch hier keine Zuflucht und rinnt wie sickerndes Blut zwischen die Dielen. „Na, nu geh du wieder. Du mußt doch zur Zeit im Geschäft sein." Aber Emilie die Jüngere wagt sich nicht mehr allein hinunter. „Ich werde mitgehen!" Das ist Otto. Der Junge ist bleich, aber seine Lippen pressen sich entschlossen, und seine Blicke brennen vor Begier, Schreckliches zu sehen und es zu bestehen wie ein Großer. Monatelang war er hier der einzige Mann. Monatelang sah es aus, als sollte er es bleiben, als wäre er dazu bestimmt, die Familie wieder heraufzuführen. Jetzt ist's wieder an ihm. In wenig Tagen wird der Mensch manchmal um Jahre älter.

Sie sind aus dem Haus, haben den dritten und auch den zweiten Hof hinter sich, und vorne vermengen sich ihre Schritte mit dem immer gleichbrausenden Lärm der Straße. In den Höfen schlägt wieder das Schweigen zusammen. Aber das Schweigen lebt jetzt. Der Engel stützt sich auf den Händen, und jetzt starren die goldenen Schicksalsaugen in die Fenster droben.

Eine einsame Frau hält plötzlich in

ihren Morgengeschäften ein, preßt eine Hand auf ihr Herz, läßt sich auf dem nächsten Stuhl nieder und sitzt durch lange Zeiten vergessen und untätig und von ungeheuerlichem Weh beladen. Schmerzen zucken ihr durchs Herz wie Messer. In ihrem Gedärm ist Wimmern. Die Augen blicken verständnislos, aufgeschreckt, unberaten. Was tun? Nichts! Beschworen hat sie die Jugend: „Um Gottes willen, Kinder, sagt das nur keinem Menschen!" — Da unter ihren Füßen sitzt und lauert das Grauen. Es kältet ihr die Sohlen. Es zieht ihr in immer neuen Schauern die Knochen hinauf in die Knie, die eisig werden. Das Hirn schmerzt wie in Fieberglut. Die Kehle kann nicht schlucken, das Herz nicht pumpen, die Lunge nicht atmen. Der Rücken ist tot. Soweit ist sie gekommen mit ihren beiden Liebhabern, sie, Emilie Minnich die Ältere. Und was da auf einen herstarrt, das ist ein ganz entsetzliches, unabwendbares, unausdenkbares, ewiges Unglück für alle!

Die Kinder kommen nach Hause. Es ist Mittag. Sie hat Essen hergestellt, ohne zu wissen, wie. Diesmal hat I h n auch Otto gesehen — zwischen den Vorhängen, durch die er in den Hof hinausstierte, dunkel, hoch, gewitterhaft, unabsehbar drohend. Wenn Otto schweigt, so liegen die Lippen hart aufeinander und bilden einen Wall. Er hat die junge Emilie abgewartet und sie begleitet, aber geschehen ist weiter nichts — zu seiner Erleichterung, zu seiner Enttäuschung! Heinchen ist wie ein Engelchen zur Schule und aus der Schule gekommen, ohne etwas zu merken. Ihm passiert nie etwas. Er steht in besonderem Schutz.

Stumm wird gegessen. Es war der letzte Schulvormittag. Die Osterferien haben begonnen. Wie wird man sich in diesem Haus und im Hof bewegen? Kann man auf die Straße hinausgehen und die Mutter allein lassen? Kann man immer zu Hause sitzen? Der Hof ist unmöglich. Und was soll man darin. Außerdem ist das Spielen in den Höfen verboten; man ist in die Häuser oder auf die Straße verbannt.

„Anzeigen muß man ihn doch!" trotzt Otto auf, sobald Heinchen aus Hörweite ist. „Das geht auch nicht. Das ist doch ein Totschläger. — Und was will er da in unserm Haus?" — —

„Junge, menge dich in nichts, was dich nicht angeht, ich bitte dich." So aufgewühlt und verstört starrt sie ihm entgegen, daß er die Augen senkt. „Und ist es nicht genug an e i n e m Unglück? Bist du so begierig, uns noch in ein anderes hineinzutreiben?"

„Unglück! — Wer macht da unglücklich? Wie etwa? Wenn er sicher sitzen wird, wird es hier gleich viel weniger Unglück geben!" —

„Er kann nicht anders, er muß murren. Aber er murrt gegen sich. Dieser Krone — was für ein Mann! Ja, warum ist das alles so?"

„Ich habe es euch verboten, und dabei laßt es. — Gott, o Gott! Ich werde noch verrückt werden! — Und was ist an mir, um mich so zu verfolgen? — Nein, nein, schwer muß ich mich versündigt haben!" — —

Die älteren Kinder wechseln Blicke, aber sie bleiben jetzt stumm. Wortlos wird abgeräumt. Dann wird es wieder Zeit für Emilie die Jüngere. Otto zieht die Brauen zusammen und begleitet sie. Die Mutter hört sie über den Hof stapfen — kurze, trotzige Tritte, die sich nicht ergeben — eilige Tritte, hinter denen die Angst sitzt — Tritte, die, niemand weiß wie, gleich in irgend etwas verfangen werden, hochgehoben, gegen Mauern gedrückt, und wegklagen, keiner weiß, wohin. Nichts gehört mehr sich selbst. So ist das jetzt auch hier: Ein Blick aus diesen mächtigen goldenen Augen, ein kleines Sinken der Kraft, und du gehörst I h m unrettbar! Man hat dich solange laufen lassen. Man hat sich nicht besonders um dich gekümmert. Da schlägt deine Sekunde. Ein blinkender Schaft über deines Leben Küste, und deine Welt liegt zertrümmert.

Welch ein langer und banger Nachmittag für die einsame Frau mit dem spielenden Knaben, der seine Welt spinnt, der aus dem Nichts seines Herkommens sich selber aussinnt, wie er werden muß, und wie sein Weg verlaufen soll, während die Mutter unaufhörlich wie auf Klänge des Gerichts in den Schacht unter ihr hinab horcht, auf dessen Grund das Grauen hockt und neben dem offenen Grab eines Geliebten die Hand von Totengräber und Richter zurückhält. Wie ist es möglich? Wer hat ihm die Gewalt dazu gegeben? Nie in ihrem Leben hat sie Ähnliches gehört. Vielleicht kam derartiges im Märchen vor so geballt und drohend, und ebenso schwarz lohend aus Abgründen unter warmem Sein flüstern die Sagen von Menschengeschichten. Ach, wohin soll sie die Blicke richten und das Gehör wenden? Immer sieht sie Blut. Immer hört sie Gewalt. Ewig wird sie Mord und Unglück in den Nerven fühlen. Und gehört es zu ihr? Nein! Nein! — Ja! Ja! — Gehörte nicht der Gemordete zu ihr? Und gehört nicht auch der Mörder zu ihr? Er ist doch in ihrem Leben? Leben! Ihr Leben! Ach, sie

möchte tot sein, ewig ruhn, zerfallen und zerflattern — gut — gut! Aber da sitzt sie schwer mit ihrem Kummergewicht, und aus leerem Gesicht starrt sie niederwärts — in ihre Brust — in ihr fehlbares sterbliches Frauenwünschen — auf ihre kalten Knie, die nie mehr erwärmen werden — in den Abgrund — in das schwarze, gähnende, schlingende Loch ihres Lebens, in welchem ein Gatte verschwand und ein Geliebter, und in das nun auch der schrecklichste aller Freunde kopfüber hineinstürzen wird — bald — heute — morgen! — Und wird er nicht kommen, um sie mitzunehmen? Möchte er schon! Nur die Kinder! Die Kinder! Sie wimmert. Sie schlägt die Faust vor die Zähne. Nein! Nein! Jemand muß bei den Kindern bleiben!

Otto ist aufgetaucht und hat Heinchen mitgenommen. Dann haben sie beide wieder dagesessen und sich leise unterhalten, ganz leise und bange, als ob auch sie den Drachen drunten hörten und spürten.

„O, ihr armen Waisenkinder, weint nur," schreit die gescheuchte Frauenseele und weint selber. „Und du kannst immer näher kommen, Otto, denn auch du bist noch nicht über alle Berge. Den Vater habt ihr verloren, und der ihn euch ersetzen wollte, der ist auch schon tot. Und den drunten werdet ihr vollends nicht kriegen. Viel eher kriegt ihn die Polizei, und bis er wieder aus dem Zuchthaus kommt, bin ich eine alte Frau. Was ist nur mit uns, ihr Kinder? Warum straft uns Gott so?"

„Vielleicht nimmt ihn sogar der Scharfrichter!" murrt Otto blaß und wütet kaltheiß gegen sich selber.

„O, Junge, immer das Schlimmste! Und was hilft es denn, sich so weh zu tun? Drunten sitzt er und brütet. Und wenn er heraufkommt, so wissen wir alle nicht, was mit uns werden wird. — Und die Leiche haben sie beschlagnahmt und geben sie nicht heraus. Wird man ihn denn nicht einmal begraben dürfen? Gott, o Gott, wer soll das alles verstehen. Aber fürchtet euch nicht; euch wird nichts geschehen. Und ich — ach, wenn nur das Schweigen da drunten nicht wäre und das Brummen und das Scheuern an der Mauer. Was kann das nur sein? Ein Glück, daß wir vier Stock hoch wohnen, sonst dächte ich, es starrte einer durchs Fenster herein. Und ich denke es auch so!" Sie schreit auf, reißt die Kinder an sich, um sie zu schützen, stößt sie von sich, um sie nicht zu gefährden, und hält den Arm quer vor die Augen. „Und da schaut und schaut einer herein! — Nein — nein — nein! — Es ist ja dumm. Wer soll — hereinsehen hier! — Drunten vier Stock tiefer — sitzt er und brütet — über uns — was er mit uns allen armen Waisen — machen wird!" —

Es ist eine schwere Nacht — eine bitterböse Nacht — eine Nacht voll Grauen und leerer Sehnsucht und verirrter Wünsche — auch Todeswünsche sind darunter. Und wie billig gäbe man alle Würde für einen, einen armen Funken traurigen Glücks. Aber die Bürde wächst von Stunde zu Stunde. Die Kinder sind wach wie am Tag; wenn sie hinübergeht, so findet sie Otto mit trockenen, offenen Augen, und nur Heinchen schläft und lächelt im Traum. Emilie die Jüngere weint immer wieder vor Nervosität und Angst. Aber nun bricht die Mutter trunken von schaurigen Erschöpfungsbildern in kurze Bewußtlosigkeiten ein wie in dünnes Eis. Mit ersticktem Wimmern schreckt sie wieder auf und findet den Raum um sich eng wie einen Sarg. Immer schwerer drückt die Luft in den Zimmern. Feucht und kalt drängen die Wände heran wie Grabeswände, und die Hände, die sonst geholfen hätten, liegen fern irgendwo in einer Leichenhalle neben einem toten Mann. Keiner kann helfen, und alle Menschen, so ist ihr, starren umsonst wartend hinauf zum glühend wehenden Sternenbaum. Ach, wer einen neuen Helfer schnell und glücklich fände! Aber soviel Gnade gibt es kaum mehr, und trostlos mühend grämt sich eine und noch eine und wieder eine Nacht hin.

Karfreitaggrauen

Es ist die Nacht auf Donnerstag. Karfreitaggrauen zieht auf. Krone schläft nicht. Ruhelos und seufzend wälzt er sich auf dem alten Sofa, das für ihn zu klein ist. Die Federn unter ihm klingen wie Glokken, wenn er sich wieder herumwirft. Andere Glocken klingen in seinem Geist, aber sie klingen wie von Tüchern verhüllt oder in Wasser versenkt. Tonbrocken, Klangfetzen irren durch ihn hin, und die Ruhe der letzten Tage ist vorbei. Doch es kommt nicht zurück, das Elend der vergangenen gehetzten Monate und Jahre. Auch das ist vorüber. Etwas Neues will sich einstellen. Mag es da draußen immer scheuern und scharren: gut, gut, er wird schon kommen, wenn es

Zeit ist. Aber er ist jetzt gespannt beschäftigt mit einem angefangenen halben Gedanken. Rennen und wanken von der Wiege bis zur Bahre — das ist nichts. Falsch ist es und schädlich. Aber da gibt es Worte! — Voll treibender neuer Unruhe steht er auf und beginnt auf Socken im Zimmer hin und her zu gehen. Eine Todeswunde ist doch wie eine Pforte, an die man grob anklopft, und da reißt sie auf, und es stürzen einem Dinge entgegen — es kommt da ein Schreien und Wanken von ganz Unerwartetem, und damit muß man doch erst fertig werden, bevor man sich in etwas Neues ergibt.

Nun schreitet er mit langen, behutsamen Schritten in der Stube auf und ab. In den Winkeln lauert und kauert es. Bitten warten. Mahnungen bangen um ihn her. Wie sich das weitet und breitet! Beinahe wie in einem Garten watet und steigt er durch brusthohe Gewächse der Seele und Blumen fremder Geister, die ihn heimlich-unheimlich umblühen und bedrängen, und seinen Fassungskreis überhängen weltgewaltige Worte voller Unsinn und Sicherheit. Daß es so was gibt! Er beginnt ein wenig zu keuchen, weil ihn so viele unfaßbare Gesichte beengen, Gesichte, die er mehr fühlt und spürt, als daß er irgend etwas deutlich sähe, und Nähe wie Ferne ist jetzt sehr langsam sich ordnende, drohende Verwirrung, auf deren Grund etwas Holdes Hand in Hand mit dem Tod wartet. Am Karfreitag hat auch er zum erstenmal mit der Gemeinde das Abendmahl gefeiert. Wunderbare Endungen und Anfänge haben sich da im Klingen der Orgel und in dem Gesang der Gemeinde ineinander verwoben. Durch bange Gänge voll unbegriffener Wunder, von denen er nur sagen hörte, hat man ihn endlich vor den Altar geführt, und da hat er empfangen, was seine Kirche als höchste Gabe zu vergeben hat: den Leib und das Blut des Herrn. An Seinem Grabe stand er da betroffen. Der Tod stand ihm offen, und alles Leben lag fern und nebelhaft. Er ahnte, daß er es nicht sehr gut haben würde, und was ihn im tiefsten Herzen treulich mahnte, das ergreift ihn auch heute wieder wie eine Erschütterung: Schicksal! Er sieht sich am Altar knien und die Lippen dem Kelch entgegenheben, während mit leisem Beben die Orgel klingt und das Gewölbe etwas durchdringt wie Gesang aus Höhen, in denen er noch nicht war und in die er wohl nie gelangen wird. Er glaubt nicht an sich, aber so gläubig, wie er geheißen ist, horcht er auf die Worte des Pastors: „Das ist mein Leib! Das ist mein Blut!" Am heiligen Orte ist es schwer zu begreifen, und er versteht nichts, und vielleicht hat diese Sätze noch kein Mensch wirklich erfaßt. Ihm ist das Herz dunkel, und in der bedeutsamen Feier fühlt er sich selbst nur wie ein zugelassener Gast, den man der Ordnung wegen nicht ausschließen kann, aber andere Worte desselben Pastors haben ihm wieder bestätigt, was schon Lehrer und Erzieher über ihn gesagt haben. Man hat ihm die Artikel abgefragt und er konnte antworten. Warum sollte er nicht antworten? Aber es galt kaum etwas. Mit zu vielen Dingen hat er sich schon betätigt, die nicht in die Hände von Knaben passen. Zu früh hat er aufgehört, ein Kind zu sein, und so rein, wie es hier vorausgesetzt wird, ist er schon lange nicht mehr.

Ja, das ist er. Das ist die Erinnerung an seine Konfirmation und Kommunion.

Nichts als dumpfe, unruhige Erregung, bedrängte Ohnmacht, Versinken und letztes Ertrinken des Kinderangesichts in den Mysterien der Erwachsenen, sofern diese Erwachsenen berufen und auserwählt sind. Aber er erinnert sich leise gequält wenn auch ohne Haß daran, wie öde, gleichgültig und unempfindlich für ihn und sein Geschick die Welt bereits begonnen hatte, sich ihm zu offenbaren, und wie er unter dem Blick jenes blutenden Gottes, von dem sie ihm sagten, einsam und stets unbefriedigt seine immer dunkleren und rauheren Wege gestrauchelt ist, und wie er nirgends eine Seele voll Wärme und Weite getroffen hat, die ihm, gerade ihm Verständnis und Mitgefühl entgegenbrachte. Einer liegt in Banden beim andern. Der Nachbar ist das Gefängnis seines Nachbarn. Und machst du einen ernsten Versuch auszubrechen, so hast du gemordet.

Man ist schuldig geworden, und immerhin hat man mit einem Ergebnis aufzuwarten. Nach mehr als dreißig Jahren ein Erlebnis, das wert ist, nachhaltig bedacht zu werden. Er besieht seine Hände. Mörderhände — zweifellos. Blut klebt daran, wie es im Geschriebenen heißt. Blut! Immer wieder Blut. Geheimnis. Als er geboren wurde, kostete es schon Blut. Sein Vater hat auf einem Neubau unter einem abstürzenden Steinblock jäh geendet: Blut. Krone selber ist im Krieg schwer verwundet worden: Blut. Und alle Gebärerinnen, Zeuger, Arbeiter, Krieger, Ärzte, Richter, was bringen sie im letzten Fall hervor? Blut! Immer Blut! Es scheint sogar nötig zu sein, daß das Blutfließen nicht aufhört, weil die Seele davon lebt.

Im Hof kommen Schritte über die Steine her. Mit drohend klopfendem Herzen lauert

er, wohin die Füße versinken werden — oder ob sie vielleicht sich hier an die Tür heranpirschen. Gut wäre das nicht. Zu früh wäre es. Er rechnet nach: „Drei Stunden zu früh!"

Aber die Schritte ertrinken im Eingang gegenüber, und die mordbereite Haltung löst sich in überstandenes Beben. „Denn was für einen Sinn sollte es noch haben. Sobald es Tag ist, gehe ich doch hinauf. Und alles Weitere findet sich dann." Und noch ein Gedanke steigt ihm auf mit trüber Todessünde: „Dort ist das Blut geronnen — und droben wird — das Licht erscheinen. Was? Es muß! Emilie wäre nicht Emilie! Ich kenne sie doch von Kindesbeinen auf! Na also. Licht wird kommen, sage ich. Tag wird es werden, und Licht wird kommen!"

Dieser Tag kommt langsam mit hingeschwemmtem Weinen und erfüllt von furchtbaren Bedeutungen. Schwer und schicksalhaft schleppt er sich herauf. Aus wesenlosen Weiten wieder angekommen spielt sich der Frühschein des Karfreitags über tausend und tausend finstre Dächer her — langsam — tastend — mit Wolkenflüssen vorausfühlend ohne Gefühl und ohne Wärme — um von Hof zu Hof mit feindlichem Schluchzen und mit dem Recht der Liebe und Duldung breit erschöpft einzufließen, hinab in die feuchten Tiefen, wo die Abfälle faulen und die Steine modern, und noch tiefer in die Schächte, wo die Därme der Riesenstadt sich finster hinwinden — leckend, hungernd, nagend, saugend. Mit Riesenkraft fühlt Krone am Seelenhorizont das Widerbild des Erlösers aufsteigen. Mächtiger tönt das Rauschen und herrischer das Schnauben draußen: „Aufbruch jetzt!" Unter einem namenlosen Anfall von Atemnot reißt er die Vorhänge auseinander und das Fenster auf. Da steht er und stiert. Schattenhaft schwarz und von trübem Schwefellicht umschwommen geistert das finstergewaltige Zeichen über die nächsten Dächer herauf, und vor dem zuckenden Himmelsfächer sucht sich der tote Blick aus dem blutenden Haupt mit dem furchtbaren Neigen zu ihm her.

Krone hält stand mit zusammengepreßten Lippen und verkrampftem Herzen. Aus dem brusterschütternden, brechenden Auge zittert ihm in blauem Licht das Mysterium des Todes entgegen. Mit unendlich holder Strenge stürzt ein im letzten Augenblick begriffenes Schicksal sein Bett entlang und kost noch überschwanghaft weinend und zürnend die versinkenden Hänge seiner jungen Jahresreihe.

Durch die Dämmerung läutet die erste Glocke des Feiertags. Ernüchtert und abgeschreckt schließt der Mensch das Fenster und zieht die Vorhänge noch dichter zu. Der Sohn der Hebamme kommt in Hemd und Hose barfuß geschlichen, beschielt ihn und beginnt zu schwatzen, weil er vor Furcht und Haß nicht schweigen kann. Krone hört nicht hin. „Na, wird's heute? Hast Mut gefaßt, du schwaches Kindchen? Meine Mutter soll dich wohl nochmal auf die Welt holen? Na, die spuckt nicht schlecht, kann ich dir sagen. Wenn nicht ihre Angst größer wäre als ihr Gift — die machte dir heute einen Skandal, der sich gewaschen hat. Und dann hat sie auch Respekt vor dem Karfreitag — natürlich. Wir sind doch auch Christen sozusagen. Aber eine schöne Gelegenheit ist dieser Tag, Krone. Versöhnungsstimmung in der Luft. Einer für alle, alle für einen. — Na, drängt dich keiner! Wie du willst, mein Freund. Nur wird uns die Zeit allmählich lange, kannst du dir doch denken!"

Krone steht da und starrt ihn an. Schwatzt die Ratte nicht genau von demselben, was er denkt und in seinem großen, schweren Herzen erwägt? Versöhnung! Solch ein schmutziges Nagetier! Er tut einen Schritt auf ihn zu; der Bursch macht drei Schritte hinter sich und nicht kleine. Jetzt steht er an der Tür, aus der er gekommen ist — grau wie geronnene Milch — schnatternd — grinsend, und seine Hand tastet hinter sich nach der Falle.

Krone hält ein und besinnt sich. Vorhin der Erlöser. Jetzt dieser — Lausemephisto, der kleine, schimmlige Teufel! Überall — Larven! Gut! Gut! Der Ertrinkende hat nun einmal Gesichtstäuschungen. Hast du jemals was anderes gesehen, als was in dir ist? Er tut einen ruhigen, tragenden Atemzug. Seine Augen beginnen zu bluten vor Sehnsucht und Einsicht.

„Ja, ja, ich werde heute auch — ein Ende machen." Eine Weile steht er noch und starrt. Alles Winkende versinkt nun, und einfach steht das vor ihm, was jetzt zu tun ist. Noch einmal atmet er auf. Es tönt wie Schluchzen, wie das Schlapfen einer Pumpe, die Wasser faßt. „Was meinst du — ob sie schon auf sind? Schlafen die lange an Sonntagen? Könntest mal gehen und horchen, ob sich was regt. Bei vollem Tag will ich mich doch auch nicht so einfach aussetzen, verstehst du!"—

Der Bursche ist schon draußen. Wie ein Marder, der dem Griff entkommen ist, gleitet sein Schatten aus der Tür. Krone bleibt ruhig und nun immer wachsend stehen und wartet. Zurückkommend findet ihn der junge Polzin genau noch am gleichen Fleck. Ein glimmeriger Blick voll Spott und Argwohn gleitet aus den grünen Augen über



Wildgänse. Gemälde von Erwin Aichele

die wolkige Gestalt. „In der Küche läuft Wasser," meldet er. „Und es wird geklappert." Unruhig betastet er ihn wieder mit falschen Blicken. Wird's nun wirklich werden? Und ist so was noch ein ernst zu nehmender Mensch — ein heller Bursche etwa?

Krone richtet sich noch höher auf.

„Dann sind sie aufgestanden. — Und ich will mich auch fertig machen. — Kannst mir die Schuhe putzen. — Seife und Handtuch; ich will mich waschen. — Ist Rasierzeug im Hause? Bring' an. — Eine Bürste leg' mir her. — Ist gut. Gott wird alles lohnen!" —

Karfreitag

Um halb neun steht er rasiert, angezogen, gebürstet und mit einem sauberen Kragen — die Hebamme hat einen von ihrem kürzlich verstorbenen Mann hergegeben — mitten im Zimmer wie aufgebaut. Auch seine Schuhe sind geputzt.

„Kannst jetzt nochmal hinaufgehen und hören. Wenn sie alle angezogen sind, werden sie meinen Besuch nicht mehr übelnehmen. Möglicherweise hat sie auch das Wohnzimmer schon fertig!" —

Polzin bringt den Bescheid, daß es jetzt still ist und stark nach Kaffee riecht. Dazu nickt er.

„Dann sind sie bei Tisch."

Noch ein Blick durch diese Höhle voll Plunder und Gewöhnlichkeit — ein mit dem Burschen gewechselter gutmütiger Händedruck — ein Gruß und Dank an die Witwe, die sich immer noch nicht sehen läßt — und entschlossen wie ein vom Geist Geführter, oder erschlossen wie ein von Versöhnlichkeit Befallener geht er nach der Tür. Polzin, der Bursche, läuft ihm beflissen voraus, um zu öffnen, und macht sogar eine kleine Verbeugung, die nicht Hohn ist. Jetzt imponiert ihm der Gewaltmensch wieder. Es ist doch ein Stück, das er da unternimmt. Langsam wie unter einer schweren Last steigt er die vier Treppen hinauf. Die Stufen ächzen. Das Haus murrt. An den Wänden sintert es hinab — niemand weiß, was. Und was zwei Tage und Nächte drunten gewartet und gedroht hat, steigt mit ihm hoch wie die Sturzflut, die einem die Treppe hinauf Eilenden auf den flüchtenden Fersen folgt. Aber er ist es nicht, der flüchtet. Er ist ein Kommender. Droben empfängt ihn Geflüster und Raunen, und aus dem Düster weben sich schüchterne Geleite los, die bange staunen und lange nicht zu glauben wagen, was sie sehen. Von allem hört der Bursche das Oberflächlichste und Nebensächlichste, aber es ist ganz genug, um ihn im Bild zu erhalten. Sogar die Klingel vernehmen seine Luchsohren, und selbst das wuchtig-finstere Stehen und Warten der bekannten Füße fühlt er in den eigenen windigen Knochen. Jetzt wird an der Tür droben geriegelt und zögernd aufgeschlossen. Eine letzte, allerletzte Stille — dem jungen Polzin tut das Herz ein paar schnellere Schläge! — ein kleiner Tumult — ein leiser Schrei — etwas flüchtend Verworrenes — das bestimmte Schließen der Tür — und das: „Geschehen ist's!" sinkt wie brennender Regen langsam durch das Treppenhaus herab. Hungriger drückt das Karfreitaglicht durch die Fenster herein. Drin ist Krone! Polzin fühlt seine Hände erkalten, aber in die Füße schießt geschwindes Verräterfeuer. Schnell läuft er in die Wohnung zurück nach der Mütze. Ein letztes Horchen hinauf! — Katzenhaft gleitet seine unreife Gestalt unter den Fenstern der Minnich eng angestreift vorbei — im Sprung nach dem Durchgang: und die Straße entlang läuft freudig frierend und wie betrunken torkelnd ein Denunziant. Drin ist er, und heraus soll er nicht mehr als freier Mann, der andere belästigen darf! Ho, Krone, jetzt lernst du erst deinen Freund Polzin kennen, die Laus! — Das lufterschütternde kleine Lachen des mächtigen Engels hinter sich hört er nicht.

Da ist nun droben die Tür ins Schloß gefallen, nachdem Emilie die Jüngere sie schon vorher zuwerfen wollte. Aber weil Krones Fuß im Spalt Platz genommen hatte, ließ sie sie aufschreiend hinter sich offen, um bleich bis in die Nasenspitze nach der Wohnstube zu rennen: „Er ist da!" Er! Jeder weiß, wer! Jeder weiß, daß etwas geschehen ist, was geschehen mußte. Es ist unnötig, Namen zu nennen, und ebenso unnötig ist es, so loszuflennen und sich in die äußerste Sofaecke zu verkriechen. Er hat die Wohnung gestürmt, und so gut. Schon steht Otto auf den Füßen. Sein Blick flackert. Seine Lippen pressen sich. Er sieht schweigend nach der Mutter — schweigend und mit geballten Händen. Die saß den Kopf neigend da und ließ den ersten Schreck über sich verbrausen. Ein Sausen in den Ohren vergeht rasch. Draußen steht Er und wartet, mein Gott, und es ist nötig, ihn irgendwie

zu empfangen. Sich besinnend fährt sie mit beiden Händen übers Haar. Dann richtet sie den Blick auf, und Besonnenheit kommt in ihre Züge. Alles ist wirklich und wahr. Kein Warten mehr: er ist da. Kein leeres Bangen. Auch das letzte hat sich nun heraufgeschworen. Den Wänden entlang gehen ihre dunklen Augen, die so warm sehen und so übermütig lachen können. Jetzt erhebt sie sich. Heinchen sitzt und sieht fragend von einem zum andern. Nichts weiß die Unschuld. Er ist ein wenig erschreckt von all den geweiteten, überwachen Augen in diesem Raum, aber es ist auch viel Schönes und Spannendes darin, und wie die Mutter jetzt sich aufrichtet und nach der Tür schreitet, das erlebt er wie einen Traum in heroischer Landschaft.

Aber bevor sie zur Tür kommt, erscheint Er darin — der Mensch — Erich Krone. Sie bleibt stehen und äugt zu ihm hinüber wie ein Reh. Bannendes raucht um ihn genug. In den Augen ein forderndes Flehen: Wie kommt das dorthin? Der Blick — ein Kind kann es sehen: todeswund! Und der Mund in dem kurzen schwarzen Bart von Erkenntnis und Sehnsucht scharf gezeichnet. Erkenntnis frißt Sehnsucht auf, und Sehnsucht erschlägt Erkenntnis. Über feierlich ruhenden Zügen tobt ein Kampf — so muß man es ausdrücken. Und wie sieht es darunter aus? Und noch einmal: wie kommt das alles an ihn? Muß man dazu totschlagen, um diesen Ausdruck zu bekommen? Beklommen steht Otto hinter ihr — immer noch die Hände geballt und große Gewalt in den jungen Augen. Weiter seitwärts nähert sich langsam angezogen und geheimnisvoll bewegt Heinchen. Für die Frommen gibt es keine Schrecken, und wozu werden ihre Herzen nicht bewogen in den Dämmerungen, wenn sie jung sind und das Gehör noch von Gesängen ihrer Urheimat klingt? Erkennen — das heißt: das Sehen verstehen. Sünde ist Sehen! Unglück ist Sehen! Untergang ist Sehen! Das Kind sieht noch nicht mit seinen Augen, es horcht. Das ganze Kind ist Horchen.

„Da bin ich — Emilie!“ — Was für eine Stimme! Welch ein Nicken! Noch einmal wird es hier zum Ersticken eng und dumpf und schicksalheiß. Emilie die Jüngere hält sich beide Ohren zu. Heinchen macht große Augen, aus deren jedem ein Traum hängt wie ein Fenster voll Blumen. „Nimm mir nicht übel, daß ich hier eindringe! — Aber — ich muß mit dir noch mal sprechen, und wenn es mein Leben kostet. — Deine Stimme, Emilie — die möchte ich noch mal hören — und im Guten — verstehst du!“ —

Ungeheuerlich ist es und bleibt es, wie, nach allem Vorgefallenen, dieser Mensch mit seinen schwarzen Augenflammen und der Wolkengestalt ruhig vor ihr dastehen darf und reden, was er denkt. Gekränkt hat er sie auf den Tod. Das Liebste hat er ihr genommen. Wer wird ihn nicht verdammen? Und da steht er so selbstverständlich und vor Einfachheit abenteuerlich. Sie aber: von eindrucksvoller Größe erscheint den Kindern die natürliche und gefaßte Bewegung, die die Bleiche darauf ausführt. Gott, und wie bleich sie ist. Daß man mit so blutleerem Gesicht noch stehen und sogar sprechen kann! Einen letzten, dunklen, prüfenden Rehblick läßt sie noch über den Menschen gehen — und gibt ihm den Weg ins Wohnzimmer frei. Es sei, wie es sei: ein Mensch ist er, der sie sucht, und hat jemals jemand sie umsonst gesucht? Hier ist nichts zu rächen; das erkennt sogar Otto.

„Nun — da du doch einmal hereingekommen bist,“ sagt sie mit ihrer schönen Stimme, die jetzt gedämpft klagt: „Es scheint dir ernst zu sein! — Tritt vollends ein!“ Langsam geht er an ihr vorbei nach dem Zimmer. Entsetzt in sich hineinfahrend vergräbt Emilie die Jüngere das Gesicht in die Arme. Ein kleiner freundlicher Schimmer ist nur um Heinchen. Otto wirft einen ruhig verachtenden Blick nach der Schwester: so ist sie nun neuerlich. Plötzlich kommt eine Zeit, da sind die Mädchen nichts mehr wert. Jetzt steht er mitten in der Stube, der Mensch, und sieht sich langsam, liebend, mit traurigen Augen um — mit Augen, vor deren Blick Otto das Herz zornig wankt. Wie gibt es das bei einem Mann? Heinchen lächelt mitfühlend: Wenn ihm so schwer ums Herz ist, warum traut er sich nicht fester hier herein? „Hat man dir drunten schon Frühstück gegeben?“ fragt die Mutter vom Tisch her. Was für eine schöne Frage! Erwartend sieht Heinchen nach der Wolkensäule von einem Mann. Er blickt sehr zum Guten redend, obwohl er schweigt. „Sonst sitz' hier. Trink Kaffee mit! — Nachher können wir dann reden — wenn da noch was zu reden ist!“ —

Krone antwortet nichts, sondern geht langsam quer durchs Zimmer nach dem Winkel zwischen Fenster und Vertiko. Flüchtig sichert er nach dem Hof hinunter. Wie unentschlossen steht er noch einmal und übergeht die Gesellschaft mit süchtigem Blick, aber er sieht ja, wie es das Mädchen schüttelt, erkennt den abwehrenden Flimmer in Ottos Augen, und selbst der Ton der Mutter hat plötzlich etwas Überfallenes und Mutloses. Das Blut, das ihm Geistahnung und einen fernen, scheuen Begriff gesprudelt hat — Freiheit sozusagen! — hier dampft es

befangend aus Augen und Worten, und angreifend vernebelt es Glaubenssätze, die man bisher für gefeit hielt. Das tut nicht gut, weil es Unruhe schafft, und wer wünscht Unruhe außer durch Liebe? Zwar eines Mannes Blut ist jedermanns Blut, aber eines Mannes Tat ist nicht jedes Mannes Tat. Was Menschen nicht geben können, soll man nicht von ihnen verlangen. Krone senkt Ehre erbietend diesem geborgenen Heim die Blicke und läßt sich demütig auf dem entferntesten Stuhl nieder.

„Hier ist es auch gut. — Wenn du mich überhaupt nur duldest!“ —

Mit offenem Mund, aus dem eine ganze Reihe schneeweißer Zähne schimmern, schaut Heinchen nach dem Mann und dann nach der Mutter. Was für Worte! Was für Gebärden! Wie König und Königin im Märchen gehen sie miteinander um. Kann eine Träne eine Welt zertrümmern? Die Mutter sollte weinen! Daß sie es nicht tut, ist schlimmer. Er weiß nicht, warum, aber es ist bestimmt schlimmer. Trauernd und weich ergrimmt läßt der Mensch die Blicke über die Jugend gehen.

„Drei hübsche Kinder hast du. Die blonden gleichen deinem Mann, das dunkle Mädchen ist so, wie du einmal warst. — Welches ist nun der bessere Schlag?“ —

Vielleicht hat er recht, und die jüngere Emilie ist in der älteren enthalten wie das Lächeln in einer Wange. Aber bange und wie zurechtweisend erwidert sie: „Sie sind alle gleich gut und gleich bedürftig. — Kinder sind Kinder. Verderbnis bringt erst die Welt an sie!“

Er sinnt. „Sind bloß Kinder bedürftig? Ich weiß nicht. Ich habe nie aufgehört, bedürftig zu sein. Siehst du. Da bin ich also immer ein großes Kind geblieben. Aber lieben wollte mich doch keiner. — Und Verderbnis hat nicht die Welt an mich gebracht. Willst du wissen, wer?“

„Nein, nein, Erich. — Und du weißt es ja auch selber nicht!“

„Überjährige Liebe, Emilie. Gibt es auch keine überjährige Liebe? Du mußt es bloß sagen. Alles glaube ich, was du sagst. Ich liebe dich, seitdem du so warst, wie jetzt die da ist. Wieviel Jahre sind es her? Einerlei. Du gingst unter die Haube — aber nicht bei mir. Dann starb dein Mann, und ich war wieder an der Reihe. Ich dachte: ‚Fahre ich zu dir, oder fahre ich nicht?‘ Ich dachte: ‚Hängt dir vielleicht die Traube zu hoch?‘ Da fuhr ich. Hatte ja ein Geschäft zu bieten. War ein tüchtiger Schmied. — Ja — warum hast du mich da eigentlich abgewiesen?“

Sie bedenkt sich nicht lange. Alles steht ihr rein und rasch vor der Seele. Immer klarer erscheint in ihren Zügen und in ihrer Gestalt Emilie die Jüngere, und mit unendlicher Gewalt, vor Liebe bange und böse, hält er sorgsam an sich.

„Du warst doch vorbestraft, Erich.“

„Wegen Körperverletzung. Das kann jedem passieren. — Und deinetwegen, wenn ich's genau ansehe.“

Sie senkt ein wenig den Kopf.

„Und getrunken hast du auch, Erich.“

„Ich könnte wieder sagen: deinetwegen. Aber gut, ich habe getrunken. Trotzdem: wenn der andere nicht schon um den Weg gewesen wäre — zwei Monate nach dem Tod deines Mannes —, hättest du mich auch so streng behandelt?“

„Ich hatte dich streng behandelt, als ich noch nicht einmal etwas von einem Manne wußte!“

In der Wolke wetterleuchtet es. Er will sich fügen, aber so jäh, wie sich alles in ihm wandelt, erbleicht er, und schon ist er einen Abgrund tiefer versunken.

„Obwohl ich damals noch keine Körperverletzung auf dem Gewissen hatte und auch nicht mehr trank als andere. — Wie stehen wir jetzt, Emilie, Seele meines Herzens?“

Sie muß zweimal zum Antworten ansetzen.

„Über — seine Freiheit läßt keiner mit sich rechten, Krone. — Da haben wir wohl nicht die Bestimmung füreinander gehabt, sonst hätte uns Gott zusammengefügt!“ —

Immer hochsinniger und gefährlicher steigt seine Herzergrimmung. Da ist etwas, das gewaltig rügt, und etwas will um Recht und Geltung fechten, aber reiner ist es, sich weiter in sie und ihre Hände zu ergeben. Solche Hände: die Stirn hineinlegen, und man wäre am Ende mit allem Elend. Gütig vor wild ausbrechen wollendem Schmerz und mit sorgsam gesenkter Stimme sagt er: „Und daß du mich schon immer verachtet und mir meine Niedrigkeit zu verstehen gegeben hast — auch das lag in der Bestimmung, du Taube von Flattrow. Weißt du noch, wie ich dich immer ‚Taube von Flattrow‘ nannte? Ich war stolz auf den Namen, denn du stammtest doch von Flattrow. Und von der Taube hattest du etwas an dir, wenn du so dein helles Gefieder schütteltest.“

Sie denkt an ihre Taubengedanken vom Palmsonntag und senkt den Kopf. Hochmütige und kalte Gedanken waren das gewesen und dies ist nun die Strafe dafür.

„Und nichts Schlechtes weiß ich von dir. Nein, nicht das geringste. Warst das gerechteste

und herzlichste Mädchen. Und gegen mich — Stahlwand! — Wunderbar war das. Wunderbar und schrecklich. Manchmal hatte ich Furcht, wenn ich dich sah — so was Adrettes und Frommes. In deinem Blick, wenn du den so aufschlugst — na, da wohnte doch Gott drin. — Manche Nacht hab' ich gesessen und darüber nachgedacht. — Und dabei konntest du so lachen und die Allertollste sein. Ein solches Leben hast du von Gott bekommen. Siehst du wohl!"

Sie sitzt, als hätte sie lauter Keulenschläge erhalten, als würde sie mit Worten mißhandelt und geschlagen. Aber so war er immer. Alle seine Liebkosungen mit Worten und Blicken waren zu tragen wie stürzende Eisenlasten. Sie haben sie gespalten und verwandelt, waren Schreckfanale, Losungen, zu fliehen, und mit wieviel Kümmern und Fasten haben ihre scheuen Gedanken diese Gestalt umkreist.

„Krone — versündige dich nicht — mit solchen Worten! — Ich war doch auch nur ein fehlbarer Mensch!"

Er lacht ein wenig, und das ist, als ob eine selige Insel sterben will. Es wird dunkel und furchtbar traurig bei diesem Lachen, in welchem arme Seelen um Gnade werben, und schaurig schon gestorbenes Glück vorüberflüstert.

„Weißt du, wer dir bei deiner Hochzeit das Schießen veranstaltet hat? Nein, das hast du nie erfahren. Siehst du, das war ein Streich von mir. Du hast zwar einen andern geheiratet, aber gerade dafür solltest du größere Ehre bekommen, als irgendein Mädchen hatte. Und so war Erich Krone, jawohl. Eine ganze Kompagnie habe ich zusammengeworben. Weiße Hemden haben wir alle übergezogen und uns die Gesichter schwarz gemacht. Und so habe ich's eingefädelt, daß nachher keiner wußte, wer eigentlich die Idee dazu aufgebracht hat. Na, und dann haben wir doch geschossen, daß die Wälder krachten. Das mußt du zugeben, Emilie, was! Haben wir, oder haben wir nicht?"

Seine Augen brennen. Sie kennen nicht viel Lust und gar keine gegenwärtige, und diese Brust ist lange ohne Freude ausgekommen. Der schwere, erdige Mensch mit dem Gewölk um sich nimmt den Flug ins Vergangene zurück, und dorther kommt ihm Befriedigung, kommt ihm Stolz, Glanz, Genugtuung — ha, und mit Fug! Was, Emilie? Wie er dasitzt und gramvoll glüht, das ist so gut wie ein Tanz — ein stiller, erschütternder, einsamer Abschiedstanz vor ihren erschreckten Rehaugen. Otto hockt da und blickt düster. Er ist nicht von ihrem Holz, aber er ist auch nicht sein Vater. Er ist — eben Otto, etwas Eigenes, das sagen alle. Und Emilie die Jüngere hat aufgehört sich anzustellen und angefangen zu wittern. Ihr Zittern dauert fort, aber es ist noch weniger empört und ablehnend als vorher, es ist sogar etwas angstvoll Genußreiches darin. Nur Heinchen lebt nach wie vor in einer wunderschönen Geschichte. War das mit den weißen Hemden und den krachenden Wäldern am Hochzeitstag der Mutter nicht ein Märchen? Er horcht und träumt und schaut mit dem Gefühl zwischen diesen wachenden Menschen, und mit heißen Wangen schwebt er mitten im Geheimnisvollen. Die Mutter fährt fort, als hätte weder er sie unterbrochen noch sie etwas gehört. Es ist nun etwas Wischendes, Nachtastendes in ihr, und sie wird langsam unruhig.

„Und mit Willen habe ich nichts gegen dich getan, Krone. — Auch Hochmut: war ich hochmütig, so ist mir der Hochmut seither vergangen. Du hättest dich nicht daran kehren dürfen — ein Mann, wie du —, wie so ein dummer, unerfahrener Mensch seinem Kopf nach lebt! — Da denkt ja doch keiner an den andern. Man ahnt gar nicht, daß der andere etwas auf sich bezieht. — Siehst du!!" — —

Er macht große Augen: wieder etwas Neues. Und ihr Gesicht — was da alles drin ist: das Gesicht von Emilie der Jüngern, dann das Gesicht ihres verstorbenen Mannes — und das Gesicht des neuen Toten sieht auch aus ihren Zügen heraus. Dorthinein hat er sich also schließlich gerettet. Gerade dorthinein. O Herrgott im Himmel, und wird man einmal, einmal seines Elends so habhaft werden, um mit ihm ganz mutterseelenallein zu sein wie mit einer Liebsten? — Ach, er weiß nicht! Die Stimme spricht in ihm auch wie aus Getümmel. Mit solcher Pein ist er zusammengekettet, daß er nur noch die Freiheit hat zu kurzen, von vornhinein verdorbenen Raubflügen, und in den Fängen bringt er meistens nichts heim. Jetzt sitzt er allerdings mit Adleraugen vor einem Hochwild!

„Ja, so ist es! — Und so war es. Immer stand etwas zwischen dir und mir — ein Engel mit einem Schwert — ein guter Mann mit einem treuherzigen Brummen und dann auf einmal der Damenfreund mit Augen, die von nichts wissen! — Und ich weiß — na: vom meisten — nur von dir nicht! Von dir bloß vom Hörensagen und vom Ansehen!" — Seine Augen steigen — nein: hinter seinen Augen steigt es herauf riesenhaft — golden — unheimlich! — Sie starrt und denkt und erbebt: so hat es die

Nacht immer hereingeblickt! „Und jetzt — was! — Jetzt hab' ich mich aber zu dir durchgearbeitet? Da sitzen wir voreinander und sprechen! Zwar der Blonde, der hat sich ja nun in deine Züge gerettet."

Wieder sinkt sie getroffen in sich zusammen. „Da schwebt er drin und sieht auf mich her — aus deinem guten, offenen Gesicht. Mag er. Nichts mehr nehme ich ihm übel. Eine solche Befreiung ist in mir, Emilie — eine solche — Versöhnlichkeit! — Und alles war in seinem Blut! — Ja, ja! — In seinem — Blut!" — —

Sie gibt einen Ton von sich — so frierend vor Grauen und fiebernd vor furchtbarem Staunen — wie der Mensch furchtbar staunt, vor dem plötzlich der Königstiger steht, während er nicht mehr an sein Leben und noch nicht an seinen Tod denkt —, und führt ganz langsam und feierlich die Hand zum Herzen, wo es nun weh tut und zu bluten anfängt.

„Krone!" — Sie sagt es leise und erschüttert, ohne allen Abscheu, aber sie setzt sich zur Wehr. „Krone — was für Worte sind das! — Denke um Gottes willen, wo du bist!"

Er nickt langsam, obwohl er eigentlich nicht gehört hat.

„Und sieh mal! — Auch dies Blut: um deinetwillen ist es doch geflossen. — Was? Wieso? Ohne dich wäre er doch bestimmt noch am Leben! Stimmt's oder stimmt's nicht, Emilie?"

„Nein, nein, nein! — Oder — Ja! — Natürlich! — Ach, wer weiß!" Und sie starrt ihn ratlos an: „Du Unglücksmann! — Du — du — Unglücksmann!" — Endlich fängt sie an, ihn zu sehen, wie er ist — nicht bloß figürlich, wie wir meistens die Menschen sehen— nein, dicht heran, tief hinein — mit dem Gesicht in sein Inneres hineingestoßen, wo es ergrimmt liebt und tobt und sich doch voll tödlicher Güte zur Ruhe loht. Halb erstickend stößt sie noch hervor: „Wie hast du — das nur tun können — Erich? — Das war doch ein lebendiger Mensch! — Wie kann man so was?"

„Wie man so was kann? — Ja, Emilie — gekonnt ist da gar nichts." Fragend sieht er sie an. Diesmal versteht er sie nicht. „Dann wäre es doch ein — Mord! — Aber ich habe ja einfach Mißgeschick gehabt mit ihm. Sieh mal, da steht er vor mir — der Glückliche — mit seinen unwissenden Augen! — Weiße Haut — rote Wangen —Feuer im Blick — ja, blaues Feuer sogar! — und drinnen lauter rotes Blut — Leben — Verliebtheit — und döst so — mutig hin! — Und plötzlich ist mir: Jetzt siehst du sie — S i e — du verstehst: dich! — nicht mehr! Verstehst du das? Man kann es nicht genauer sagen. — Und da bekomme ich einen ganz furchtbaren Schreck. Das Zittern kommt mich an — einen starken Menschen! — Und wenn das Zittern an mich kommt, dann wird es — na: jammervoll für alle! — Alles verändert sich — die Sonne — der Himmel — die Welt — der vor mir! Das Herz — mit Krallen gepackt und daran gerissen — ganz grob — wüst! — Das Hirn — ein Eisklotz! — Und alle Glieder — zittern! — Ja. Da schreit die Seele nach — Befreiung! — Siehst du. — Am Montag — war das. Was dann geschah, das war Zufall. — Die draußen glauben aber, es ist etwas zum Verfolgen, und sie m ü s s e n auch verfolgen, denn es darf ja nicht sein. Einfach: ich habe mich selbst. — Nimm nicht übel. Man kann es nicht deutlicher sagen. So ist es!"

Seufzend verstummt er. Ihr brummt der Kopf; sie stützt ihn mit beiden Händen. Und wie soll dies furchtbare Gespräch denn enden — wie? Nichts nützt, und nichts hilft. Man muß es leiden, und man kann nur sehen, wohin einen der Weg führt, aber ändern kann man ihn nicht.

„War er denn — so schlecht, Krone?" bringt sie endlich mühsam hervor. Sie hat nichts verstanden. Ihn erschüttert ein fahler Schreck. In Banden liegt alles — jeder in seinen eigenen. Und wohl nie wird einer etwas zum Guten wenden.

„Nein!" sagt er bestürzt. „Schlecht?" fragt er, und starrt sie niedergeschlagen an. „Nein, schlecht nicht! — Du hast ihn ja für würdig befunden — und mit etwas Schlechtem bist du nie betroffen worden!"

Das ist der Grenzpfahl, an dem man nun steht. Da geht es nicht weiter. Hier grollt sie, und dort trauert er. Und ein Hinüber gibt es nicht. Abschied jetzt!

Emilie die Jüngere ist soweit, daß sie ihn mit weit aufgerissenen Augen selbstvergessen anstaunt — anglüht — angstvoll anschwärmt sozusagen. Ihr Mund steht offen — solch ein jungsüßer Mädchenmund mit weißen, schmerzlich neugierig gezeigten Zähnen dahinter. Otto hat finster nachdenklich — entschlossen aber vergeblich grübelnd die Augen gesenkt. Die Kniffe um den Mund gibt er nicht auf; hinter denen verschanzt er sich. Heinchen hat Wasser in den Augen. Er schwimmt oder fährt mit frommen weißen Segeln auf dem Tränenmeer des Lebens — ein blutjunges von Wind und Wetter geschontes Schifferchen, das noch keinen Augentrug kennt — schwimmt und fährt mit dem Klagegesang der Welt, der so schön lautet,

und sein früher Wagegang verspricht alles: ein ewiges Kind, einen kleinen Retter, ein einmal gelingendes, heiliges, ungestraftes Schwärmen und Wähnen. Die Mutter fließt und liegt nun auf allem wie ein Meer. Wer ist sie? Ihre Rettung ist in dieser gewaltigen Stunde, niemand zu sein. So paßt sie sich den Farben des Schicksals an. Unter dem schwerziehenden Wetter der Melancholie, die so seelenbrechend singt, ringt sich das Herz seine Gestalt ab und bricht mit icherfahrender Gewalt mächtig ins Ganze aus, um nur mit dem Ganzen zu stehen oder zu fallen. Alle fühlen es, und alle schweigen. Alle Seelen neigen sich — eine vor der andern und alle vor dem Nichtaussprechlichen, das noch über dem Schicksal waltet.

Aber nun nimmt etwas anderes alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Im Hof klingt Geräusch auf. Krone sieht hinunter — und wird bleich. Langsam wendet er den Kopf halb nach den andern, ohne die Augen, in denen es leidenschaftlich aufbrennt, von dort wegzunehmen.

„Hört ihr? Trapp — trapp — trapp — trapp! Wieviel schätzt ihr, daß es Füße sind? Sechs fremde, Emilie, und zwei bekannte." Er erhebt sich. „Es war mir doch schon so im Rücken, als wäre der kleine Polzin, die Laus, nach der Polizei geschlichen." — Da sind sie. Jeder hat ein Säbelchen und ein Revolverchen. Neue Bewegung ist in ihnen, die mächtigen Blicke aus der Nacht glimmen hinter seinen Augen auf. Es raschelt und scheuert hier. Als ob jemand sagte: „Und nun Schluß!" so ist das in dieser Stube. Aus vier Lungen ein beklommenes Aufseufzen wie Regenwind. Krone tritt vom Fenster zurück. „Es wird Zeit!" sagt auch er. „Ist oben eine Bodentür? Und ist sie offen?"

„Oben?" wiederholt und schreit Emilie die Ältere. „Gott, o Gott, Erich! — Mann! — Was ist? — Ja, ja, offen ist sie schon, aber — Und du willst dich nicht —?"

Er sieht sie an voll Mitgefühl, daß sich ihr Augen und Kehle jäh mit Wasser füllen.

„Ich will mich nicht — das meinst du doch: freiwillig ergeben? — Nein, gutes Weib, meine Herzblume. Darauf ist es ja gerade nicht angelegt. Ich werde dir —" er sagt es langsam, leise jede Silbe betonend: „Ich werde dir keine Schande machen. Du sollst mit Achtung an mich zurückdenken. Unter deinen gewesenen Männern sollen nur Tote sein — aber kein Zuchthäusler dazwischen!" — Dann zuckt er wieder zusammen, und seine finster-purpurn glühenden Augen mit dem Funken von Milde darin wenden sich wie erschreckt noch einmal hinaus. „Hört ihr?" sagt er erschüttert, da fangen die Glocken zu läuten an.

Er sieht sie der Reihe nach mit zerstörtem Blick an, hinter dem nun immer mächtiger der andere golden blitzende Mondaugenblick hervorglüht, und seine Züge, die schon zu verfallen beginnen, überzieht deutlicher jenes furchtbare Lachen voll wildfremder Schönheit. Als ob sich eine andere Gestalt der seinen bemächtigte und eine neue Seele schon aus seiner offenen vergehenden schmetterlingsartig hervorwirkte: so ist das. Niemand kann reden. Jeder Versuch wäre nur ein Lallen. Eine solche Wandlung mit sehenden Augen vor sich, eine unerhörte Handlung mitten im angestrengten Wachen: wer soll da reden, dazu in dem wehenden Wind, der sich aufgemacht hat.

„Es ist erst das Vorgeläute, nicht?" Wieder horcht und immer mehr verfällt der Gewaltmensch. „In einer halben Stunde beginnt der Gottesdienst. Der Pastor spricht. Dann treten die Konfirmanden mit der Gemeinde an den Altar, und die Orgel spielt ganz leise."

Länger hält es Heinchen nicht mehr aus. Da will doch etwas viel Wunderbareres geschehen. Etwas ganz Unerhörtes soll sich vollziehen. Er schluckt und pumpt, und nun bricht es aus ihm heraus.

„Aber da soll der Mann doch auch nach dem Boden g e h e n!" schreit und weint er ganz verzweifelt die andern und dann auch den Menschen Krone an. „Wenn doch die Schutzleute schon da sind! Sagt ihr ihm das auch, Mutter, Otto, Milie! Sonst kriegen sie ihn ja sicher!"

Jetzt irren die Augen nach dem kleinen Jungen ab. So was — Süßes! — Zum Fressen! Die Zähne und alle Schädelknochen tun ihm weh. Ganz fahl wird er vor Bewegung.

„Und du willst, daß sie mich nicht bekommen?" fragt er ganz verwirrt vor verwundeter Milde. Er verliert schon Lebensblut in Bächen, aber mit dem Blut strömen die Schmerzen aus.

Heinchen nickt leidenschaftlich.

„Sie sind doch gut. Sie glauben an den Heiland!" zetert er in Tränen hinschwimmend. „Ach, Herr Krone — wenn Sie nun gehen wollten!"

Der Blick wird noch einmal zum Starren.

„Tja — das ist nicht so einfach, mein Kind!" — Er tut einige Schritte zum Tisch, während alle den Atem anhalten. Jetzt steht er neben der Mutter, — Emilie der Ältern. „Na, Emilie — können wir — unter diesen Klängen — als — versöhnte Leute scheiden?" — Seine Stimme tönt zwischen

dem vorlauten Klingen der hohen Glocken wie das Knurren eines Löwen; die tiefen schweigen noch. „Da doch der Erlöser, wie sie sagen, für uns alle gestorben ist! — Und mein — Gericht — sprichst ja nicht du, meine Herzensseele! Von mir aus, auch wenn ich durchbreche — Hab' ich's denn so schlimm gemacht? — Gib mir die Hand! Es ist ein Abschied für immer, verlaß dich drauf." —

„In — Gottes Namen!" — Er hat die Hand. Auf der andern liegt die fiebernde Stirn, hinter der die Bilder eines Lebens jetzt dahinjagen. Wäre doch Glück mit ihm möglich gewesen? Wäre es ewig, ewig unmöglich gewesen? „Ach — Erich! — Was ist das nur mit uns beiden?" Er druckte, er wird nun zu schwanken anfangen und lang hinschlagen. Aber zu seinem Fluch hat er Muskeln wie Baumäste und Nerven wie Kabelstränge. Nur der Schmerz würgt wie ein Raubmörder am Hals. „Und geh jetzt, Mann des Unglücks. Gott mit dir. — Ja, ja, Gott mit dir, Krone! — Niemand ist dir böse!"

Da hat er auch sein Wort — mit letzter erstickender Kraft hervorgestoßen, geflattert, geseufzt. Sonst nichts mehr als Ächzen, schwer gebändigte Auflehnung, zur Gerechtigkeit niedergeworfenes, unbegrenztes Weibesleid. O, du Trugbild einer Jugendgespielin, ewig unerreichbar! — Wortlos und löwenwild ergriffen hält er diese Hand, um die er — zwanzig Jahre reichen nicht, solange vergebens geworben und gelitten hat. Das kann er wohl in Wahrheit sagen: gelitten! Noch einen liebkosenden und erschüttert fressenden Blick über die ganze in Gram und Herznot wogende Gestalt — gebannt hängen alle jungen Herzen an der männlich reifen, gewalthaft stummen Gebärde: und plötzlich läßt er sie.

„Dann ist das gut, Emilie. Und Gott auch mit dir! Dein künftiger Weg wird — ohne Wolken sein!"

Mit einer gereizten Bewegung horcht er nun nach der Wohnungstür. Eine letzte Sekunde zögert er. Ein kurzes, grauenhaftes Bedauern — eine fürchterliche Reueanwandlung — über was? wofür? Er weiß es nicht. Schon ist auch das vorbei. Es war vielleicht der gefährlichste Moment. Nun geht die mächtige Gestalt in den Schultern hinunter wie eine Großkatze. Mit zwei, drei langen, aufschreckend wiegenden Schritten ist er bei der Tür. Ein letztes Horchen — er wittert sogar — alle seine Sinne sind nun aufgeboten! Das Öffnen und Schließen haben die Kinder nur gesehen; die Mutter jedenfalls hat es nicht gehört. Erst wie es ganz still wird, fährt sie auf.

„Ist er weg? — O Gott —! Hat er nichts mehr gesagt?" — Verstört sieht sie um sich. Sie versteht nichts. Auf einmal lehnt sich alles in ihr auf — auch gegen diesen Abschied. Unermeßliche Leere dehnt sich um ihr Herz hin. „Er soll ... Otto, geh und sage! Ach, ja, ja! — Nichts! Es muß ja sein!"

Mit großen, scheuen Blicken befragen und umgehen sich die beiden ältern Kinder. Die Augen weichen einander aus. Was wissen sie? Welchen Bruchteil eines Bruchteils der ganzen Wahrheit haben sie erahnt?

*

Und so ist das hier: wer die rechte Reichweite der Seele hat, dessen Ahnungen führen ihn viele Wege des großen Wegbereiters ohne Verirren, und er fährt gewaltige Bahnen einher, und seine Hände berühren die Blumen der Freiheit, ohne sie zu pflücken. Wer aber muß, und er bricht seine Blume, der pflückt mit der Freiheit den Untergang. Aber seien wir getrost: kein Grund zu Klagen ist da bei blutigen Toten, wenn sie mit der kühnen Blume Freiheit in der Hand gestorben sind, und ihre Seele ist unverdorben dem nächsten Wind übergeben, der sie dem neuen Leben zuführt. Seht zu, was weiter geschieht.

Da kommen nun die Beamten, und der Engel des Schicksals stärkt jedem leise den Rücken und regt ihm das Herz auf: „Brav, mein Lieber! Jeder ganz auf seinem Posten! Was sein muß, muß sein!" Es sind alles erfahrene, ruhige und handfeste Leute, die in dieser Gegend schon manchen Sturm erlebt haben. Auf ihnen ruht die öffentliche Ordnung. Der Staat verläßt sich auf sie, und die Gesellschaft ernährt ihre Frauen und Kinder, damit sie unter Umständen auch freudig das Leben für eine Pflicht lassen. Solche Leute sind das. Wo man sie hinstellt, da stehen sie. Einer hat Posten gefaßt im vorderen Durchgang mit dem Befehl, alles herein-, aber nichts hinauszulassen. Es wird also kein Wurm passieren; denn dafür steht er gut. Ein anderer hat sich im zweiten Durchgang aufgestellt. Der Kommissar tritt mit zwei weitern Leuten unten in den Turm hinein, den dies schwarzgrau ragende Steingeschicht mit seinen Galerien von Löchern darstellt; der Bursche Polzin ist auch bei ihnen. Der Kommissar klingelt bei der Witwe. Alles geschieht rasch, überlegt, zweckmäßig. Nur ohne Rosten oder Fackeln. Schon geht die Tür auf, und das Weib mit dem widerfordernd aufgelegten Haar und dem anbellenden Blick erscheint in der Öffnung. Das ist wieder wie bei den Ameisen. Ein Betrommeln, Bewittern. Ein kurzes Vor-

einanderstehen, und man weiß Bescheid. Die Hebamme hat den Auftrag, sich nicht aus der Wohnung zu rühren, bis es ihr erlaubt wird. Die beiden Polzins vermeiden einander mit den Augen. Der Mensch Krone ist von seinem Besuch noch nicht zurück. Gut. Weiter zu den Minnichs. Max bleibt bei den Beamten zur Sicherheit. Ihm ist nicht mehr so wohl wie vorhin, als er nach dem Revier rannte.

Ein weißes Schild sieht den Leuten still und freundlich wehrend entgegen: „Minnich“. Trotzdem muß gestört werden; es ist Pflicht. Aber es dauert hier eine ganze Weile, ehe auf das Klingelzeichen sich etwas rührt. Man hat keine Eile, wie es scheint. „Hat die Wohnung einen hintern Ausgang?“ Nein, den hat sie nicht. Aber endlich hört man doch Schritte, und wie die Tür aufgeht, steht da blond und bleich mit finsterm Gesicht und wütend verheulten Augen der Knabe Otto. Er hat die Mütze auf und war offenbar zum Ausgehen gerüstet. Den Männern sieht er von unten herauf mit trotzender Furcht stumm entgegen, und weil er sich wegen seiner Tränen vor den Fremden und besonders vor Polzin schämt, preßt er auch gleich die Lippen. Willkommen soll hier nichts aussehen. Atemzüge wehen stumm, und wertvolle Augenblicke vergehen. Der Kommissar sieht und fühlt mit dem Gehör und zieht ein wenig die Brauen hoch.

„Nanu! Der Mensch hat auch Freunde, die ihn n i c h t ans Messer liefern! — Na, das ist nun ganz schön, mein Junge. Aber hereinlassen wirst du uns schon müssen. Ist mit euch alles in Ordnung, so habt ihr von uns ja nichts zu fürchten.“

Otto nimmt sich zusammen. Es kann auch wirklich aussehen, als hätte man etwas zu verbergen.

„Wenn Sie wegen Herrn Krone kommen, der ist nicht mehr hier!“

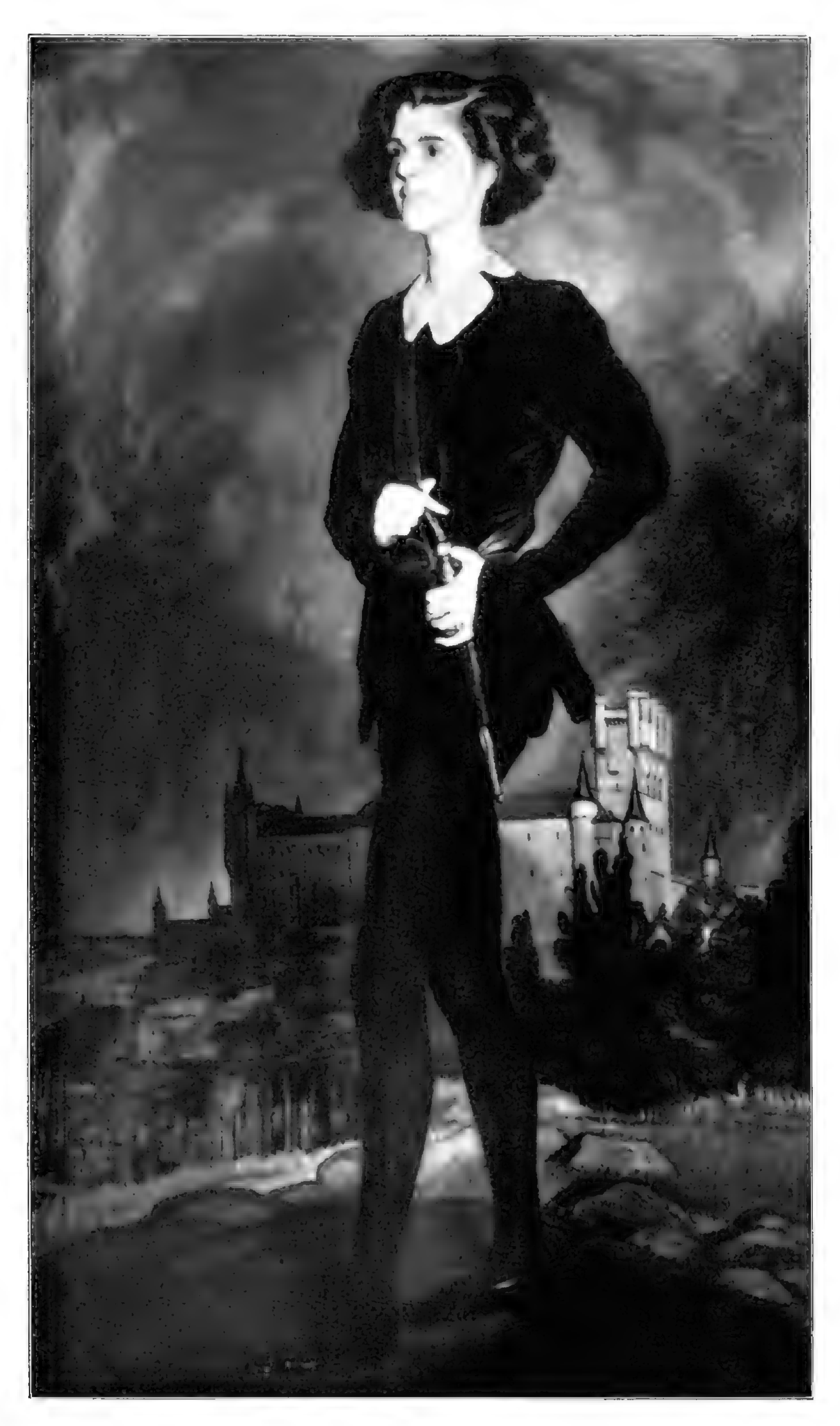
Ein Blick von dem Mann her, der schon wieder versteht, ohne daß viel zu fragen wäre.

„Bist ein braver Bursch. Nur, sieh mal, einen eigenen Augenschein müssen wir auf alle Fälle nehmen. Wann ist er denn weg? Eben jetzt?“

„Vor einer Weile!“

Ein paar halblaute Worte zum begleitenden Schutzmann; der andere steht schon droben an der Bodentür. „Boden absuchen! Vorsicht. Der zweite bleibt auf Posten.“ Wieder enger ist der Raum geworden. Nur nicht rosten oder fackeln! Polzin geht mit dem Mann hinauf. Der Kommissar tritt in die Wohnung und erscheint in der Stube. Auf der Sofaecke sitzt Emilie die Ältere zum Kirchgang fertig. Sie hat das Taschentuch zwischen den Händen und starrt, in ihr Leben ergeben, ins Unbestimmte. Ihr Gehör ist halb bei dem Vorgang draußen und halb auf dem Boden, wo noch vor ganz kurzem die Füße des finstern Freundes überhin geeilt sind. Emilie die Jüngere steht im Konfirmandinnenkleid schwarz mit dem neuen Hut auf und dem Gesangbuch in den Händen inmitten des Zimmers und wittert aufgeregt nach der offenen Tür. Heinchen mit der Mütze auf dem dunklen Kopf ist halbwegs Otto nachgefolgt und sieht den Kommissar zuerst. Der aber erblickt vor allem das bleiche junge Mädchen mit den glühenden Kohlenaugen im Kopf und den brennenden Lippen — in Minuten zum Weib gereift — in der tropischen Hitze der Herzensangst wild erblüht und zur Schönheit ausgeschwärmt — und er bleibt verwundert stehen: Auge in Auge. Was gibt's zu sehen? Noch einen Mann, aber nicht mehr das Mädchen von vorhin. Auch diese Konfirmandin — trotzt! Er begreift wieder ohne viel Fragen. Jetzt sieht er sich weiter um. Da sitzt die Mutter — ein Bild: von Trauer heimgesuchte Herrenlosigkeit — liebender Zorn — wehrende Würde und Ratlosigkeit. Und der Kleine: ganz mächtiger Vorwurf und heißherzige Weltanklage: „Schnell fort, Mann. Wir wollen nämlich alle in die Kirche. Und hier ist auch gar nichts geschehen.“ Aber das Schönste ist doch wohl diese Mutter. Ein Dämon über dem Kopf — und ein Engel im Herzen! Schwarzes Kleid und schwarzer Sinn — und ein heller Schein, in dem sie sitzt und — ebenfalls trotzt. Trotzt, liebt und wehrt. Jetzt wehrt sie auch der Liebe, und sogar dem Trotz wehrt sie. Schließlich ist sie e i n großes Wehren. Ist es nicht die Frau, deren Geliebten und Bräutigam der Mensch Krone erschlagen hat? Und da war nun Krone selber, und alle Herzen tragen Leid, erweisen letzte Ehren und sind voll ungeklärter Schmerzen.

„Sie wollen wohl zur Kirche mit Ihren Kindern, Frau Minnich?“ Er wird sie nicht abhalten, wenn man ihm willig die übrigen Räume der Wohnung zeigt und dann noch einige Fragen beantwortet. Die Mutter nickt. Sie will sprechen, kann noch nicht und macht Emilie der Jüngeren ein stummes Zeichen mit der Hand, die das Taschentuch hält. Emilie öffnet und läßt ein. Die Betten sind gemacht, der Waschtisch sauber. Unter den Matratzen und in den Schränken findet sich nichts, was nicht hingehört. Dann kommen die Fragen. Man kennt sie



Der Page. Gemälde von Ignacio Zuloaga

zum voraus, und sie sind bald beantwortet; die Auskünfte fallen so aus, wie der Beamte sie erwartet hat, und die Familie kann gehen. Sie bekommt einen schriftlichen Ausweis, den Otto entgegennimmt. Darauf sind die Minnichs wieder unter sich. Die Mutter erhebt sich. Noch zittern ihre Knie, aber sie beherrscht sich. Das Kind muß sein Recht haben. Das Abendmahl wartet. Gleich wird das große Geläut einsetzen. Leb' wohl, du Unglücksmann auf dem Boden oder auf dem Dach draußen. Dein Schicksal ist gesprochen. Die Familie Minnich steigt ernst und gesammelt die Treppen hinunter. Die Häuser wissen schon. Türen stehen offen. Menschen fahren heraus und weichen vor den bleichen, wehrenden Mienen zurück. Das Haus tost auf. Wie die Familie den Hof quert, spähen und starren zwanzig, vierzig, hundert Augen auf sie nieder. Das Wispern und Raunen rieselt die Mauern auf und ab — eilig und gierig wie laufende Spinnen und lautlos wie lauernd lungernde Krankheit — Seelenkrankheit — Geistesunwohlsein. Aber auch der mächtige Engel wehrt. Mit goldnen Augen streichelt er die flüchtigen Gestalten: „Seid wacker, ihr Guten. Es gibt noch größere Gewalten als diese tüchtigen Schwätzer!" Sie kommen in den Durchgang.

„Halt. Wer da?"

„Die Familie Minnich."

„Passieren!"

Niemand hat den Kopf gewendet. Vielleicht daß Er den Auszug von irgendwoher aus der Höhe bemerkt — mit einem letzten süchtig-grimmigen Sehnsuchtsblick eine entschwindende, sich ihm endgültig entwindende Gestalt umfängt! — Wie das drängt und Gewühl schafft! Die Dunkelheit des Torgangs hat sie eingeschlungen. Das Licht, das sie drüben wieder aufnimmt, ist schon nicht mehr ein Licht, und jeder neue Raum ist ein Abgrund zwischen ihnen und ihm.

Hat nicht der Engel zugesagt, den Menschen Krone auf die Höhe zu bringen? Ja, seht ihn, da steht er auf dem First des Daches — mit der Blume der Freiheit in der Hand, mit dem erregt aufgerissenen Wildblick, den witternden Nüstern — und begreift, daß er nach rechts, wohin er wollte, nicht durchkommt, denn dort ragt eine Brandmauer starr auf. Was ist zu tun? Nur nicht rosten oder fackeln! Ein mächtig liebender Finger fährt ihm sachte übers Kreuz: „Deine Blume, Mensch! Heute geht's ums Ganze! Ende gut, alles gut!" Ein Schauer läuft ihm durch den Leib. Und geht nicht da in einträchtiger Andacht klein und dunkel die Familie Minnich? Gesenkt die Köpfe! Langsam im Schritt — feierlich! — Und kein Blick zurück etwa in die Höhe! — O, seid jetzt gesegnet, ihr Lieben! Zartgefühl und — Ehrfurcht vor dem Unglück — ja, das beweist ihr heute! Zwölf Meter links macht das Dach einen rechten Winkel mit dem Quergebäude, und weiterhin setzt sich der First nach dem Straßengebäude zu fort. Freiheit oder —! Na, alles wird nun Freiheit sein — mit der Blume in der Hand! „Nur die Blume nicht verlieren, Mensch!" Ihm wird leicht und schwer zugleich. Während sein gewaltiger Körper die Ziegel drückt, daß sie unter seinen Füßen knacken, will sein heißes, dunkles Herz fliegen — fliegen! — Immerhin ist einige Behendigkeit geboten, denn er muß v o r den Schutzleuten vorn sein, wenn er unverfolgt und unbeschossen in den Dachboden eines Nebenhauses kommen will — Nummer 84 oder 88 — Emilie Minnich wohnt 86 —, um über fremde, noch unbelagerte Treppen an ahnungslosen Menschen vorbei ruhig den Hausausgang zu gewinnen. O du gute, verfluchte Weltstadt, wo keiner vom andern weiß! Wo der Nachbar den Tod des Nachbarn nicht einmal aus der Zeitung erfährt! Wo das Radio die allerletzte überpersönliche Verbindung des Menschen mit dem Schicksalsgesang des Menschen ist — und dahinter das absolute Nichts, Weltstadt, gute, verfluchte Mutter des Mangels.

Nun trägst du diesen Steppenwolf auf deinem Rücken ahnungslos und unwissend wie alles, und er hat seine zwölf Meter zum Mitteldach — emsig kletternd — kühn übergreifend — zielend, schnaubend, schnell erkältend und unheimlich hastend: er hat die zwölf Meter noch nicht zurückgelegt, da schiebt sich ein Männerkopf mit einem Schutzmannshelm durch die gleiche Bodenluke, die i h n auf das Dach entlassen hat. Mit einem Seitenblick bemerkt es Krone, und vier Augen klirren ineinander. Der Mensch ist entdeckt; im nächsten Moment wird er verfolgt sein. Betroffen macht er halt. Kalt niederdenkend überlegt er. Unruhig suchend tasten seine Finger über die runden Schlußziegel des Firstes. Seine Füße rasten, aber sie fassen fester und grimmiger auf den Leiterhaken Stand. Ist's besser, den Kampf gleich hier aufzunehmen? Oder ist's richtiger, mit einem gewaltigen Überschwung sich ihm für diesmal zu entziehen? Er verträgt jede Unglimpflichkeit, nur keine Verfolgung. Nur nicht fliehen mit einem Hund auf den Fersen, der schnappt und bellt. Niederziehend das! — Minderwertigkeit lauert auf dich. „Wacker, Mensch!"

raunt eine Stimme. „Nicht rosten und nicht fackeln!“ In bleichen Soden drängt sich das dünne Kellerlicht des jungen Morgens laugend heran und hängt sich saugend tiefer in die Höfe hinein. Aus einem nahen Kamin jappt und schnellt in wirbelnden Stößen Kohlenrauch hinauf, eilt feige über die Dächer davon. Der Schutzmann schwingt sich mit einem Ruck ins Fenster.

Ganz seltsam verdutzt und versonnen blickt der Mensch weiter um sich. Das ist doch eine Welt, die er noch nicht vom eigenen Sehen kennt. Gespenstische Nebelschwaden wehen ihm ins Gesicht, so tief hängt der Himmel. Wie eine ungeheure, feuchte, vertrampfte Gicht — so krümmt sich das überall herauf, knotet sich, starrt verhärtest, west naß und schlüpfrig hin, von Schimmel überzogen: ein steinernes Knochenfeld. An alle Fenster drängen sich schmutzige Gesichter vor. Blinde Augen blinzeln gierig herauf. Was für einen erbärmlichen, schuftigen Gebrauch die Menschen von ihren Augen machen! Da hängt das und schwebt in dieser Welt von Steinen wie Quallen oder trübfarbige Blasen an den Wänden haftend. Kommt links etwas: flugs rudern alle Augen dorthin. Ereignet sich auf der andern Seite etwas: sie taumeln nach rechts. Dann passiert lange nichts mehr, und sie liegen, glinzen und lauern. So sind diese Augen. Jetzt wollen sie alle mit halbgebrochenem Licht nach oben schwimmen, aber sie kleben und pappen, und zitternd senden sie kraftlose Fäden aus, um wenigstens ein wenig zu tasten. Ein wesenloser Wald von ausgezogenem Sehschleim rankt und schwankt sich da herauf, ein schlürfendes, polypenartiges Ergreifenwollen. Davon noch mehr erschreckt als von dem Feind hinter sich führt er einige überraschende Bewegungen nach oben aus, und sitzt nun wie ein Reiter auf der Firstkreuzung, wo er von neuem sichert. Flüchtig wird seine Aufmerksamkeit nach dem Hof abgezogen, auf dessen Tiefe der Kommissar nach vorn eilt. Einen einzigen Blick tut er hinauf: dieser Blick ist wach. Ein Pfeil ist er, ein Geschoß, schon so tödlich wie eine Revolverkugel, und verwünscht gut gezielt; Krone fühlt ihn kalt bis ins Hirn hinein. Im mittleren Hof erscheint er wieder mit dem dort postierten Schutzmann; immer weiter laufen sie nach vorn. Gut, gut. Besetzt nur das vordere Treppenhaus und lauert, ob Krone dort herunterkommt. Es gibt auch Nummer 90 und 92. Indessen fällt sein Blick auf die Fenster der Familie Minnich. Sie sind niedergeschlagene Blicke! Etwas weint wie Kinderlieder. Etwas schwebt unendlich und bedauert! — Etwas wühlt hinter seiner Stirn und will ihn ins Verlorene ziehen. Aber fliehen! Fliehen! Er ermannt sich und tut sich Gewalt an. Da sitzt auf zehn Schritt seitlich in einem Fensterrahmen des Querdaches der zweite Schutzmann mit gezogenem Revolver: „Hände hoch!“ Er hat Krone unterlaufen und flankiert. Wäre er nicht auf die Höhe gegangen, so stände es jetzt schlecht mit ihm.

Fünf Sekunden lang — eine Ewigkeit mit Unendlichkeiten erfüllt! — sieht es aus, als fühlte sich Krone überrascht. Auch der Mann Numero eins feiert nicht. Haken um Haken arbeitet er sich heran; bald ist er so nahe wie der zweite. Noch einmal eine Warnung: „Hände hoch!“ Krone zuckt auf. Das ganze Panorama versinkt ihm, und während sein rotunterlaufender Blick sich gefährlich an das neue Gesicht antrinkt, greift die Hand hinter sich. Der Mann Nummer eins, ein verhältnismäßig junges Blut noch, vielleicht ein Anfänger frisch vom Militär her, macht auf alle Fälle den Revolver locker. Ach, du Eifriger, auch Krone ist bewaffnet. Das ist keine Kunst weiter. Aber warum unnötig Blut vergießen? Was: Hände hoch? Jagst du da einen Raubmörder dächerhin in Jägerbrunst? Furchtbar fallen Krones Augen den Mann an und bannen ihn auf den Platz fest. Jetzt hat die Hand, was sie wollte: einen in aller Stille ausgebrochenen Ziegel. O, Revolver auf mich gezückt? Da, friß! Der Ziegel saust durch die Luft und schmettert dem Schutzmann quer vors Kinn, daß die linke Hand verwirrt um und über sich greift. Mit einem Ruck voll Todesverachtung schwingt sich Krone überlegen herum. Dich rechnen wir noch allemal aus, Kluger. Aber zugleich kracht ein Schuß. Ein zweiter bellt hinterher. Was tut's? Krone hat den Querfirst zwischen sich und ihm. Ein finsteres Lachen durchblitzt sein Herz. Mit schwindelnder Schnelligkeit schwebt er, immer an den First verkrallt, kriecht und springt er auf dem Seitendach nach vorn. Hat ihm nicht jemand auf die Schulter getippt? Etwas Warmes rinnt ihm über den Rücken. Laß es rinnen; schlimm ist's nicht. Zu seiner eigenen Verwunderung empfindet er nicht einmal Zorn. Etwas in ihm lacht und singt. Wie lange hat das nicht mehr gesungen! Noch hört er die Schüsse über die Dächer nachpeitschen und zischen, und während es verworren durch die Höfe hallt, schwindet ihm wieder eine von den armen Brücken des Wahns. Auflöst sich ein alter, windender Hang! Liebe und Zorn gehen nicht zusammen!

Das Volk ist ihm aus dem hintern Hof nachgestrudelt. Hier steht ebenfalls alles an den Fenstern wie im Theater. Es gibt sogar Menschen mit Operngläsern, die sich auf ihn richten, sobald er im Blickfeld erscheint. Drunten Kopf an Kopf gafft das Parterre. Viel Ehre, meine Damen und Herren!

Da ist nun das zweite Querdach. Was soll er tun? Großes Ungemach liegt hinter ihm, großes liegt vor ihm. Er wägt das Weitere mit den Augen.

Hunde bellen aufgeregt, ohne zu wissen, warum. Kinder schreien und johlen. Was für eine Labsal dem Aufgetriebenen droben: die Minnich-Kinder hat die Mutter auf dem Weg zur Kirche! Die sind geborgen. Mit sorgenvollen Augen und von einer hohen Schwermut belastet, hastet er zielvoll weiter. Ein Blick hinter sich sagt ihm, daß er über das letzte Querdach sein wird, bevor die Verfolger wieder freien Schuß bekommen. Ihm ist's nicht wegen des Schusses; ihm ist's wegen des Befehls, den er gehört hat, der ihm das Blut in Siedehitze bringt und das Herz in Eis einknirscht: „Hände hoch!“ So etwas darf ihn heute nicht mehr erreichen! Wie der Fischer die Heringe im Netz, zieht er den Menschentroß im Hof hinter sich her. Er stöhnt vor Verachtung und Mühe. Daß ihn bloß dieser Trichter von Erbärmlichkeit nicht einschlingt! Wacker, Mensch! Halte deine Blume fest! Und drüben ist er. Drunten drückt sich das Gemensche wie ein Bach von Schmutz und Schlamm in den letzten Durchgang und vorn wieder heraus. Und hier gibt es nun wirkliche Balkone, und wirkliche Herrschaften empfangen ihn. Das Mysterium erwächst zum Zirkus.

Wann war denn das, daß er in der Wohnung der Minnichs stand und mit ihr, Emilie der Älteren, sprach — von Mensch zu Mensch! — Was für Worte? Nichts mehr weiß er augenblicklich. Gut, gut, es waren milde und versöhnliche Worte. Mechanisch tastet er sich weiter. Er ist abgestiegen, um länger gegen die Verfolger gedeckt zu bleiben, und seine Füße scharren sich jetzt in der Dachrinne zwanzig Meter über dem Hofpflaster jenseits einem Dachfenster des Nachbarhauses zu. Ein wirres Geschrei der Enttäuschung hat drüben diese jähe Schwenkung begleitet. In diesem Hof ist kein Mensch. Die Fenster sind leer. Er atmet auf. Er erinnert sich an die Tränen der Kinder und macht halt. Mit Gewalt drückt der unerfüllte und unerfüllbare Wunsch seines Lebens auf sein Hirn. Unerfüllbar! Das schwere, dunkelblutende Sehnen: unerfüllbar! Vergebens die Sehnung eines heißen, großen Mannesherzens mit ehrlichen Kammern und glühfähigen Zwischenwänden. Unerfüllbar alles. Schließlich lösten sich die Klammern. Der Schmerz strömt gelinder, und mit willigeren Händen trägt er die tödliche Blume über die Dächer hin.

*

Er muß doch wohl stärker verwundet sein, als er zuerst dachte; ein lindes Schwächegefühl wandelt ihn an. Er blickt rückwärts; dort arbeiten sich die beiden Schutzleute erst über den First; Grund zur Unruhe besteht nicht. Ermunternd empfindet er das feuchte Wehen des Windes hier oben. Sachte will sein Auge lachen: noch ist er frei! Aber sein Herz sieht weiter als sein Auge; es begreift schon, daß die endgültige Freiheit anders aussehen wird, als man droben denkt. Langsam faßt er drei nebeneinander stehende aufrechte Dachfenster in den Blick. Sie werden zu einem Trockenboden gehören. Einen bequemen Einstieg gewähren sie, aber drinnen wird er eine verschlossene Tür finden, und er ist gefangen. Schon will er weiter sehen. Warum auf einmal jetzt Bequemlichkeit? War nicht die Vorzeichnung seines ganzen Lebens Mühe und Unbehaustheit? O, man möchte es schon einmal weicher aus der Hand des Schicksals nehmen! Diese taubenheitere Umbraustheit der Sinne zum Beispiel — könnte sie nicht weiter dauern? Aber er muß lauern und wachen. Und was ist das für eine verdrossene Wahrnehmung, die ihn nun anwandelt, warnend vorbeigeht und beunruhigend zurückkehrt? Er strengt sich an. Wacker, Mensch! Noch lange bist du nicht am Ende. Die Augen reißt er auf. Die Brauen zucken zusammen. Da steht in dem mittleren der drei Fenster der Kommissar — und wartet auf ihn. Auf dem Gesims vor ihm liegt ein kurzer Karabiner.

Krone schießt das Blut in den Kopf. Dunkle Flammen springen ihm aus den Augen. Im schwarzen Bart erscheinen vor Verblüffung die starken weißen Zähne. Dann ein Griff. Ein Ziegel fliegt. Noch einer. Auf dem Boden des Hofes klatschen sie auf und klirren auseinander. In die Löcher, auf die nackten Sparren fällt sein Fuß ein. In vier, fünf mächtig ausgreifenden Sätzen ist er wieder auf der Firsthöhe, steht er hoch auf dem Vorderdach und sieht wild erglüht zurück. Drüben auf dem Querdach hängen die beiden Schutzleute. Seitlich unten hat sich der Kommissar aus seinem Fenster geschwungen und mißt mit den Augen den Weg. Aus dem Vorderhof, dieser Menschenmüllgrube, in der es wim-

melt und krabbelt, tönt ein verworrener Lärm herauf. Man hat ihn wieder bemerkt. Er ist auf dem Rückzug. Sein Ausbruch ist mißglückt. Wie erfreut ist dies Volk, wenn etwas mißglückt, das über sein Maß hinausgeht! Und kämpft er denn wirklich nicht auch um etwas, das sie betrifft? Ach, ihre Herzen sind bei der Ordnungsmacht. Sie werden nie etwas Außerordentliches wagen, und sie werden nie gestatten, daß etwas Außerordentliches gewagt wird. Habt ihr ihn denn gekannt, diesen Rotwangigen, Lächelnden mit blanken Augen und dem nichtwissenden Gesicht, aufgeworfenen Lippen, gedrehtem Schnurrbärtchen und dem dösigen Mut des gottbegnadeten Dummerjahns? Und wenn ihr ihn gekannt habt — ist euch dann auch der Weltschrei im Gehör aufgegellt, der Hilferuf der Gerechtigkeit? — Ach, was weiß ich, Mensch Krone! Aber so war es. Und ihr wißt auch nichts. Und niemand weiß etwas! — Da rücken die Revolver an — zücken und gieren — worauf? Auf Unterwerfung! Du, wende den Kopf nach links, Mann mit der Blume in der Hand! Jäh wirft er einen hohen Blick das Dach entlang: Gut, gut, auch dieser Weg ist schon abgeschnitten; dort kriecht noch solch ein blauer Käfer aus dem Eisenrahmen. Jetzt: große Wacht, Mensch Krone! In fächelndem Fisseln, in angewehtem Nassen steht er gebannt, umstellt wie ein gemeiner Massenmörder. Über seinen Rücken rieselt es immer noch warm, aber tiefer unten wird es feuchtkalt, da klebt das Hemd und kriecht Unbehagen wie Gewürm, und ein Arm wird seltsam schwer — der linke zum Glück; den rechten wird er vielleicht zum Schießen brauchen.

Die Flucht ist zu Ende. Er steigt nicht mehr. Hier mitten im Getürm von Kaminen und Knäufen liegt ein gewaltiges Kreuz, wo die Firste sich vereinen: das besteigt er noch. Rittlings, den Rücken durch eine Kaminmauer gedeckt, nimmt er darauf Platz. Alles, was kommt, ist nun vorn; so hat er es immer geliebt. In wessen Namen das geschieht, was geschieht, ihn kümmert es nicht. Winke immer mit der Hand, du Kluger, Gebildeter. Das Herz des Engels donnert Gewährung: „Wir werden fechten. Von Hohn umbellt, einsam hochgetrieben in dem kalten Hauchen und frierenden Weinen, lassen wir mit Fug auch alles Rechten sein. Was kommt, ist nun gut. Es wird nichts kommen, was du nicht willst. Freiwillig wirst du den letzten Akt deines Trauerspiels mitspielen und zugleich erleiden, Mensch Krone.“ Er zieht den großen, starken Revolver aus der hintern Tasche, macht es umständlich und deutlich, daß es jeder sieht, daß keine arme Seele unvorbereitet in seinen Schuß läuft. Der findige Kommissar hat sich nicht mit Krones ausgebrochenen Sparrenstufen eingelassen. Seine Augen haben eine eiserne Dachdeckerleiter entdeckt; die steigt er außer Schußweite sicher und bequem hinauf. Auf der Höhe angekommen gibt es freilich auch für ihn nur noch Leiterhaken. Bloß eine weiter tragende Waffe hat er. Auch die blauen Brüder auf dem Querdach baumeln und schleifen langsam näher. Und der Käfer links hat ebenfalls zu kriechen angefangen. Aber denkt ihr, dem Menschen Krone liegt noch so sehr viel an seinem Leben? O, nur an seiner Freiheit liegt ihm. An der Blume in seiner Hand liegt ihm. Und dieses Nicht-mehr-Interessiertsein an seinem Leben ist euch bei dem von so redlicher Gier besessenen und so rastlos auf seine Erhaltung bedacht gewesenen Manneskörper eine Erscheinung von eindrucksvoller und geradezu furchterregender Wunderbarkeit. Denn ihr habt geübte Augen; alles seht ihr. Ihr habt Erfahrung; jede Bewegung wißt ihr zu deuten. Die Ergebenheit in dem müden Sitzen, die Abwehr in der Waffe, die Zerstreutheit in der Aufmerksamkeit: wenn wäre euch das begegnet, ohne daß ihr euch auf höchste Leistungen gefaßt gemacht hättet? O, ja, Leistung! Erledigung! Da geht des Mannes Herz auf. Und da sitzt auch noch genug Finsternis und knurrende Gefahr auf dem First, um das Gefühl von Ehre bei dem Handel nicht vermissen zu müssen. Ehre — Belobigung — Auszeichnung! Gute Männer! Brauchbare Charaktere. Alle Achtung. Nur nicht zu nahe heran, ihr Braven! Nein, das könnte ich nicht gestatten.

Die Stimme

Da sitzt er auf dem gewaltigen First aus Dachziegeln. Er hat noch einmal Zeit, sich umzusehen und ein paar Gedanken hervorzubringen. Ein Versuch, ins Dach einzubrechen, hätte keinen Zweck; drinnen werden zwei auf Posten stehen und ihn in Empfang nehmen. Im großen Schwang umgreifen seine Augen das erstarrte, steinerne Wanken und Hochriegeln von Mauern, Dächern und Türmen. Die ganze weite, donnernde Stadt

hat er als Reittier unter sich. Da ist schweres Schweifen und Schleifen, Drang und Ach und Dauern und Hochgreifen, ist Niederstürzen, ist Ergriffensein von Felsenpranken, ist Aufwiegeln, Fluch an Fluch, Überschwang und Todbesiegeln, Lebenkürzen und Hineingeworfenwerden, Schwimmen und Seinmüssen und zementhartes Grimmen, und aus allen Gebärden schreit es: „Ich will, weil ich muß!“ Und das Müssen mag sein so vernichtend oder wahnsinnig oder folternd, wie es will, so ist es gut, weil es Nichtanderskönnen und Geradesowollen ist! Da grollen schwarze Bahnzüge hin. Straßenflüge stürzen fort. Plätze klaffen. Autos und Hochbahnen raffen sich sausend heran und vorbei: „Nicht du! Ich! Wir!“ Brausend toben in Fabriken Feierschichten. Keine Ruhe. Niemals Ruhe. Haben vielleicht die Herzen Ruhe? Wer gut hinabhorcht und sein Kopf ist frei von Eitelkeit, der hört das Riesenhammerwerk aus Millionen von Kammern pochen. Tage, Wochen, Jahre verhämmern sich aus dem Allerflüchtigsten zum Unabänderlichen. In tausend Hirnen dämmern die neuen Zeiten herauf. Sausend laufen die Rechnungen der Gegenwart; der Sturm der Zukunft brüllt die Spreu davon in die Vergangenheit zurück, während die goldenen Körner geschleudert vorausstieben und im Flug schon Feuer fangen. Lieben und Hassen, das Verlangen der Starken und die begehrende Befangenheit der Milden, das gebärende Immerwieder der Weltmaschine, das Ich-will-Gebrüll und die Gesänge der Erwählten, der Ausgezählten absinkendes Verstummen und das unendliche Summen derer, die für diesmal nicht in Frage kommen: keine Klage über all dies! Der Mensch Krone fühlt und empfindet: „Nein, keine Klage!“

Zehn Sekunden waren das — oder waren es Stunden? Er sieht nach seinen Verfolgern: um Schritte haben sie erst ihre Plätze gewechselt. Seine Augen fallen auf die nähere Umgebung. Ein Lallen und Orakeln von Stein. Ein Meer von Dächern, Firsten, Türmen, Kuppeln und Schloten. Ein Ozean ohne Küste. Eine Inselwelt voll gefügter Strebung. Wo haben sie ihre Toten? Nirgends. Es gibt hier keine Toten. Und die Lebenden? Schweben auf — sinken ab. Es gibt auch keine Lebenden. Es wallt und schwallt — und hier herauszukommen kostet — Unermeßliches. Nicht einmal die Vögel des Himmels leben hier und die andern Tiere. Gerüste von Lichtreklamen, anspruchsvolle Stuckfiguren, Paläste ohne Namen, große Haltungen vor rostigen Eisenstangen, pathetisches Unterfangen prahlerischer Schaugiebel von hinten gesehen, Globusse im Schweben ohne Weltbahn, das schwalbennesthafte Kleben von Balkonen und Erkern, Glashallen berußt und qualmend, Fahnenstangen, Knäufe, Windfahnen. Auch das hast du begriffen, Mensch Krone. Warum nicht auch so? Wohlgefühlt hast du dich — selten in dieser Welt.

Keine Anklagen. Warum Anklagen? Ist nicht alles am Ende doch richtig gewesen? Ein großes, weites, blaues Wohlfühlen gab es vielleicht einmal — in Flattrow bei der Heide. Da war man jung und rein und liebte ein Schulmädchen. Und dann liebte man die Konfirmandin und nachher die Jungfrau, bis sie in die Stadt zog. Warum zog man auch in die Stadt? Man hatte ein Geschäft und hätte in Flattrow bleiben können. Die Erde zieht den Mond nach sich. Und wo, würdest du nicht heute noch, wenn plötzlich dieser ganze wüste Spuk weg wäre, niedersteigen und die Pflastersteine lieben, über die ihr Fuß gegangen ist? Ein neues Leben — wäre ein neues Müssen, und es würde die gleichen Vorläufe zeigen, und eben diese Stangen, Knäufe und letzten Spitzen würden dich am Ende empfangen, um dich nach deinem Begehre zu fragen — wie es diese hier tun.

Aber jetzt drückt der Flügel des schauernden Windes tiefer hernieder. Dichter und weicher löst sich aus dem tiefhängenden Himmel ein zarter Regen, ein Regenweinen, ein Nebelschluchzen, das nun das ganze starrende, steinerne Stadtbild zu umfangen beginnt. Alles Ragen und verstiegene Wagen hüllt sich in eine edle, rieselnde Trauer, eine kummerschwere Innigkeit, die Klüfte mild ausfüllt, jähe Erhebungen besänftigt, die Dächer blind überglänzt und die Scheiben der Fenster umflort. Gedämpft klingen die Schreie der Lokomotiven. Das Rollen der Züge wird zum versunkenen Sinnen. Und nun beginnen nacheinander die Glocken von den Kirchen zu tönen. Mit schönen, vollen Schlägen wallt zuerst fernher die Große vom Dom. Ernst erschreckt hallt die Hauptglocke vom Sophiengeläut auf. Dann auf hundert schwingenden Wegen schallt ehrfürchtiges Getöse herüber und hinüber, schlägt Brücken, stürzt in Dreitlängen sich ans Herz, brüllt melodisch den Schmerz in Dissonanzen umher, schüttert die verhängte Luft, stürmt um bebende Türme, grollt heilig über Unheiliges hin, schlägt ehern in verwundbare Seelen. Die ganze unheilige Stadt liegt unter einer tönenden, mit Chorgesang einbrechenden Königslast von Glockendonner, die für eine kurze Viertelstunde ihre rasende

Maschine mit christlichem Mysterium und mit dem Jahrtausende nachwirkenden frommen Wahn eines einzigen gerechten Lebens und Sterbens zudeckt. Wende! Es ist Wende!

Beim ersten Glockenton hat er betroffen aufgehorcht. Hat er sich das nicht so vorgestellt? Beim Herhallen der zweiten Glocke geht eine neue Bewegung in seiner Seele an. Tiefe bricht auf, Traumwelt, Ahnung von großen, umschaffenden Worten, hörbares Gesicht. Wie ist's nur möglich? Wie geht das nur zu? Da sehen sie, wie der schon ermüdete Körper sich aufrafft: Jetzt Würde, Ehrbezeigung, Respekt! War's nicht so? Alles, nur keine Ergebung. Verwirrung: ja. Unruhe, Überraschtheit, ratloses, ergriffenes Horchen, Erschütterung: gewiß. Aber keine Ergebung. Er starrt den Beamten mit träumerischem Blick entgegen, ohne zu gewahren. Er horcht nur, und er horcht noch mehr nach innen als nach außen in das Geläut. Der Kommissar gibt Augenzeichen. Er ist jetzt so nahe, daß er den Menschen Krone ansprechen kann. Die Worte „Ergebung", „freiwillig" und „Gnade" kommen in seiner Rede vor. Krone horcht und lauscht. Er hört auch die Worte, aber sie bedeuten ihm etwas ganz anderes. „Ergebung" wird sein an eine höhere Macht, als sie da bedeuten. „Freiwillig": Seit er noch einmal in die Augen seines Lebens gesehen hat — seines Lebens, das eine Frau allein lebt, ohne ihn daran teilnehmen zu lassen! Gott segne sie! — seither ist seine Freiwilligkeit so vollkommen, daß daran nichts mehr zu ermahnen ist. Und „Gnade" hat er gefunden in den letzten Worten Emiliens: „Und geh' jetzt, Mann des Unglücks. Gott mit dir. Niemand ist dir böse." Seht ihr, das sind Worte. So sieht Gnade aus. Aber die Anrede des Kommissars und Krones tief eingesunkenes Horchen und Träumen benutzt der Schutzmann links, um schnell noch ein paar Kletterzüge ihm auf den Leib zu tun.

Krone fährt herum. In seine Augen schießen rote Funken. O, in den Rücken, mein Guter, das gibt es nicht! Der Revolver zuckt in seiner Hand auf. „Nur nicht anrühren lassen!" flüstert ihm eine Stimme ins Ohr. Unwillkürlich nickt er. Ein Finger streicht ihm begütigend und stärkend über den Rücken.

„Mensch, sieh dich vor!" sagt er ruhig drohend. „Hier ist immer noch Erich Krone. Nicht vorwitzig sein, verstehst du!" —

Der Beamte sieht fragend nach dem Kommissar; der winkt ab und nimmt das Zureden wieder auf, da ihm scheint, daß der Mensch nachdenklich wird. Krone hört nicht. Abwesend und auf die Geisterstimmen im Glockengeläute horchend bewacht er großäugig den Schutzmann, der sich nicht vom Platz rührt. Aber indem der geheime Wind, der durch den Regen wie durch die Säulen eines Domes seufzt, eine neue Welle des gewaltigen Klanges über ihn hinführt, erzittert er glückhaft in seiner Sterblichkeit von neuem getroffen, und vergißt den Kommissar mit seinen Ermahnungen und seinem Karabiner vollends. Erst ein seltsam ernüchterndes Dreinschwatzen — so muß man es wohl nennen —, das aufdringliche Zwischenreden einer selbstsicheren Männerstimme in seiner nächsten Nähe bringt ihn wieder zu sich. Aufzuckend wendet er das bleiche Gesicht nach dem klügeren Feind und errötet wieder. Mit dem Karabiner im Anschlag steht da der Kommissar dreist auf fünf Schritt Abstand und sagt: „Ergeben Sie sich. Sie sind doch verloren." Und wieder hört er: „Hände hoch!"

Unter Erich Krone schwankt das Dach, das Haus mit den Mauern, die es tragen, die Erde mit allen Fundamenten. „Nicht näher!" schreit er erschüttert. „Noch einen Schritt und ich schieße!" Sein schwerer Revolver starrt dem Mann entgegen. Und alle Glocken dröhnen mächtiger. Herrgott, was wollen die Glocken von ihm? Jetzt scharrt sich der Blaue schnell noch näher herbei. Befremdend in das ausschwingende Gebrüll der Domglocke krachen zwei Schüsse, dicht gefolgt von einem dritten. In ihm ist ein Bitten: „Nicht! Nicht!" Wie schnell und restlos diese Schüsse im Regen ersticken! Habt ihr schon so was gehört? Etwas rieselt von der Kaminmauer herab. Etwas hat sich ganz eigenartig dicht neben dem Herzen festgesetzt. Bald darauf beginnen Schmerzen im Becken zu ticken: kein Zweifel, er ist getroffen — zweimal getroffen sogar. Lauter blasse Gesichtskuchen schimmern matt aus dem Hof herauf. Da ist's nun still. Drüben bellt ein Hündchen. Ein junges Kind singt — irgend etwas. Und die Welt ist so — wunderbar weh — weit — offen! — Ist denn wieder ein Hoffen erlaubt?

Die Beamten stehen, hängen — und warten. — Ist er von allen gefehlt worden? Das wäre! — Der Kommissar hat nicht geschossen. Seine Beamten wollten ihn retten; sie hätten es bleiben lassen können. Er winkt unzufrieden ab; die Waffen sinken. Krone sitzt noch hoch aufgerichtet — und horcht wieder! — Ach, von dieser großen, wehenden Stimme kann man trinken und trinken — und der Durst wird nur mächtiger. Den Revolver hat er wieder ver-

gessen: mit der Hand, die ihn hält, liegt er auf der Kruppe des harten Reittiers. Aller Augen sind darauf gerichtet: er zittert und spielt so geheimnisvoll! — Überhaupt — dieser ganze Mensch: ein Rätsel ist er. Warum treibt er die Sache auf die Spitze? Was würde schlimmstenfalls auf ihn warten? Kaum mehr als eine Reihe von Zuchthausjahren. Totschlag aus Eifersucht — und womöglich noch in gereiztem Zustand! — Jahrzehntelange unerhörte Liebe. Jedes Mannesherz geht da mit. Begreifen stellt sich auf den Schlag ein. Und dieser Mangel an Vertrauen! — Der Kommissar spricht wieder.

Ach, sprich du bis zum Jüngsten Tag!

Das Lachen tritt wieder in die Augen des Menschen — jenes ungeheure Lachen wie von goldleuchtenden Blicken eines Machtgeistes, der nicht er ist, und über seine tiefer erbleichenden Züge mit dem Vorkummer des Todes webt sich ein trauervolles Glück schon so sieghaft gewiß, daß der Beamte betroffen verstummt. Ein Schluchzen steigt dem Menschen heiß und mit liebend abgründig aufreißendem Jammer nach Zärtlichkeit in die Kehle. „Halte deine Blume fest!“ klingt und raunt es ihm glockenhaft in die Ohren. Nun weichen alle Geräusche zurück, entfernen sich, und flockenhaft wie leiser Schnee — auch ebenso kühl — rieseln die letzten Klänge weit hinten nieder.

Mehr geschieht. Die Kamine und Giebel bewegen sich — gehen davon — verschwinden hinter Vorhänge! — Geht nur, ihr Guten, das Spiel ist aus. Die Vorhänge selber wehen auch davon. Lächerlich ist das eigentlich, wie alles ausreißt. Und was schreit der Mensch da? Immer lächerlicher wird jetzt das Ganze. O, lachen! — Einmal wieder von Herzen lachen! — Ja, ja — lachen wie — damals, als — Emilie! — Er lächelt. Seine Brust hebt sich und schüttert — pumpt — und schießt einen Strom tiefroten Blutes hervor. Aber es ist gelungen, er konnte lachen. Er lacht noch! Über das ganze Gesicht geht ein Glänzen — furchtbar und unheimlich für jeden Zuschauer! Lachend ergießt er den Strom seines Lebens über die Flanken seines Reittiers. Ja, damals, als Emilie sich vor dem Frosch in — in — ja, wohin nur rettete? — Gleichgültig. Nur lachen jetzt. Du gute, holde, süße Leichtigkeit in der Brust, auch du heißt: „Emilie!“ Welch freundlich gewaltiges Wegschmelzen um das Herz! Minnich! Minnich! Wer bettete die alte Qual in dieses reine Liebhaben? Niemand. Ja, ja, in den Brunntrog rettete sie sich. Ha — ha — ha! — Ho! — A — a — ch! — In — Flattrow! — Da — dröhnten mal die Wälder — Und die Tauben flatterten! — Lachen! — La — chen! — Aber keine fremden Hände jetzt! Nein, nein! Er wehrt blind und stößt weg. Der Revolver entgleitet seiner Hand und kollert in Sprüngen zur Tiefe — in den Hof, wo er eisern aufhaut und liegen bleibt. Wieder muß er Hände wegschlagen. Unruhig rückt er zur Seite. Dabei verliert er den Halt an der Kaminwand, und sinkt nach vorn. Vor den Augen ist ihm alles schwarz; nur noch etwas hören kann er. O, gute Nacht, Augenwelt, schöne, verfluchte! Er geht jetzt in die Hörwelt — wo die Glocken — und die Wälder! — Und die Stimme — ihre Stimme!

Trotzdem reißt er die Augen noch einmal weit auf. Was ist das? Im Schwung fliegen Mauern, rasen Balkone und Fenster an ihm in die Höhe. Aha, das gehört — zum — Lachen! — Er setzt von neuem an! — Aber jetzt stürzt er kopfüber — jawohl, er weiß es genau: kopfüber! in einen Glockenton hinein, und mit hell aufleuchtender Feuerflamme brennt er aus einem Hofschacht in die Sternennacht auf. Es sind also — doch — die Sterne — die so — tönen! — Das hat er sich — gedacht!

Mächtig brandet der letzte Vielklang der Kirchenglocken über den Höfen noch einmal zusammen, weht aus und verstummt. Bleiche Menschen umstehen einen ausblutenden Toten auf dem Pflaster.

Ostern

Eine Zeit ist erfüllt. Zwei Tage und zwei Nächte lag noch und dachte der mächtige Engel — schaute, horchte, fühlte, witterte — und dachte — dachte! Er dachte sich selbst, dachte diese Stadt, dachte dies Volk, das Land, die Ströme und Berge, Meere und Ebenen — und während der Gang der kleinen großen Geschichte hier weiter wuchtete, wühlte und zitterte sein mächtiges Herz. Schmerz kam zu ihm aus allen Orten der Windrose — kam in Prozessionen fragend — und verließ ihn gestillt. So sprach er zu ihnen:

„O, ihr Guten und Lieben, Antworten gibt es nicht. Fragt immer. Es ist euer Recht. Es ist menschlich — sterblich — ver-

gänglich. Schön und traurig ist euer Fragen. Aber nicht göttlich ist Antworten. Der Gott hat das Dasein, hat sich selbst, hat die allumfassende Wirklichkeit. Das ist seine Antwort — wenn ihr wollt. Ihr Braven, ihr Tüchtigen voll Mut und Ernst und Heldentum und Flucht: wer zollt euch nicht Mitgefühl! Aber geht hin — tröstet euch: Leid ist, wo Leben ist. Das mächtigste Leben hat Er! Und — verhältnismäßig habt ihr das prächtigste Streben. — Die wildeste Lust, die süßeste Wonne, tödliches Lieben und holder, tränenmächtiger Untergang: bei euch ist das alles. Dazu nun noch diese freche Freiheit, weltbewegende Fragen aufzuwerfen, die nicht einmal ein Gott beantworten kann! Bewundernswert seid ihr. Wäre ich nicht der Engel und hätte mein Ewiges, so würde ich sagen: ‚Beneidenswert seid ihr!‘ Was stellt ihr nicht alles an in der kurzen Zeit zwischen euren niedlichen Wiegen und süßen, kleinen Gräbern! Unterfangen und Bangen und Verlangen bis über die Sterne hinaus. Schaffen und Raffen und Kriege, an die ihr euer Allerbestes gebt, Siege und Niederlagen, unter denen die Fundamente der Erde klirren — Weltgerichte und Auferstehungen.“

*

Unter dem Eingang zum Vorderhaus an die Ecke gelehnt steht der Stammhalter — Otto Minnich —, die neue Mütze auf dem blonden Kopf — etwas blaß — etwas wichtig noch von den Ereignissen — innerlich sehr gesammelt — und „macht“ Eier. Neben ihm steht Heinchen. Wie Otto hält er ein Ei in der Hand, die Spitze nach oben, ein rotgeflammtes Osterei — Ottos Ei ist dunkelblau —, und wartet mit seinem Bruder. Da kommt wieder einer. Die Minnichs haben ihre Stellung in der Straße.

„Na, ihr zwei — laßt mal sehen. Fünf Eier habe ich schon eingeschlagen. Eure nehme ich noch dazu.“

„Ankommen!“ sagt Otto. Er wirft einen schnellen Blick auf Heinchens Hand, ob der sein Ei so hält, wie ihn Otto angewiesen hat: fest mit den Fingern und verspannt, umspannt damit die Schale sich nach vorn versteift und einen harten Kopf bildet. Heinchen gibt sich Mühe, denn man muß aufpassen, daß man das Ei dabei nicht zerdrückt. Und von wegen fünf Eiern! Ein geringschätziges Zucken gleitet über Ottos Gesicht: neun haben sie miteinander bereits in der Tasche. Heinchen hat drei verloren, sonst hätten sie zwölf. Zuerst der Kleine. Ein Schlag: Heinchens Ei ist wieder hin. Traurig schielt er zum Bruder auf. Er hat doch so gut gehalten! Otto zuckt mit keiner Wimper. Über seinen Kopf hin segeln die weißen lichten Wolken vom Nordost aufgejagt.

Es ist noch frisch, aber in der Sonne schon sehr angenehm, und ein mutiges Entfalten hat sich in der Luft aufgemacht. Da lacht so vieles, und so manches stellt sich neugewagt ein, und selbst wie sie in der Wirtschaft hinten kegeln — im Nebenhaus; man hört das Purzeln und Rollen im guten Wind bis hierher — selbst das ist ein so ganz anderes Schalten mit Raum und Kraft, daß Heinchen aus seinem verzweifelten Aufpassen von einem Traum in den andern fällt. Vielleicht hat er wirklich nicht genügend „versteift“. Und wie die Sonne da blitzend und pflügend durch die Wolkenfurchen fährt! Und wie die gegenüberliegende finstere Torfahrt sich aufhellt und breit zu grinsen anfängt. Sie ist also doch nicht so böse und schmutzig, wie Heinchen immer dachte. Auch wie sachte die Alten sich herausmachen. Wie flitzend die ersten Schwalben den halben Sonnenstand unterschießen. Ach, Heinchen seufzt vor seligem Kummer. Ein Ei wieder verloren und Frühling! Und da steht man und blinzelt ergeben, und sein junges Leben fühlt man wie eine Quelle. Und alle Helle hat Stimmen. Im Lichte singt es heimlich. Nie wollen die etwas gehört haben, aber überall ist es doch laut: Und ein Okkarino wird da doch wirklich geblasen! Und die Hebamme Polzin hat eine Vermahnung bekommen von der Polizei. Was es doch nicht alles gibt! Sehr wichtig ist die Hebamme. Der junge Polzin hat die Belohnung eingestrichen und ist verschwunden. Und Herr Krone ist nun auch zu Gott gegangen. Bei Gott muß es sehr hübsch sein, wenn so viele Leute immer hingehen und nicht wieder kommen. Mutter war wohl trotzdem sehr traurig darüber. Wenn es aber bei Gott doch so schön ist? Er begreift da wieder etwas nicht. Man kann nicht sagen, daß sie es schon verwunden hätte. Sie sieht noch oft verloren vor sich hin oder weint auch, aber es dauert nie mehr lange, und so bange wie vorher ist es auch in der Wohnung nicht mehr.

„Na, du! — Teufel!“ klingt es plötzlich in seine Ohren. Er hat ein bißchen große Ohren, und sie stehen merklich vom Kopf ab; das ist so, damit ihnen nichts von allem Hörbaren entgeht, kein Vogellaut, keine Mädchenstimme, kein Hummelläuten. „Aber du mogelst doch. Laß mal sehen dein Ei.“

Heinchen blickt zuerst bestürzt auf seine Hand. Aber da ist doch kein Ei mehr drin;



Viergespann. Gemälde von Prof. Max Feldbauer

er hat es ja dem großen Burschen geben müssen. Er wendet die weltfrommen Augen zu Otto. Der hat da die ganze Zeit gestanden und seine Erfindung verwertet. Mit gleichgültigem Gesicht, aber mit gespannten Augen hat er stumm hingehalten und den andern mit einem Ei nach dem andern anlaufen lassen. Jetzt öffnet er die Hand und weist ruhig sein Ei her. Der Bursche nimmt es und prüft genau rundum. Ein Sonnenblitz fährt vorbei: gegenüber ist ein Fenster geöffnet worden und hat den Strahl zurückgeworfen. Im offenen Rahmen steht eine wunderbare Azalea und prangt rot über die Straße her. Dahinter hängt ein gelber Kanarienvogel und rollt aus vollem Hals. Heinchen hat das Eiergeschäft schon wieder vergessen und ist ganz Sinn.

„Hm. Ein richtiges Ei. — Aber wie du es hältst, da ist was dabei!"

Otto zuckt die Schultern.

„Ich weiß nicht, was da dabei sein soll!"

Der andere taxiert seine Miene, taxiert noch einmal das Ei und kriegt einen Einfall.

„Laß es mir. Ich gebe dir ein Taschenmesser dafür. Kein sehr großes, aber du kannst es brauchen."

Otto nickt und läßt ihm das Ei. Der andere zieht nun ab. Fünf Eier hat er verloren; das genügt ihm. Jetzt will er sie wieder einbringen. Otto übergeht mit einem aufmerksamen Blick die Straße. Eigentlich könnte man bereits mit dem Kreisel herauskommen. Alles ist trocken und sauber. Aber es ist nur einer da. Nun, er wird seinen Kreisel Heinchen geben und sehen, wie er selber zu einem anderen kommt. Man kann vielleicht mit dem Messer einen Handel machen. Das Kind wendet ihm wieder die tiefen Blicke zu.

„Hast dein letztes Ei noch hergeben müssen," sagt Otto bedauernd zu ihm. „Aber der arbeitet a u ch mit Trick, will ich dir sagen. Zudem schadet es gar nichts, daß du verloren hast; wahrscheinlich hat sein Ei bei dir schon was abbekommen." Er hebt seine Rocktaschen auf und lacht ihn schnell an. „Mit vieren stellten wir uns her; mit dreimal soviel kommen wir heim. Du, die Eier sind gut für heute nachmittag, wenn die Mutter mit uns nach Treptow geht, damit sie auf andere Gedanken kommt. Zum Kaffee bekommen wir ja Kuchen; aber abends ist immer gleich alles so teuer, und mit etwas mit können wir länger bleiben."

Heinchen sucht nachdenklich seine Augen. Er verlangt immer die Pupille und läßt nie nach, bis man den ganzen Blick hergibt.

„Und wir kriegen nun keinen neuen Vater, Otto?" fragt er großäugig.

Otto läßt ihm noch ein Weilchen den Blick, dann führt er ihn unruhig über die Häuserreihe gegenüber.

„N — nein! — Da — ist wohl keiner mehr, Heinchen. — Wir werden uns jetzt selber helfen müssen!"

Die Katze von den Portiers im Haus kommt an und setzt sich bei den Jungens hin, spielt mit den Ohren und blickt ruhig aus bernsteingelben Augen über die nächste Umgebung. Sie ist weiß und schwarz gefleckt, und der Schwanz liegt ordentlich herangenommen um sie herum. Weiße Pfötchen und eine weiße Schnauze hat sie auch, und sie ist ein Kater, der keinen Hund fürchtet. Heinchen ist ihm sehr gut, aber jetzt beschäftigt ihn etwas anderes.

„Weißt du, es ist eigentlich schön, daß wir unter uns bleiben," gesteht er nun mit einem kleinen Seufzer. Flüchtig besinnt er sich, ob er etwas Unrechtes gesagt hat, aber der erste, der blonde Freund, ist ja ebenfalls bei Gott, und schon hier hat er immer gelächelt; wie gut wird es ihm erst dort gefallen. Hat Heinchen ihn etwa nicht leiden können? O, sogar sehr nett fand er ihn, aber jetzt ist er doch einmal bei Gott. Und auch der Vater ist dort. Alle sind sie jetzt bei Gott. „Und die Vaters halten sich nun doch mal nicht bei uns —!"

Der größere Bruder sieht wachsam an Heinchen herunter, ob auch alles bei ihm in Ordnung ist. Ja, dieses Heinchen! Immer hat es Gedanken, und immer spricht es alles aus. Emilie spricht ja auch viel, aber manchmal ist nicht e i n Einfall dabei. Und Otto macht sich zwar wohl nicht wenig Gedanken, aber die meisten behält er für sich.

„Ja — das wird wohl stimmen," erwidert er dann langsam. „Obwohl es Mutter nun schwerer behalten wird." Er verstummt und bewegt einen Gedanken noch eine ganze Weile im Kopf, bis er ihm schließlich doch Raum gibt. Heinchen kennt ihn, sieht, daß etwas auf dem Weg ist und wartet geduldig. „Und für uns wird auch was abfallen, Heinchen," spricht er weiter wie ein Mann. „Sieh mal, wir müssen ihr doch zu helfen suchen, soviel das geht. — Ich habe mir da was ausgedacht. Man kann doch Zeitungen austragen, solange man zu sonst nichts gebraucht wird. Ich werde die Packen schleppen und die untern Stockwerke bedienen. Und wenn du helfen willst, so kannst du immer schnell hinauflaufen und bei denen droben einwerfen. Was meinst du dazu?"

„Du, das wird fein! Und richtig Geld verdienen wir damit? Das wir Mutter auf den Tisch legen können?"

Otto nickt.

„Viele machen das. — Es kostet dich ja Zeit für deine Aufgaben, aber dabei helfe ich dir. Und meine mache ich nach dem Abendessen. — Und dann werd' ich sehen, daß ich doch schon nächstes Jahr konfirmiert werde und aus der Schule komme. Mir fehlen doch bloß zwei Monate. Wenn man ihnen das so sagt, so müssen sie es einsehen. Dann komme ich in die richtige Arbeit. Viel gibt's nicht für den Anfang, aber wir gewinnen Mutter ein Jahr, und im zweiten ist's schon mehr. — Emilie verdient ja auch schon."

Tief bewundernd sieht Heinchen den großen Bruder an. Plötzlich nimmt er ihn an der Hand, und seine Augen leuchten auf; er hat wieder einen Gedanken.

„Ja, Otto, da mußt du eben jetzt unser Vater sein," sagt er ganz einfach und strahlend vor Glauben.

Otto erzittert und schlägt die Augen nieder. Seine Lippen pressen sich. Er hat eine natürliche Furcht vor großen Worten, und wer ist er! Wie er die Blicke wieder hebt, hängt Sorge daran, und im Herzen mischt sich hohe Bangigkeit mit dem jungen Gleichtakt. Aber nun streicht ihm ein göttlicher Finger über den Rücken, und ihm ist, als spräche eine große, unendliche, liebende Stimme zu ihm: „Stammhalter — mein Junge, Kopf hoch. Immer nimm es an. Gewöhnst dich jung ans Schleppen — wirst ein starker Mann, auf dem Häuser stehen können. Und auf dich zähle ich, hörst du!"

Leise schwingend schöpft er Atem, und nachbebend entläßt er ihn wieder.

„Vor allem muß man der Mutter helfen!" stößt er geheim erregt heraus. Und nach einer Weile sagt er noch still: „Wir zwei, Emilie und ich, werden's schon schaffen. — Du mit deinem Kopf mußt auf bessere Schulen; das sagte schon Vater!" Das letzte ist bereits ein wenig befehlend hingesetzt. Und wenn es Vater gesagt hat, so gibt es ohnehin nichts dagegen einzuwenden. Das begreift auch Heinchen. Aber er hat Tränen in den großen Augen und weiß nicht warum. Die Welt ist so gut und das Leben so lieb. Und irgendein Großer muß noch außer Otto da sein. Bewegt sieht er in den neuen Sonnenschein hinaus. In einem Auto fahren ein Herr und eine schöne junge Dame vorbei. Die Dame hat den Mantel offen, und ihr Kleid schimmert ganz hell. Dazu lacht sie mit roten Lippen und weißen Zähnen. Er steht mit offenem Mund und starrt ihr nach. War das vielleicht das Leben selber? Und hinter dem Auto rennt wohl einer her und läutet mit einer Glocke. Und drüber fliegt einer und hält einen mächtig blitzenden Spiegel in der Hand. Aber ganz im Himmel droben geht ein blaues Tor auf und die Orgel braust hervor, und zu beiden Seiten stehen der blonde Freund und Herr Krone und halten Wacht. Und der Vater oder der liebe Gott —! Ja, da bereitet sich noch etwas viel Mächtigeres und Schöneres vor, aber das kann er weder begreifen noch richtig sehen. Bloß das kleine heiße Herz pocht ihm so herrlich, und seine tiefen Augen stürzen in andere golden flammende hinein, die noch hundertmal tiefer sind, und dann geht es nicht mehr weiter!

Abgesang

Der Horizont ist frei. Mit einem golden flammenden Abschiedsblick und einem mächtig umfangenden Brausen hat sich der Engel des Schicksals emporgehoben. Schon fährt er mit den Frühlingswolken schimmernd südwestlich, und ein letztes unendlich weiches und tröstendes Lachen flattert mit den blauen Bändern des Himmels über die graue Stadt herein. An allen Rändern hissen sie Flaggen, und ein selig aufgeregtes Toben überfällt die Seelen. Jede Straße wird zum Nachen, der tönend in der Sonnenflut hinplätschert, und was es Reiches und Köstliches gibt, wird als Segel aufgesteckt. Erwachen! Beginnen! Enthoben den Winterschmerzen fliegt in neuen Gewändern der Geist der unendlichen Unternehmung inmitten des herrlichen Getümmels auf, und ein großbewegtes Wagen flutet Gedanken, Worte und Taten in jede Höhe, in denen die unsterbliche Hoffnung endgültig tröstliches Gewinnen vermutet.

Eine neue Zeit ist erfüllt. Eine neue Zeit bricht an.

Luftverkehr und Wetter

Von Univ.-Prof. Dr. Heinrich v. Ficker

Direktor des Preußischen Meteorologischen Instituts

Wer einen starken, überzeugenden Eindruck von der heutigen Entwicklung des Luftverkehrs in deutschen Landen bekommen will, der muß einen Sommertag lang auf dem Tempelhofer Feld in Berlin, dem Zentralflughafen Europas, den Luftbetrieb beobachten. Und stellt man fest, daß auch an trüben, regnerischen, windigen Tagen die Maschinen programmäßig starten und landen, so ergibt sich der Eindruck, daß der Luftverkehr von heute doch schon recht unabhängig von den Launen der Witterung geworden ist. Aber nur wenige von den Flugpassagieren haben eine Ahnung davon, wie ausgedehnt und schwierig der Sicherungsdienst ist, den die Meteorologen leisten müssen, um den Flugverkehr vor atmosphärischen Überraschungen zu bewahren. Jedem offenbar wird der Einfluß der Witterungsvorgänge nur dann, wenn Nebel über dem Flugplatz liegt und jeden Start, jede Landung hindert. Aber nur der Eingeweihte weiß, wie oft auch bei günstigen Startverhältnissen ein Flug unterbleiben muß, weil zwischen Aufstiegs- und Zielort Sturmfronten oder Gewitter ein Durchkommen der Maschine verhindern würden. Wie groß und wichtig die Mitarbeit der Meteorologen an der Abwicklung großer Flugunternehmungen ist, hat gerade das abgelaufene Jahr mit seinen geglückten und mißglückten Ozeanflügen bewiesen. Kein heute absehbarer technischer Fortschritt wird für den Luftverkehr die meteorologische Sicherung jemals überflüssig machen können.

Solange wir nur ein sportliches und militärisches Flugwesen hatten, wurde der Nutzen der meteorologischen Mitarbeit oft recht gering eingeschätzt. Die Flüge gingen damals noch über zu kurze Strecken, als daß die Maschine sehr häufig aus dem Wetterbezirk des Aufstiegsplatzes herausgekommen wäre. Nur die Konstrukteure und Führer unserer großen, für langdauernde Flüge geeigneten Lenkluftschiffe schätzten von Anfang an die meteorologische Mitarbeit zutreffend ein, nicht zuletzt deshalb, weil mit dem Grafen Zeppelin sich der Meteorologe Hergesell als verständnisvoller, auch auf die Zukunftsentwicklung bedachter Mitarbeiter verbündet hatte. Und Hugo Eckener hat es ausgesprochen, daß die Führung eines Luftschiffes in erster Linie auf richtiger Beurteilung und Ausnützung der atmosphärischen Verhältnisse beruhe. Von den Fliegern wurden die Meteorologen als unentbehrliche Helfer erst anerkannt, als der während des Krieges erfolgte technische Fortschritt Flugzeugkonstruktionen ermöglichte, mit deren Hilfe in wenigen Jahren ein regelrechter Flugverkehr eingerichtet werden konnte.

Heute ist über ganz Deutschland ein dichtes Netz von Flugverkehrslinien gebreitet und überall an die wichtigsten Auslandslinien angeschlossen. Ob wir aber von einem deutschen Flugplatz aus nach Moskau oder südwärts nach Mailand fliegen — immer sind zwischen Start und Ziel eine Reihe von Zwischenlandungen eingeschaltet. Selbst wenn es möglich sein wird, Peking oder Bagdad mit regulären Kursflugzeugen zu erreichen, wird man auch diese langen Strecken in Teilstrecken gliedern und Flugverkehr samt Flugsicherung so organisieren, wie es bei uns heute der Fall ist. Ganz anders liegen die Verhältnisse, wenn Flug und — in späterer Entwicklung — Flugverkehr über weite, insellose Meeresflächen vor sich gehen sollen, wenn also die Möglichkeit von Zwischenlandungen über sehr weite Strecken fehlt. Zunächst hat freilich jede meteorologische Flugsicherung ohne Rücksicht auf die Länge der Strecke die Aufgabe, den Piloten über das Wetter längs der Strecke zu unterrichten und ihm die wahrscheinliche Wetteränderung während seines Fluges vorherzusagen. Aber diese Aufgabe wird außerordentlich schwierig, wenn es sich um einen vielstündigen, vielleicht ein- bis zweitägigen Langstreckenflug ohne jede Zwischenlandung handelt.

Beratung des Kurzstrecken-Luftverkehrs

Im Luftverkehr hängt alles davon ab, ob bei dem herrschenden Wetter ein bestimmter Zielort erreicht werden kann, also davon, ob nicht zwischen Aufstiegs- und Zielort oder an letzterem selbst atmosphärische Vorgänge entwickelt sind, die das Erreichen des Zielortes oder das Landen am Ziel unmöglich machen. Liegt z. B. der Zielort unter Bodennebel, so wird der Start nur dann erfolgen, wenn der Meteorologe die Auflösung dieses Nebels bis Flugende als sehr wahrscheinlich bezeichnet. Ebenso hängt es von der Ansicht des Meteorologen ab, ob und wo bei einem Flug von Berlin nach Süden die deutschen Mittelgebirge von der Maschine passiert werden können. Ein drittes Beispiel: Ist längs der Flugstrecke nach den Meldungen ein Gewitter im Gange, so hat der Meteorologe zu beurteilen, ob es sich um ein örtliches Gewitter oder um ein langgestrecktes Frontgewitter handelt. Er muß dem Piloten mitteilen

können, ob das Hindernis um-, über- oder durchflogen werden muß.

Fast jeder Flugtag stellt somit den Meteorologen vor interessante diagnostische und prognostische Aufgaben. Zur Lösung der ersteren müssen dem Flug-Meteorologen die Wetternachrichten eines außerordentlich dichten Beobachtungsnetzes regelmäßig und nicht nur einmal im Tage zufließen. Auf der Diagnose baut sich dann die Prognose auf, und zwar bei den in Europa üblichen Kurzstreckenflügen eine ausgesprochene Kurzfristprognose für nur wenige Stunden, die sich allerdings auch auf Einzelheiten der Wetterentwicklung beziehen muß. Durch den Zwang, die Prognose für einen ganz bestimmten Zweck und für eine sehr kurze Zeitspanne zu spezialisieren, unterscheidet sich die Flugwetterprognose erheblich von den Vorhersagen, die seit Jahrzehnten von den gewöhnlichen Wetterdienststellen insbesondere für landwirtschaftliche Zwecke ausgegeben werden und die die voraussichtliche Wetterentwicklung während der nächsten 24 bis 48 Stunden zum Inhalt haben. Zunächst ergibt sich die Frage, ob die Meteorologie überhaupt in der Lage ist, den Anforderungen mit genügendem Erfolg zu entsprechen. Daß man diese Frage heute bejahen darf, hat seinen Grund vornehmlich in zwei Umständen: einerseits führt der moderne Funkverkehr dem praktischen Meteorologen alltäglich ein weitaus größeres Beobachtungsmaterial zu als vor dem Kriege; anderseits haben sich die seit Beginn des Jahrhunderts gewonnenen Einzelergebnisse der meteorologischen Forschung unter den genial ausgestaltenden Händen des Norwegers Bjerknes zu einer geschlossenen Theorie entwickelt, die uns nicht nur ein übersichtliches Bild der Wetterentwicklung gibt, sondern auch für den praktischen Wetterdienst Behelfe bietet, welche nahezu handwerksmäßig benutzt werden können.

Eine gewöhnliche Wetterdienststelle erhält heute dreimal im Tag die Wetternachrichten von rund 350 Orten, daneben einige Höhenstationen, einige Schiffsmeldungen und einige aerologisch ermittelte Werte aus der freien Atmosphäre. Man entwirft sodann mit Hilfe dieser Beobachtungen die heute jedermann bekannten Wetterkarten, und jeder Zeitungsleser weiß bereits, daß für die künftige Wetterentwicklung Lage und Zugrichtung der barometrischen Tiefdruckgebiete, der sogenannten Zyklonen, von größter Bedeutung sind. In der modernen Prognostik kommt nun sehr viel darauf an, daß man auf den Wetterkarten die Grenzlinien und Grenzflächen zwischen Luftströmen verschiedener Temperatur richtig feststellt, weil diese Flächen oder Fronten die Luftströme polarer Herkunft von den warmen, aus subtropischen Breiten zu uns gelangenden Luftmassen trennen und weil diese Frontgebiete durch ganz charakteristische Wolken- und Niederschlagsbildung ausgezeichnet sind. Diese Fronten ermöglichen sehr häufig auch den Schluß, wohin und mit welcher Geschwindigkeit sich der Witterungskomplex der Zyklone verlagern wird, eine für den praktischen Wetterdienst grundlegend wichtige Tatsache. Nähert sich z. B. eine sogenannte Kaltfront Berlin und kommt der Meteorologe zu der Ansicht, daß sie über Berlin hinwegziehen wird, so wird er Abkühlung mit Niederschlag bei starkem Wind vorhersagen. Im gewöhnlichen Wetterdienst spielt es keine Rolle, ob dann diese Front nach 10 oder erst nach 20 Stunden Berlin erreicht, und die Prognose sagt gewöhnlich auch nichts aus über die Windstärke im Frontgebiet, über die räumliche Erstreckung der Wolkenbildungen und alle übrigen Vorgänge im eigentlichen Frontgebiet. Es genügt für landwirtschaftliche Zwecke vollständig, wenn der Witterungsumschlag im allgemeinen richtig vorausgesagt worden ist.

Ganz anders gestaltet sich die Aufgabe, wenn bei der gleichen Wetterlage eine Flugverkehrsprognose gegeben werden muß. Dem startenden Piloten ist es gleichgültig, wie das Wetter in 24 oder 48 Stunden sein wird. Er will wissen: Ist längs der Strecke irgendwo Nebel entwickelt? Begegne ich während meines Fluges einer Front? Wo begegne ich ihr? Wie tief und wie hoch erstrecken sich die eigentlichen, für den Flug sehr unangenehmen Frontvorgänge? Muß ich die Front durchfliegen oder kann ich sie überfliegen? Alle diese Fragen kann der Flug-Meteorologe nur beantworten, wenn ihm für die Wetterdiagnose ein unvergleichlich reicheres Meldungsmaterial zur Verfügung steht als einer normalen Wetterdienststelle. Aus dieser Erkenntnis heraus hat man gleichzeitig mit den ersten Versuchen zur Einrichtung eines regelmäßigen Flugverkehrs auch die Organisation eines eigenen, den Bedürfnissen des Luftverkehrs angepaßten Wetterdienstes durchgeführt. Daß diese schwierige organisatorische Aufgabe in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit bewältigt werden konnte, verdanken wir der vorbildlichen Zusammenarbeit des Reichsverkehrsministeriums mit dem Meteorologen Prof. H. Hergesell. Die Zentrale des Höhenwetterdienstes ist mit dem Aeronautischen Observatorium in Lindenberg verbunden. In fast allen Flughäfen finden wir heute Flugwetterwarten (18) als Beratungsstellen. Grundsätzlich erfolgt die Beratung nur durch wissenschaftlich geschulte Meteorologen, und es war nicht leicht, dem plötzlich entstehenden Bedarf nach wissenschaftlich geschulten Beratern zu entsprechen. Unter diesen Umständen war es unvermeidlich, daß zunächst nicht an jeder Flugwetterwarte die Beratung gleich gut sein konnte. Aber das bessert sich von Jahr zu Jahr, da man darauf bedacht ist, die Ausbildung der Flug-Meteorologen während der verkehrsarmen Wintermonate durch Fortbildungskurse zu vertiefen. Auf jeden Fall steht fest, daß die

zunächst Beteiligten, die Piloten, mit der Tätigkeit der beratenden Meteorologen zufrieden sind.

Die zweite schwierige organisatorische Leistung bestand in der Verdichtung des Beobachtungs- und Meldenetzes. Die vorhandenen meteorologischen Stationen reichen nicht aus. Namentlich längs der Flugstrecken selbst mußten neue Beobachtungsstellen eingerichtet werden und im allgemeinen erwies es sich als notwendig, jede Flugstrecke mit Beobachtern in einem Abstand von etwa 50 Kilometern voneinander zu besetzen, eine Forderung, der man nicht hätte entsprechen können, wenn nicht eine bereits bestehende, das ganze Reich umfassende Organisation wie die Reichspostverwaltung ihre Hilfskräfte zur Verfügung gestellt hätte. Der Beobachtungs- und Meldedienst an diesen Zwischenstationen wird ehrenamtlich und in sehr zufriedenstellender Weise von Postbeamten versehen, wofür die Allgemeinheit ihnen zu größtem Dank verpflichtet ist. Durch die Meldungen dieser Streckenämter, die ihre Beobachtungen eine Stunde vor dem in Betracht kommenden Start an die beratende Flugwetterwarte weitergeben oder die nach Bedarf von der Wetterwarte telephonisch um Auskunft angegangen werden, wird den Meteorologen eine bis ins einzelne gehende Diagnose des Wetters längs der Flugstrecke ermöglicht. Den beratenden Flug-Meteorologen stehen also nicht nur die 350 Meldungen aus ganz Europa, die jeder Wetterdienststelle zufließen, zur Verfügung, sondern außerdem die Meldungen von etwa 350 Beobachtungsstellen längs der Flugstrecken.

Der Langstrecken-Luftverkehr

Es wurde bereits erwähnt, daß auch die längsten Landflugstrecken in ganz ähnlicher Weise gesichert werden können wie unser deutscher Kurzstreckenverkehr. Bei kontinentalen Langstrecken — Fluglinie nach Teheran oder die geplante Verkehrslinie über Sibirien nach Ostasien — hat aber der Meteorologe bereits vor Aufnahme des Flugverkehrs die Eignung einer projektierten Strecke für einen halbwegs regelmäßigen Luftverkehr zu beurteilen und die durchschnittlichen Witterungsverhältnisse längs der Strecken zu ermitteln, was nur mit Hilfe vieljähriger meteorologischer Beobachtungen möglich ist. Wo derartige Beobachtungen fehlen, wie zwischen Irkutsk und Peking, müssen ohne Verzug meteorologische Stationen eingerichtet werden.

Einen wirklichen Weltluftverkehr werden wir erst dann haben, wenn es Piloten und Maschinen gelingt, in regelmäßigen Flügen die Weltmeere zu überqueren. Was das Jahr 1927 in dieser Beziehung gebracht hat, war nur die erste sportliche Pionierarbeit, aber jedermann hat aus der Zeitung erfahren, wie beträchtlich bereits bei diesen Unternehmungen die Mitarbeit der Meteorologen gewesen ist. Es hat sich dabei gezeigt daß die meteorologische Beratung von Transozeanflügen, deren Dauer zwischen 20 und 40 Stunden liegt, ungewöhnlich schwierig ist.

Verhältnismäßig einfach ist die Aufgabe, wenn ein Meteorologe sich vom Standpunkte seines Faches aus sich über die Möglichkeit und Aussichten eines transatlantischen Luftverkehrs überhaupt äußern soll. Jedermann weiß heute, daß in mittleren Breiten durch die vorherrschenden Westwinde ein Flug von Amerika nach Europa im allgemeinen begünstigt wird, ein Flug in umgekehrter Richtung hingegen stark erschwert. In ähnlicher Weise leihen die in niedrigen Breiten mit seltener Konstanz wehenden Passatwinde einer von Europa oder Westafrika abfliegenden Maschine ihren Beistand. Von Afrika aus haben schon mehrere Maschinen den Atlantik gekreuzt, aber noch nie in umgekehrter Richtung. Man darf daran erinnern, daß der im Bau befindliche Zeppelin-Luftkreuzer einem regelmäßigen Verkehr zwischen Spanien und Südamerika dienen soll. Für den Rückflug nach Europa würde die Ostströmung der Passatwinde an sich ein sehr schweres Gegenwindhindernis sein. Aber die Meteorologen haben ermittelt, daß die Passatströmung nicht sehr hoch reicht, so daß ein Luftschiff bei dem Rückflug, größere Höhen aufsuchend, der Passatgegenströmung ausweichen kann. Die Aussichten für eine regelmäßige Luftverbindung zwischen Europa und Südamerika wird deshalb jeder Meteorologe als verhältnismäßig günstig beurteilen. Im Gegensatz zu den Passaten herrschen in mittleren Breiten bis zu den größten Höhen hinauf Winde westlicher Richtung vor — eine für den Luftverkehr zwischen Europa und Nordamerika höchst unangenehme Tatsache. Diese Westwinde sind nur „im Mittel" vorherrschend, d. h. an einem bestimmten Tage kann die Windverteilung eine ganz andere sein als im Durchschnitt. In der Regel wird eine den Ozean überquerende Maschine in einzelnen Gebieten Gegenwind, in anderen Gebieten Mitwind treffen und außerdem eine von Gebiet zu Gebiet sehr wechselnde Witterung, weil im Einzelfall immer wandernde Tiefdruckwirbel und Hochdruckgebiete vorhanden sind.

Will ein Pilot den Atlantik überqueren, so soll ihm der Meteorologe die Wind- und Wetterverhältnisse auf dem Ozean vorhersagen, aber nicht für 1—2 Stunden wie im Kurzstreckenverkehr, sondern für 30 bis 40 Stunden; außerdem nicht für eine Strecke von 2- bis 300 Kilometern, sondern für Strecken von 3- bis 5000 Kilometern. Was steht nun dem Meteorologen, der einen Transatlantikflug beraten soll, an Nachrichten zur

Verfügung? Meldungen von den beiderseitigen Küsten, von den Azoren, von den Bermudas-Inseln, von hoher See aber nur die Funksprüche weniger Schiffe, die sich überdies fast alle auf den gebräuchlichen Dampferrouten befinden. Auf Tausende von Quadratkilometern entfällt auf den Atlantik oft noch nicht eine einzige Meldung und auf Grund eines derart kümmerlichen Nachrichtenmaterials soll der Meteorologe eine Vorhersage für zwei Tage geben. Unter den gegebenen Verhältnissen muß sich die meteorologische Beratung eines Ozeanflugs darauf beschränken, in großen Zügen die Druckverteilung über den Ozean festzustellen, aus dieser Druckverteilung die wahrscheinliche Wind- und Witterungsverteilung auch für die beobachtungsfreien Gebiete abzuleiten und eine Angabe über die wahrscheinlichen Änderungen der Wetterlage zu machen. Bei uns im Deutschen Reiche obliegt die Seeflugberatung und damit auch die Beratung der Transatlantikflüge der Deutschen Seewarte in Hamburg.

Eine große Schwierigkeit für die meteorologische Beratung liegt darin, daß die besten heute vorhandenen Flugmaschinen den Ostwestflug über den Atlantik nur dann ausführen können, wenn kein Gegenwind vorhanden ist. Soweit Langstreckenflüge ohne Zwischenlandungen in Betracht kommen, sind Lenkluftschiffe den Flugzeugen noch weit überlegen. Da ihr Aktionsradius viel größer ist, so können sie bei Änderung der Wetterlage ohne Rücksicht auf die Streckenvergrößerung versuchen, auf die günstige Seite einer herannahenden Zyklone zu kommen, d. h. auf jene Seite, auf der das Luftschiff Mitwind trifft, so wie es Eckener in kritischer Situation auf der denkwürdigen Amerikafahrt des Z. R. III gelungen ist.

Ein Flugzeugpilot wird immer geneigt sein, von Europa aus auf der kürzesten Linie, einem größten Kreise folgend, die amerikanische Ostküste anzufliegen. Aber gerade auf dieser Linie, längs der Lindbergh, Chamberlin und Byrd ihre Westostflüge durchgeführt haben, wird ein in Europa startender Flieger nur selten weitreichende östliche Strömungen finden. Günstiger liegen die Windverhältnisse längs einer mehr nördlich liegenden Route, die über Island und Südgrönland nach Neufundland führt. Hier sind Ostwinde häufiger, aber die Witterung meist viel ungünstiger. Am günstigsten wird sich immer eine südliche Route von Europa über die Azoren gestalten, die zwar viel länger, aber sehr häufig im Bereich des sogenannten „Azorenhochs" der Bahn der Zyklonen entrückt ist. Im allgemeinen kann man sagen: der Westostflug über den Atlantik wird häufig bei günstigen Wetterlagen durchgeführt werden können. Hingegen ist der Ostwestflug durch die normalen Windverhältnisse derart erschwert, daß man als Meteorologe die Aussichten eines Luftverkehrs mit Nordamerika nicht als günstig bewerten kann. Ich zweifle zwar nicht daran, daß eine gesteigerte Leistungsfähigkeit der Maschinen in absehbarer Zeit das Gegenwindproblem bei den Ostwestflügen bewältigen wird. Aber daß im Luftverkehr die oft höchst ausgedehnten Schlechtwetterzonen auf dem Atlantik mit Sicherheit und Regelmäßigkeit überwunden werden könnten, das scheint mir ein Problem, das nicht durch technische Verbesserung der Maschinen allein gelöst werden kann. Vorerst möchte man als Meteorologe für den Transozeanverkehr den Lenkluftschiffen den Vorzug vor den Maschinen geben, obwohl wegen der großen Empfindlichkeit die Lenkluftschiffe auch nicht geeignet scheinen, um einen transozeanischen Luftverkehr unter den schwierigen atmosphärischen Verhältnissen der Westwindzonen durchzuführen.

*

Vielleicht wird das Problem einmal auf ganz anderem Wege gelöst. Nimmt man an, daß alle technischen Schwierigkeiten überwindbar sind, so ist es zweckmäßig, den Flugverkehr in sehr große Höhen zu verlegen. Die Höhen, in denen er sich heute abwickelt, sind vom meteorologischen Standpunkte aus höchst ungünstig. Diese unteren Schichten der Atmosphäre sind reich an Wasserdampf; in ihnen geht die Wolken- und Niederschlagsbildung vor sich und in diesen unteren Schichten sind die großen, regelmäßigen, ihrer Richtung nach vielfach luftverkehrsfeindlichen Strömungen entwickelt. Viel günstiger scheinen die Höhen oberhalb 10 Kilometer zu sein, aus denen uns während der letzten Jahrzehnte kleine unbemannte Registrierballons viele Beobachtungen herabgeholt haben. Ein Flugzeug, das sich bis zu diesen Höhen erhebt, läßt den ganzen in der Atmosphäre enthaltenden Wasserdampf mit seinen Kondensationsprodukten unter sich. Dort oben gibt es nur mehr „Schönwetter", allerdings bei Temperaturen von etwa 55 Grad unter Null. Aber da die Temperaturen nach oben hin nicht mehr abnehmen, sondern bis zu den größten, von Registrierballons erreichten Höhen (32000 Meter) konstant bleiben, schließt der Meteorologe, daß in diesen gewaltigen Höhen keine vertikalen Luftversetzungen und Durchmischungen mehr vorhanden sind. Außerdem weiß man, daß die Windstärken zwar bis 10 Kilometer hinauf zunehmen, in noch größeren Höhen aber rasch abnehmen und daß die Winde gleichzeitig ihrer Richtung nach veränderlich werden. Man nennt heute die Atmosphäre oberhalb 10 Kilometer Stratosphäre, im Gegensatz zu der unterhalb liegenden turbulenten, vertikal durchmischten Troposphäre. Es ist kein Zweifel, daß vom meteorologischen Standpunkt aus die Stratosphäre für den Weitstrecken-Flugverkehr viel günstiger sein würde als die Troposphäre, so günstig, daß einzelne Konstrukteure sich bereits ernsthaft mit den Vorarbeiten für eine Stratosphären-Flugmaschine beschäftigen.

Feuerballaden von Ernst Lissauer

Das Aß

Es saßen und spielten im Wirtshaus vier
Das alte Spiel „Wie du mir, so ich dir,"
Zwei, fünf, zehn,
Alles muß vergehn, —
Bube, König, Dam',
Einer nahm, —
Abgehoben,
Alle Karten müssen Gott den Herren loben, —
Einer warf,
Der mit den roten Haaren auf der Brust gewann jetzt scharf.

Lastet ihm die Hose schwer von Silberstücken,
Geht zur Türe, seine Schritte klingen —
„Im Gewinn sich um Revanche drücken?" —
Dreie stehn ihn anzuspringen.

„Gut, Revanche!" — Zum Tisch.
Er murmelt dumpf,
Karten gemischt.
Es zuckt und zischt.
Rot ist Trumpf!
Herzaß sticht!
Flamme und Licht!
Die Karten brennen,
Es brennt der Tisch.
Geschrei und Rennen,
Der ist verschwunden — die Flamme verlischt.

Der Hahn

Nun hört eine andere Strophe:

Es flog ein Hahn zum Hofe,
So funkelrot von Kamme,
Als bleckte eine Flamme,
So dunkelrot die Flügel,
Wie Wein, Rubin und Ziegel,
Tiefrot der Schnabel vorn
Und hinten Schweif und Sporn.
In Wiese, Stall und Tenne
Floh vor ihm Hahn und Henne,
Nah grellt schon sein Gefieder,
Fährt hoch und stößt steil nieder,
Breitplusternd mit Gekreisch
Bohrt er den Sporn ins Fleisch,
Der andre hackt und faucht,
Er kräht, er glimmt, er raucht,
Er schreit, er glüht, er rennt,
Er brennt,
Stürzt vor, steht, wimmert, wendet,
Fällt, prasselt, ist verendet.

Der Rote reckt den Hals,
Springt an in Brunst und Balz,
Die Henne, abgeduckt,
Jauchzt auf, von Strahl durchzuckt,
Dicht hält er sie gerammt,
Sie glänzt, sie dampft, sie flammt.
O heiße Hochzeitfeier,
Bald legt sie rote Eier!
Die Federn brühn und brennen,
Die Hennen ringsum rennen,
Rot fliegt er an im Scheine,
Schon fängt er wieder eine.
Rot rasen alle Hennen,
Der Bauer sieht sie brennen,
Er jagt das Hahnenfeuer,
Der Hahn fliegt aufs Gemäuer,
Die Flügel spannt er aus,
Setzt an und fliegt aufs Haus,
Schon zündelt es im Stroh,
Fluch, Flamme, Feurio!

Die Magd

Nun hört eine andre Strophe:

Es kam eine Magd zum Hofe,
Eine Magd kam auf des Roiders Gut,
Das war ein wilder Wittiber,
Ein voller fester Fünfziger,
Rohrot ging dem das Blut.
Rohrot ging dem das Blut.

Die Magd lief an die siebzehn Jahr
Unter rosthellem Weiberhaar,
Das breit ihr übern Rücken schwamm,
Im Schopf stak gelb ein Bernsteinkamm.
Auf des Roiders Gut die Melkemagd,
Ob jung bejahrt, ob alt betagt,
Die ward von Mann und Bursch gejagt,
In Feld, Einöd' und Schwaige,
An Straße, Rain und Steige.
Im Haar, das weit im Windzug schwamm,
Fahl glimmend brenzelte der Kamm,
Sie hießen sie „die Flamm'".
Sie hießen sie „die Flamm'".

Doch wie sie einer packte,
Sie zuckte,
Zackelte, flackte,
Sie duckte,
Sie taucht'
In sich ein,
Wie ein Licht verlischt,
Ein Schattenschein
Raucht
Und ist entwischt.

Ihr stand das Haar wie ein Sonntagshut,
Der Lichtschein stach dem Bauer ins Blut,
Sie sah ihn an,
Dann und wann,
Manchmal,
Smaragdgrün in ihn schliff der Stahl.
Doch wollte er sie haschen,
Sie bog sich, rannte, schimmerte, schwand,
Da war die Spur von ihrem Fuß
In Erd' und Sand
Als rote Sohle eingebrannt
In Rand
Von Ruß
Und Aschen,
In Rand
Von Ruß
Und Aschen.

Der Bauer krallte die Faust in die Stirn:
„Mir kräht der rote Hahn im Hirn:
Soll's sein, so brennen wir zu zwein,
Ich schlag' als Blitz in das Blut dir ein!"

Auf Balken und Garben wild und weiß
Wucherte wirrer Mittaggleiß,
Der Roggen siedet und dörrt und grellt.
Sie fühlt sich, dicht ins Stroh gedehnt,
Die Augen horchen grün ins Feld,
Die Scheunentür blinzt angelehnt,
Alle Ritzen, Spalten, Fugen
Warten, lauschen, lugen.

Da liegt der Bauer schon im Stroh,
Da brennen sie beide lichterloh,
Da liegt der Bauer im Feuer,
Stroh loht, es prasselt die Scheuer.

Der Herzog von Reichstadt

Von Dr. Wilhelm Beetz

Am 19. März 1811 verkündeten die Glocken von Notre-Dame, daß dem Kaiser ein Kind geboren sei. Die Geburt ging nicht so glatt vonstatten, wie man gehofft hatte. Am 20., um 8 Uhr früh, meldete der Arzt Dubois, daß große Gefahr für Mutter und Kind bestünde und ein instrumentaler Eingriff nötig sei. „Wohlan denn," sagte Napoleon, „tun Sie, als ob Sie sich im Hause eines Kaufmanns der Straße von Saint-Denis befänden; tragen Sie Sorge für Mutter und Kind, und wenn Sie nicht beide retten können, so erhalten Sie mir die Mutter." Der Kaiser eilte sofort an das Lager seiner Gemahlin, um ihr mit den zärtlichsten Worten Mut zuzusprechen. Doch der Mann, der sonst etwas übermenschliches besaß, mußte die Hand seiner Gattin loslassen, da ihm die Kräfte versagten. Totenblaß begab er sich in ein Nebengemach, wo man ihm von Zeit zu Zeit über den Verlauf der Operation berichtete. Endlich erhielt er die Meldung, daß die Mutter gerettet, das Kind aber wahrscheinlich tot sei. Der Kaiser eilte zu seiner Gemahlin und schloß sie tiefgerührt in seine Arme. Außer sich vor Freude war er, als Doktor Corvisart das Kind, es war ein Knabe, zum Leben brachte. Freudig bewegt küßte Napoleon seinen Sohn, um gleich wieder Maria Luise zu liebkosen und ihr für das kostbare Geschenk zu danken.

Am 18. April unternahm Maria Luise ihre erste Ausfahrt und drei Tage später übersiedelte sie nach Saint-Cloud, von wo aus sie an ihren Vater schrieb: „Der Kaiser trägt mir auf, Ihnen seine Empfehlung auszurichten, er redet mir recht viel von Ihnen und fragt mich täglich: ‚Dein Vater muß doch eine rechte Freude haben, einen Enkel zu besitzen,' und wenn ich ihm erzähle, daß Sie die Güte haben, ihn itzt zu lieben, so ist er recht zufrieden. Ich unterfange mich, Ihnen das Porträt meines Sohnes zu schicken, es sieht ihm ähnlich, ohne geschmeichelt zu seyn, und Sie werden sicher finden, daß er auch dem Kaiser ähnlich sieht." — Noch am Abend des 20. März erhielt der kaiserliche Prinz in der Vortaufe die Namen Napoleon, Franz, Joseph, Karl, und der überglückliche Vater legte dem Kleinen die stolze Würde eines Königs von Rom in die Wiege, um damit anzuzeigen, daß Frankreich das Erbe der deutschen Kaiser, die römische Weltherrschaft, übernommen habe. Am 9. Juni fand die feierliche Taufe statt, die mit außerordentlicher Prachtentfaltung vor sich ging. Als Pate fungierte Kaiser Franz, der sich durch seinen Bruder Ferdinand vertreten ließ. Während des Taufaktes blickte Napoleon ernst und düster vor sich hin. Als er nach beendeter Taufhandlung den Täufling in seine Arme nahm, um ihn dort den versammelten Parisern zu zeigen, glitt ein Strahl unsagbaren Glückes über sein Antlitz. Dieses Kind war sein Entzücken.

Die nächste Zeit verbrachte die kaiserliche Familie in ungetrübtem Glücke. Maria Luise teilte ihrem Vater vom Befinden des kleinen Königs, von seinen ersten Zähnen und seinem ersten „Papa" und „Mama" mit. Auch berichtete sie ihm, daß der Kaiser sich erstaunlich viel mit seinem Sohne abgebe und „wirklich kindisch" sei. Schon zur Frühstückszeit mußte die Gouvernante, Madame de Montesquiou, ihn in das Zimmer des Kaisers bringen, woselbst dieser allerlei Scherze mit ihm trieb. Einmal führte er den Kleinen vor den Spiegel und schnitt Grimassen hinein. Weinte das Söhnchen erschreckt über diesen Anblick, so rief Napoleon mit gekünsteltem Ernst: „Wie, Sire, Sie weinen? O, ein König und weinen. Pfui, pfui, wie garstig!" Auch drückte er ihm seinen Hut auf den Kopf, schnallte ihm seinen Degen um und konnte herzlich darüber lachen, wenn der Kleine über das lange Wehrgehänge stolperte.

Doch nicht allzulange mehr sollte das ungetrübte Glück dauern. Schwere Wolken zogen am politischen Horizonte herauf. Schon bei der Taufe des Königs von Rom sollen in dem Augenblicke,



Der Herzog von Reichstadt als Knabe mit Ordensstern
Aquarell im Schloß Laxenburg

als Napoleon mit seinen Marschällen durch den „Arc de Triomphe“ ritt, schrille Pfiffe ertönt sein, wenn wir der Nachricht des Russen Tschernitschev glauben wollen. Der Krieg mit Rußland bereitete sich vor, und am 9. Mai 1812 verließ Napoleon Saint-Cloud, um ins Feld zu ziehen. Die russische Katastrophe vollzog sich. Der Kampf mit den Völkern Europas um die Weltmacht begann.

Maria Luise, die ganz auf der Seite ihres Gemahls und Frankreichs stand, schrieb am Tage nach der österreichischen Kriegserklärung an ihren Vater: „. . . Ich habe meinen Sohn sehr gesund und lustig gefunden, er spricht itzt schon sehr viel und ist recht liebenswürdig.“ Die Antwort des Kaisers Franz lautete: „Sei ruhig, der Krieg, den wir führen, ist rein politisch; ich bin und werde nie der Feind Deines Mannes sein, ich rechne darauf, er nie der meinige.“

Im Oktober 1813 war die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen worden. Am 1. November sendete Napoleon seiner Gemahlin Trophäen, und am 9. November erschien er selbst in Paris.

Am 23. Januar 1814 versammelte der Kaiser Napoleon die Offiziere der Pariser Nationalgarde im Marschallsaal der Tuilerien und empfahl ihrem Schutze seine Gemahlin und seinen Sohn. Sie beide bei der Hand fassend, sprach er: „Ich vertraue Ihnen an, was mir das Teuerste auf Erden ist.“ Die Offiziere schwuren ihm Treue bis in den Tod und bedeckten seine Hände unter Tränen mit Küssen.

Zwei Tage darauf nahm er Abschied von Weib und Kind, die er nie mehr wiedersah.

Für den Fall seines Todes, bestimmt er in Weisungen an seinen Bruder Joseph, „dürfen sich mein regierender Sohn und die Kaiserin-Regentin nicht fangen lassen, sondern müssen sich mit ihren letzten Soldaten in das letzte Dorf zurückziehen . . . ich wollte lieber, daß man meinen Sohn erwürge, als ihn jemals in Wien als österreichischen Prinzen erzogen zu sehen, und ich habe eine sattsam gute Meinung von der Kaiserin, um überzeugt zu sein, daß sie desselben Sinnes ist . . .“

Das Kriegsglück wendete sich von Napoleon ab, die Verbündeten rückten vor. Der Regentschaftsrat war für das Verbleiben der Kaiserin in Paris. Des Kaisers Bruder jedoch wies die kaiserlichen Weisungen vom 16. März sowie den strikten Befehl vom 8. Februar vor, nach welchem die Kaiserin mit ihrem Sohne, den Ministern und Würdenträgern des Reiches Paris verlassen und in der Richtung auf die Loire sich zurückziehen sollten.

Am 29. März um 11 Uhr bewegten sich der lange Zug mit dem kaiserlichen Schatz, die Staatskarossen und der Krönungswagen in der Richtung auf Schloß Rambouillet. Da ereignete es sich, daß sich der kleine König energisch weigerte, das Schloß zu verlassen und sich in den bereitgehaltenen Wagen zu begeben. „Nicht nach Rambouillet gehen,“ schrie er und warf sich auf die Erde, — „das ist ein elendes Schloß.“ Alle Versuche, ihn zu beruhigen, waren nutzlos, der kleine Prinz tobte weiter: „Ich will nicht mein Haus verlassen,“ rief er, „ich will nicht fort — da Papa nicht da ist, habe ich zu befehlen.“ Der diensttuende Stallmeister mußte den kleinen Wüterich mit Gewalt forttragen. Am 2. April langte man in Blois an.

Napoleon, der vom Generalpostmeister Lavalette ein Schreiben erhielt, welches ihn dringend mahnte, schleunigst nach Paris zu kommen, eilte mit Caulaincourt der Hauptstadt zu. Allein es war bereits zu spät. Am 31. März hatte die Stadt kapituliert. Napoleon kehrte nach Fontainebleau um. Der Zar und der König von Preußen zogen mit ihren Truppen in Paris ein. Zwei Tage darauf setzte der Senat den Kaiser Napoleon ab. Nachdem sich seine Marschälle weigerten, ihm weitere Gefolgschaft zu leisten, fertigte Napoleon am 6. April die Abdankungsurkunde für sich und seine Erben aus.

Zwei Tage nach der Ankunft der Kaiserin Maria Luise in Blois sendet sie Champagny, Herzog von Cadore, mit einem Schreiben an Kaiser Franz, um ihn zu beschwören, das schwere Schicksal von ihrem Gemahl und dem Sohne abzuwenden.

Bevor sie noch eine Antwort erhielt, kam von Napoleon eine Nachricht, worin er ihr von seiner Abdankung und der Rückberufung der Bourbonen Mitteilung macht. Entschlossen erklärte sie: „Mein Platz ist an der Seite meines Gemahls; jetzt, wo er so unglücklich sein muß. Ich will mich zu ihm verfügen, ich werde mich überall wohlbefinden, wo ich ihm zur Seite bin.“ Es wurde ihr jedoch abgeraten, augenblicklich die Reise zu unternehmen, weil die fremden Truppen den Weg dahin verlegt hatten.

Zu gleicher Zeit ging der russische General Schuwaloff von Paris ab, um Maria Luise zu ihrem Gemahl nach Fontainebleau zu begleiten. Ehe aber noch der General seine Mission erfüllen kann, tritt bei Maria Luise ein Stimmungswechsel ein, den man nicht leicht erklären kann. In ihrem Briefe am 8. April schreibt sie an Kaiser Franz aus Blois: „Alles, was ich wünsche, ist, daß Sie ihn sehen könnten, dieses unglückliche Kind, welches unschuldig von allen Fehlern seines Vaters ist, verdient nicht eine so traurige Lage mit ihm zu theilen.“ Als Antwort verlangt Kaiser Franz durch Metternich, daß seine Frau Tochter mit ihrem Kinde ihm übergeben werde, damit er sie in einer ihrer Geburt würdigen Weise in seine Staaten führen lasse, und er ihr und ihrem Sohne einen passenden Aufenthalt gewähre, bis zu der Zeit, da ihr Los endgültig geregelt sein werde. Gleich-



Die Zeremonie der Werbung um Erzherzogin Maria Luise für Napoleon I. im Rittersaal der Wiener Hofburg am 5. März 1810
Ölgemälde von J. B. Hoechle. Im Schlosse Laxenburg zu Wien



Familienbild. Stich von J. Godefroy nach einem Gemälde von Ad. Roehn. Wien, Nationalbibliothek

zeitig war der Vertrag zustande gekommen, der ihr den kleinen Besitz der Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla und den Titel einer „Kaiserin, Herzogin von Parma" und für den Sohn den Titel „Kaiserliche Hoheit, Prinz von Parma" zusicherte.

Am 20. April nahm Napoleon Abschied von seinen Soldaten. An seine Gemahlin und seinen Sohn schrieb er noch: „Lebe wohl, meine Luise," so lautet der wehmütige Schluß des Briefes, „Du kannst unter allen Umständen auf den Mut, die Ruhe und die Freundschaft Deines Gemahls zählen. Einen Kuß dem kleinen König!"

Am 23. April brach Maria Luise in ihre Heimat auf. Mit höchsten Ehren wurde sie in Österreich empfangen. In Tirol spannte man ihr sogar die Pferde aus, und es entstand ein förmlicher Wettkampf um die Ehre, den Wagen ziehen zu dürfen. Dem kleinen Prinzen fiel die Änderung seiner Lage auf. Traurig meinte er: „Ach, ich sehe wohl, daß ich nicht mehr König bin, denn ich habe keine Pagen mehr."

Bald mußte Maria Luise feststellen, daß die herzliche und freundliche Stimmung, die bei ihrem Empfange in Wien vorhanden war, gar bald eine Änderung erfuhr. Zunächst wurde bemerkt, daß sie noch eine starke Vorliebe für Napoleon hatte, was man ihr übel verdachte. Dann aber gab es Personen des Hofes, die sie daran erinnerten, daß es ihre Pflicht gewesen wäre, bei ihrem Gemahl, der sich stets ritterlich gegen sie benahm und sie auf Händen trug, zu verbleiben. Unter diesen war Erzherzog Johann, der Bruder des Kaisers Franz, und Luisens Großmutter, die Königin Karoline von Neapel. Ein zweiter Vorwurf traf sie, als sie am 30. Juni unter dem Inkognito einer „Herzogin von Colorno" nach Aix reiste, den kleinen Prinzen in Schönbrunn zurücklassend. Zu ihrem Begleiter war General Neipperg als Ehrenkavalier und Reisemarschall bestellt, der, so heißt es, in dem Herzen der Kaiserin den fernen Gatten vergessen machen sollte. Dies ist zwar eine nicht bewiesene Beschuldigung, doch hatte er neben der Aufgabe, die Kaiserin zu bewachen und über ihr Tun und Lassen nach Wien zu berichten, auch die, sie von einer Reise nach Elba abzuhalten. Tatsache ist, daß der als „notorischer Herzensbrecher" geschilderte Graf Neipperg, der verheiratet war mit einer Frau, die er ihrem Manne entführt hatte, ein Mann von eleganter Erscheinung war. Sein liebenswürdiges Auftreten und seine sonstigen Vorzüge ließen ihn bei Frauen begehrenswert erscheinen.

Napoleon hatte alles zur Unterkunft sei-



Die Zeremonie der Vermählung vorgenommen per procurationem des Erzherzogs Karl in der Hofpfarrkirche zu St. Augustin in Wien. Ölgemälde von J. B. Hoechle. Im Schlosse Laxenburg

ner Gattin und seines Sohnes liebevoll vorbereitet. Ihr jedoch war die Lust, sich nach Elba zu begeben, vergangen. Weinend stand der Mächtige, den die Welt noch immer fürchtete, vor dem Bilde seines Sohnes. „Mein armes, kleines Püppchen!" so hörte man ihn klagen. Laut beschuldigte er seinen Schwiegervater der „Unmenschlichkeit" und verglich ihn mit den Machthabern des Altertums. Bei dem regen Familiensinn, den Napoleon besaß, mußte er die Trennung von seiner ihm teuren Familie als Unmenschlichkeit empfinden. Tatsächlich war es ein „politischer Gewaltakt" sondergleichen.

Dem fröhlichen Treiben der fürstlichen

Kongreßteilnehmer in Wien blieb Maria Luise fern. Da kam die Nachricht von Napoleons Flucht. Begeistert wurde er von den Franzosen empfangen und saß bereits am 20. März 1815 in den Tuilerien. Kaum angelangt, sendet er Schreiben um Schreiben nach Wien, um seine Gattin und den Sohn nach Paris zu bekommen. Maria Luise wollte jedoch nicht mehr zur Stätte ihres einstigen Eheglücks zurückkehren und gab sogar zur Achtserklärung vom 13. März, die über ihren immer noch mit Liebe an sie denkenden Gemahl verhängt wurde, ihre Zustimmung.

Napoleon bemühte sich verzweifelt darum, seine Familie wieder zu erlangen. Dies hatte zur Folge, daß man den Prinzen noch schärfer als früher bewachte und schließlich seine französische Umgebung entließ. Als der Kleine von Schönbrunn in die Wiener Hofburg übergesiedelt war, fand er seine geliebte Behüterin nicht mehr vor. Ob sein herzlicher Abschiedsgruß vom 27. April: „Chère maman Montesquiou, je pense à vous toute journée et vous aime de tout mon cœur,“ so lautete er, in die Hände der Adressatin kam, ist nicht bekannt. An ihre Stelle trat nun ein deutscher Kavalier, Graf Moritz Dietrichstein, der die Aufgabe hatte, den kleinen Napoleon, der nunmehr offiziell Franz Josef Karl hieß, zu einem österreichischen Normalprinzen zu erziehen. Gleichzeitig sollte er ihn aber auch bewachen.

Napoleon war nach hunderttägiger Regierung neuerlich im Kampfe gegen die alliierten Mächte erlegen und nach Sankt Helena gebracht worden. Im Frühjahr 1816 begab sich Maria Luise mit ihrem Begleiter, Grafen Neipperg, der mittlerweile Witwer geworden war, nach Parma. Auch die Titelfrage wurde geregelt. Maria Luise nahm den Titel „Ihre Majestät die Erzherzogin Maria Luise von Österreich, Herzogin von Parma“ an, und für den Sohn einigte man sich schließlich auf den eines „Herzog von Reichstadt“, mit der Anrede „Durchlaucht“ und der Rangierung hinter den Erzherzogen. So war aus dem „König von Rom“ ein „Herzog von Reichstadt“ geworden, ein Inhaber eines Herzogtumes, das auf der Landkarte gar nicht vorhanden ist. Die wenigsten Menschen wußten es, daß Reichstadt ein Ort in Böhmen ist.

Am 20. Juni 1815 trat Graf Dietrichstein sein Amt als Obersthofmeister bei dem vierjährigen Prinzen an, der sich energisch weigerte, ihn zu begrüßen. Der Kleine fühlte wohl, daß nunmehr eine üble Zeit für ihn beginnen sollte. Der Graf hatte zunächst die Aufgabe, alles Französische von dem Prinzen zu entfernen. Die Geschichtenbücher des Kleinen, die den kaiserlichen Adler trugen, sowie die aus Frankreich stammenden Spielsachen wurden entfernt und durch andere ersetzt. Selbst sein Spielgenosse Emil Goberau, der Sohn des Kammerdieners der Exkaiserin, mit dem er Soldaten spielte und der dabei französische Kommandorufe gebrauchte, mußte fort. Graf Dietrichstein war keineswegs ein Bösewicht. Er nahm sein schweres Erzieheramt so genau, daß er darunter sogar seelisch litt.

Im Herbste des Jahres 1815 ward dem Grafen Dietrichstein, dem die Oberleitung zufiel, der pensionierte k. k. Hauptmann Foresti, ein Trientiner im Alter von vierzig Jahren, ein gebildeter und ehrenhafter Mann, zur Seite gestellt, der den kleinen Napoleon in deutscher Sprache und Mathematik unterrichten sollte. Seit 1. Februar 1816 kam als dritter Instruktor der Hofkonzipist und Professor der Philosophie an der Wiener Universität Matthäus Edler von Collin, ein Bruder des Dichters Heinrich von Collin, hinzu. Behandelnder Arzt war Dr. Frank. Matthäus Collin war selbst vielfach literarisch tätig und ein sittlich hochstehender Mann, der Dietrichstein sehr geeignet schien, beim Prinzen die moralische Ausbildung zu fördern.

Der kleine Prinz, der einen lebhaften Geist hatte und ein großes Erinnerungsvermögen besaß — er begann manchmal zum Erstaunen seiner Umgebung zu sprechen: „Als ich noch König war“ — gab seinen Lehrern tüchtig zu schaffen, indem er den Bemühungen, ihm die Elementarkenntnisse beizubringen, Widerstand entgegensetzte. Zu Beginn der Stunde sagte er meist: „Ach, ich will gut lernen, da ich vernünftig werden muß,“ aber schon nach wenigen Minuten war er unaufmerksam und begann zu weinen. Das regste Interesse bekundete er für Lektüre. Der Geist des fünfjährigen Knaben zeigte eine Reife, wie sie nur bei den begabtesten Knaben im Alter von zehn Jahren vorzukommen pflegt. Er verlangte, wie Dietrichstein erzählt, nach „geistreicherer Beschäftigung“. Es war nicht mehr möglich, ihm Ammenmärchen zu erzählen. In der französischen Konversation bediente er sich all der eleganten und gewählten Ausdrücke, die er aus dem Munde seiner früheren französischen Umgebung vernommen hatte.

Der Erlernung der deutschen Sprache setzte er lebhaften Unwillen entgegen. „Ich will kein Deutscher … ich will Franzose sein,“ erklärte er seinem Obersthofmeister. Doch dieser ließ nicht davon ab, daß der Prinz „Deutsch lerne und daß der Unterricht, den er genießen wird, in deutscher Sprache ihm vorgetragen werde“, so heißt es in seinem Vortrage vom 17. Juni 1816, „damit er einst dasjenige, was ihn zu einem edleren Menschen, zur Einsicht und Klarheit der Begriffe emporhebt, d i e s e r Sprache zu verdanken habe“.

So wenig der Prinz den ihm vorgetragenen Lehrgegenständen besonderes Interesse entgegenbrachte, so sehr glühte er danach, etwas von seinem Vater zu erfahren. Er wußte wohl manches aus der Geschichte seines Vaters, doch mehr hiervon zu erfahren



Die Zeremonie der Übergabe der Kaiserin an Marschall Berthier durch den Fürsten Trauttmannsdorf am 16. März 1810 in Braunau
Ölgemälde von J. B. Hoechle im Schlosse Laxenburg



Napoleon in seinem Arbeitszimmer. Sein Sohn schläft auf seinen Knien
Stich von A. B. Sixdeniers nach einem Gemälde von Ch. Steuben
Wien, Nationalbibliothek

Dieses Gespräch muß den kleinen Prinzen sehr befriedigt haben, denn als er ins Schönbrunner Schloß zurückgekehrt war, rief er selig Collin zu: „Herr Foresti und ich haben uns lange über Frankreich unterhalten!“

Seine Lehrer wußten, daß sie von nun an stets neuer Fragestellungen des Prinzen über seinen Vater gewärtig sein müßten, und daß er unausgesetzt an ihn dachte. Im Sommer 1818 fragte er einmal Collin: „Warum hat man mich eigentlich König von Rom genannt?“ Collin: „Das stammt noch aus der Zeit, in der Ihr Vater seine Herrschaft soweit ausgedehnt hatte.“ Prinz: „Hat denn Rom meinem Vater gehört?“ Collin: „Rom gehörte dem Papst als heilige Schenkung.“ Prinz: „Wo ist dieser jetzt?“ Collin: „In Rom.“ Nach einer Weile setzte der Prinz die Frage fort: „Mein Vater ist in Ostindien, glaube ich?“ Collin: „Ach nein, keineswegs.“

war sein stetes eifriges Bestreben. Als die Französinnen alle fort waren, bestürmte er immer wieder seine Lehrer mit Fragen, die diese oft in Verlegenheit brachten. Sein Vater war sein steter Gedanke.

Im Juli 1816 auf einem Spaziergange fragte der damals fünfeinhalbjährige Prinz den Hauptmann Foresti, wer denn jetzt in Frankreich regiere. Dieser antwortete: „Ein König.“ Der Knabe bemerkte: „Aber ich weiß, daß dort ein Kaiser geherrscht hat. Wer war das?“ „Das war Ihr Vater,“ antwortete Foresti, fügte aber sogleich hinzu: „der infolge seiner unglücklichen Neigung für den Krieg Krone und Reich verloren hat.“

Der Prinz erzählte nun seinem Erzieher, daß er aus einem französischen Buche „Fastes de la France“, das ihm nun nicht mehr gegeben werde, alle Schlachten des Kaisers kenne, und stellte die Frage: „Ist mein teurer Vater, da er soviel Unheil angerichtet hat, ein Verbrecher?“ Taktvoll und um das unangenehme Gespräch abzubrechen sagte der Hauptmann: „Nicht von uns hängt es ab, ein Urteil über ihn zu fällen. Lieben Sie nur weiter Ihren Vater und beten Sie für ihn.“

Prinz: „Oder ist er in Amerika?“ Collin: „Warum sollte er dort sein?“ Prinz: „Wo ist er also eigentlich?“ Collin: „Ich kann es Ihnen nicht sagen.“ Prinz: „Die Damen“ — er meinte die Französinnen — „erwähnten einmal, er wäre in England gewesen und sei dann von dort entwischt.“ Collin: „Das ist ein Irrtum. Sie wissen wohl, mein Prinz, wie oft Sie etwas falsch verstehen.“ Prinz: „Ja, freilich.“ Collin: „Ich kann Sie auf Ehre versichern, daß Ihr Herr Vater nie in England war.“ Prinz: „So glaube ich auch gehört zu haben, daß er im Elend sei.“ Collin: „Wie — im Elend?“ Prinz: „Ja.“ Collin: „Wie sollte das möglich oder wahrscheinlich sein?“ Prinz: „Freilich nicht“ — damit beendete er seine diesmalige Fragestellung.

Für den Soldatenberuf zeigte Franz ein ausgesprochenes Interesse. Er sprach mit Vorliebe von Schlachten und Kämpfen und träumte beständig von großen Taten. Kaiser Franz trug schließlich der Neigung seines Enkels Rechnung und bestimmte ihn für die militärische Laufbahn. Vielleicht wäre ein zweiter Prinz Eugen aus ihm geworden, wenn man ihm die richtigen Lehrer gegeben



Maria Luise als Kaiserin von Frankreich
im weißen Empirekleid mit Hermelinmantel vor dem Thronsessel. Gemälde



Napoleons Abschied von der Kaiserin und seinem Sohn. 1814
Stich von L. R. L. Rollet nach dem Gemälde von Fr. Grenier. Wien, Nationalbibliothek

und ihn richtig hätte ausbilden lassen. Aber auch die militärischen Vorrückungsverhältnisse waren keineswegs günstig. Der Herzog war noch Feldwebel, als sein Vater, Napoleon I., am 5. Mai 1821 in seiner Verbannung starb. Hauptmann Foresti, der den Auftrag erhielt, dem Prinzen die Trauerbotschaft zu überbringen, sagte darüber in einem Berichte nach Parma: „Ich wählte die ruhigen Abendstunden und sah mehr Tränen fließen, als ich mir von einem Kinde erwartet hätte..." Auch als Collin mit dem kleinen Herzog über den erlittenen Verlust sprach, weinte er abermals heftig. Der Herzog und seine Erzieher legten Trauer an, doch der Kaiser und der Hof nahmen auf Anraten des Fürsten Metternich davon Abstand.

Maria Luise hatte, wie auch aus ihrer Korrespondenz mit ihrer guten Freundin Vittoria Gräfin von Crenneville hervorgeht, der Tod ihres Gatten nicht allzu traurig gestimmt, denn noch im September desselben Jahres heiratete sie den Grafen Neipperg, dem sie bereits zwei Kinder — Albertina, geboren am 1. Mai 1817 und Wilhelm, geboren am 8. August 1819 — geschenkt hatte und von dem sie sich neuerdings in freudiger



Der Herzog von Reichstadt als Knabe. Gemälde von C. Sales. Wien, Schloß Schönbrunn

Erwartung befand. War noch zu Lebzeiten des Imperators Napoleon II. der Gegenstand einer gewissen Schwärmerei, so wurde er jetzt der Mittelpunkt der Hoffnungen und Wünsche der bonapartistischen Partei, die mit der wachsenden Unzufriedenheit mit dem Bourbonenkönig an Stärke zunahm. Zunächst gingen die Bestrebungen der Bonapartisten dahin, den Herzog von Reichstadt aus Österreich herauszubekommen. Als im Jahre 1830 die Unzufriedenheit mit den Bourbonen in Frankreich aufs höchste stieg und man in Paris unter den Rufen „Vive Napoléon!" kämpfte, wurde die Situation auch für den Wiener Hof kritisch. Aber die führerlose Partei hatte keinen inneren Halt und der junge Napoleon war in Wien bewacht. Hätte er in der französischen Hauptstadt ge-

weilt, so wäre ihm die Krone sicher zugefallen, wie der kaiserliche Botschafter in Paris versicherte. Joseph Bonaparte wendete sich an den Kaiser Franz, um seinen Neffen nach Frankreich zu bekommen. Er schrieb: „Ich verbürge mich für den Erfolg der Unternehmung ...“, doch ließ man dieses Schreiben unbeantwortet.

Alle diese Unternehmungen hatten aber nur zur Folge, daß der Prinz um so schärfer bewacht wurde. Trotzdem gelang es der Gräfin Napoleone Camerata, einer Nichte des Kaisers Napoleon, sich dem Herzog zu nähern und ihm einen Brief zuzustecken, welcher in flammenden Worten die Aufforderung enthält, sich zu erklären, ob er österreichischer Erzherzog bleiben oder als französischer Prinz zu handeln gedenke.

Als der Herzog im August des Jahres 1828 von seinem Großvater zum Hauptmann seines Jägerregimentes ernannt wurde, war er trunken vor Freude. Diese galt jedoch mehr der Hoffnung, nunmehr der quälenden Vormundschaft seines Gouverneurs entrückt zu sein, als jener, eine schöne Uniform mit Sternen tragen zu dürfen. Er sollte sich getäuscht haben. Dietrichstein, der die Verleihung des Offizierspatentes um zwei Jahre zu verzögern verstand, blieb weiter und riet zunächst davon ab, den Prinzen vor dem erreichten zwanzigsten Lebensjahre der „so nötigen Aufsicht“ zu entziehen. Im Juli 1830 rückte er zum Major des Infanterieregimentes Erzherzog Karl (Salis) vor, und vier Monate später erhielt er seine Beförderung zum Oberstleutnant im Infanterieregiment Nassau. Nun sollte er nach Brünn in Garnison gehen und dort aktiven Truppendienst versehen. Der Prinz war wieder voll Freude und schrieb sofort an den kaiserlichen Großpapa: „Ich finde keine Worte, die Freude und Rührung auszudrücken, welche diese neue Gnade, dieses neue Merkmal Ihrer väterlichen Liebe in mir wecken. Zweifeln Sie nie, bester, hochverehrter Großvater, daß ich mich Ihrer Gnade stets würdiger machen und der Erwartung ganz entsprechen werde, zu welcher meine unter Ihren Augen genossene sorgfältige Erziehung und die Gaben, welche mir Gott verliehen und deren Entwicklung eine heilige Pflicht für mich ist, berechtigen. Die Dienste, die ich Eurer Majestät und der Monarchie leisten werde, sollen meine grenzenlose Dankbarkeit bewähren.“



Maria Luise. Farbige Wachsbüste. Wien, Nationalbibliothek

Der arme Prinz täuschte sich schwer, denn an Stelle der „sorgfältigen“ Erziehung und drückenden Obhut des gräflichen Hofmeisters sollte nun eine noch drückendere Überwachung durch den als militärischen Gouverneur bestellten Oberst Grafen ProkopHartmann gesetzt werden, dem die Aufgabe zufiel, den Herzog in die Welt einzuführen. Dieser brave und ehrenhafte Offizier war aber keineswegs der Mann, welcher dem nach höheren militärischen Kenntnissen lechzenden Prinzen hätte imponieren können. Er dürfte vielmehr ein trockener und wenig geistreicher Patron gewesen sein, den der Herzog mit der wenig schmeichelhaften Bezeichnung „borniert“ eindeutig charakterisierte.

Der Prinz Franz kam nie nach Brünn und auch von der Errichtung des militärischen Hofstaates wurde abgesehen. Dietrichstein hatte mit dem Hinweise auf die revolutionären Erscheinungen in Europa gewarnt, und der Herzog blieb in Wien.

Der Prinz wußte von den Unternehmungen und Wünschen der bonapartistischen Partei und litt sehr. Auch mit Polen beschäftigte er sich im Geiste. Einmal äußerte er: „Aus dem allgemeinen Chaos möchte ich mir Polen zusammenstellen und für mich haben.“ Dem ihm befreundeten Grafen Moritz Esterhazy erzählte er: „Ich träume oft wachend die seltsamsten Dinge. Manchmal sehe ich mich an der Spitze der tapferen Polen, ein anderes Mal bin ich dazu berufen, den nordischen Bären zu demütigen. Ich schlage die Russen, ich erringe die schönsten Siege und komme zurück, die erbeuteten Fahnen dem Kaiser Franz zu Füßen zu



Drei Enkel des Kaisers Franz: Herzog von Reichstadt, sitzend, hält auf dem Knie den kleinen Franz Joseph Rechts, stehend, die Herzogin von Salerno. Aquarell von Johann N. Ender. Wien, Albertina

legen. Dann sehe ich mich wieder allein auf einem Felsen nahe dem Grabe, ich stütze mich darauf und blicke auf die Wogen, die über alles hinweggehen, die alles fortspülen, auch meine Wünsche und Träume." Ein anderes Mal äußerte er sich zu seinem Lehrer Baron Obenaus: „Ich betrachte mich öfters im Spiegel und denke: dies Haupt hat schon eine Krone getragen, und jetzt ist es allen Glanzes beraubt. Wenn mich die Polen als König wählen, so will ich das Gleichgewicht zwischen Rußland und Österreich erhalten." Da zerbrach in diesem Augenblick der Spiegel, den er in der Hand hielt. Abergläubisch wie sein Vater, faßte er dies für eine üble Vorbedeutung auf. Sein Hauptinteresse galt

jedoch immer Frankreich. — Mit Leidenschaft widmete er sich dem militärischen Dienste und zehrte sich in unbefriedigtem Tatendrange ab. Im Zustande außerordentlicher Ermattung wurde er einst von seinem Leibarzte, einem der tüchtigsten Ärzte, in der Kaserne angetroffen. „Ich zürne diesem erbärmlichen Körper," rief der Herzog aus, „der nicht dem Willen meiner Seele zu folgen vermag." Das vom 4. Juli 1830 datierte ärztliche Gutachten Malfattis besagt: „daß durch einen (!) zu raschen Wachstum ein solches Mißverhältnis in der körperlichen Entwicklung Seiner Durchlaucht entstand, daß man nebst dem allgemeinen Schwächezustand für jenen insbesondere der Brust besorgt sein mußte." Am Schlusse heißt es: „Die Schädlichkeiten, welche Seine Durchlaucht am meisten vermeiden muß, sind hauptsächlich große Anstrengungen, besonders des Sprechorgans, Erhitzungen, Erkältungen usw." Trotzdem dem Herzog beim Kommandieren bereits öfters die Stimme versagte und er, wie aus dem Tagebuche der Baronin Sturmfeder hervorgeht, zu der Zeit, als er im Sommer 1831 den Dienst bei der Truppe wieder antrat, sehr angegriffen aussah, hatte man ihn als gesund und „zur Ertragung aller Fatiguen als geeignet" befunden. Am 16. Januar 1832 befehligte er beim Leichenbegängnisse des Generals der Kavallerie Freiherrn von Siegenthal sein Bataillon. In der damals herrschenden Kälte brach ihm plötzlich beim Kommandieren die Stimme, und er mußte das Kommando an einen anderen Offizier abgeben. Bald nach diesem Zwischenfall nahm die Lungenschwindsucht einen akuten Charakter an. Man fragt sich, ob man es nicht verhindern konnte, daß sich der Prinz keinerlei Schonung gönnte? Hatte man ihm doch im Januar 1829 das Tanzen verboten, „um jeder Lungenaffektion vorzubeugen". Das Konsilium der Doktoren Malfatti, Wirer und Raimann, das am 14. April 1832 abgehalten wurde, äußerte sich noch hoffnungsvoll. Vielleicht wäre eine Heilung noch möglich gewesen, wenn man den Patienten nach Italien gesandt hätte. Von einer Entfernung von Wien wollte der Staatskanzler aber nichts wissen. Erst als der Prinz hoffnungslos daniederlag, gab Metternich seine Genehmigung hierzu. Am 23. Mai übersiedelte der arme Herzog als Sterbender nach Schönbrunn, da ein anderer Ort nicht mehr in Frage kam.

Der Herzog von Reichstadt als Infanterist mit Gewehr
Zeichnung von Peter Krafft. Wien, Nationalbibliothek

Im Laufe des Monats Juni hatte sich das Leiden des Prinzen so arg verschlimmert, daß man auf das Eintreten der Katastrophe gefaßt sein mußte. Der Herzog sollte daher mit den Tröstungen der Religion versehen werden. Die Einwilligung hierzu wurde durch die Erzherzogin Sophie, Mutter des Kaisers Franz Josef I., vermittelt, welche den Sterbenden beredete, mit ihr das Sterbesakrament nehmen zu wollen, und zwar er für seine Genesung und sie für eine glückliche Niederkunft. Die Erzherzogin Sophie hatte ihn ungeachtet ihres eigenen Zustandes wie eine liebende Mutter gepflegt und sich in dieser schwersten Zeit als aufopferungsvolle Freundin erwiesen. Am 24. Juni, vier Tage nach dem Versehgange, traf erst Maria Luise von Triest, wo sie bei ihrem kaiserlichen Vater weilte, in Schönbrunn ein. Sie kam, „um seinen letzten Seufzer zu empfangen". Nur einige Male des Tages auf kurze Zeit weilte sie bei ihrem sterbenden Sohne. Als der Bedauernswerte um 3 Uhr morgens stoßweise ausrief: „Ich gehe unter, ich gehe unter! Meine Mutter rufen, meine Mut-

ter rufen!“ waren nur Rittmeister Moll, der Kammerdiener und ein Arzt im Sterbezimmer anwesend. Als Maria Luise kam, lag der Herzog bereits im Todeskampfe. Er soll sie aber, wie es heißt, noch erkannt und ihr zugenickt haben. Wenige Minuten nach fünf Uhr früh — am 22. Juli — hatte sein Leiden geendet. Er starb in demselben Gemache, in welchem sein Vater im Jahre 1809 auf der Höhe seiner Macht und des Glanzes geweilt hatte. — Der kaiserliche Großvater „vergoß einen Strom von Tränen“, wie Montbel berichtet. Moll gegenüber äußerte er sich später: „Der Tod meines Enkels war für ihn ein Glück bei seinem Leiden und vielleicht auch für meine Kinder und die Welt; mir wird er abgehen.“ Daraus spricht wohl, daß er „Napoleon II.“ gefürchtet hatte.



Der Herzog von Reichstadt auf dem Exerzierplatze vor Wien
Farbige Lithographie von F. Wolf nach dem Gemälde von J. N. Hoechle. Wien, Akademie

Am 23. Juli, 10 Uhr vormittags, wurde die Leichenöffnung zu Schönbrunn durch den

Hofchirurgen Somlitsch vorgenommen. Es waren dabei die beiden ordinierenden Ärzte des Herzogs, Malfatti und Wirer, zugegen. Auch wurden „in Anbetracht der politischen Wichtigkeit des Falles“ die beiden Hofärzte von Hieber und von Rinna als kunstverständige Zeugen, und der Schönbrunner Schloßarzt Zanperl als Aktuar zur Sektion beordert. Metternich bestand auf Publizierung des Befundes, der auf Lungentuberkulose lautete. Am 24. Juli fand das Leichenbegängnis statt, an welchem der Hof teilnahm. Die herzlose Mutter war am selben Tage früh von Schönbrunn nach Persenbeug zu ihrem Vater, Kaiser Franz, abgereist, ohne ihrem Sohne das letzte Geleite gegeben zu haben.

Die lateinische Inschrift auf dem einfachen Sarge des Herzogs von Reichstadt, welche gleichsam in den wenigen Worten die ganze Geschichte des Unglücklichen enthält — er sagte einst bitter über sich selbst: „Meine Geburt und mein Tod sind meine ganze Geschichte“ —, lautet in deutscher Übersetzung: „Dem ewigen Gedächtnisse des Josef Karl Franz, Herzogs von Reichstadt, Sohnes Napoleons, des Kaisers der Franzosen, und der Erzherzogin Maria Luise von Österreich, geboren zu Paris am 20. März 1811, in der Wiege mit dem Titel König von Rom begrüßt, in der Blüte des Alters, ausgestattet mit allen Vorzügen des Geistes und des Körpers, mit herrlicher Gestalt, mit edler Jugend im Antlitz, mit seltener Anmut der Sprache, erlag er dem schmerzlichen Tode im Kaiserschlosse zu Schönbrunn bei Wien, am 22. Juli 1832.“

Die Kunde vom Tode des Herzogs rief überall, namentlich aber in Paris, den mächtigsten Eindruck hervor. Alsbald tauchten die seltsamsten Gerüchte auf, und beliebt wurde jene Version, die der Verführung zum ausschweifenden Leben die Schuld an dem frühen Tode des Prinzen beimaß. Die anziehende und zugleich rührende Erscheinung des schönen, edlen Jünglings mit den tiefblauen Augen, der männlichen Stirn, den reichen blonden Haaren, mit dem Schweigen auf seinen Lippen und der ruhigen Selbstbeherrschung in seiner ganzen Haltung, hatte wohl alle Frauenherzen ihm zugeneigt. Prokesch, der ihn selbst „hinreißend“ fand, überliefert uns, daß der Herzog „streng sittlich“ war. Die schönen Frauen gefielen ihm, doch habe „keine sein Herz angesprochen und auch keine seine Sinne“.

Er starb, wie Prokesch bitter urteilt, „verzehrt durch den Kummer über die Lage und über die Untätigkeit seiner edelsten Kräfte“, als ein Opfer der Metternichschen Politik.



Das Sterbezimmer des Herzogs von Reichstadt in Schloß Schönbrunn (Napoleonzimmer)

Staberl auf Reisen

Novelle von Horst Wolfram Geißler

Es war ein trüber, sehr warmer Mainachmittag, so weich und erwartungsvoll, daß es schien, als ob die Stadt München sich in dem grauen Lichte dehnte wie ein junges Mädchen in der Lauheit eines Bades. Wollte es regnen? Oder wollte der Föhn die Wolkendecke wegrollen und große Klarheit über das Land ausgießen?

Der Privatier Florian Staberl, der im Café Stubenvoll seinen Haferltarock beendet hatte, knöpfte seinen braunen Frack zu, ließ sich Zylinder und Stock geben und trat in die milde, schwüle Luft hinaus. Es schlug gerade sechs Uhr. Was tut ein angesehener Bürger, der im Ruhestand lebt, an einem solchen sonderbar süßen Tage, zumal wenn seine Frau verreist ist? Es gibt Augenblicke, in denen auch ein Privatier an jener Unruhe des Herzens leidet, die im allgemeinen als Vorrecht der Jugend gilt. Zumal wenn der Mai wie ein beklemmend sanfter Strom durch die Gassen schmeichelt und schon ein unsicheres Zwielicht alle Katzen grau macht. Was tut ein Bürger in diesem Falle?

Er tut nichts. Denn er denkt daran, was er sich und seinem Ansehen schuldig ist, und daß, wenn er wirklich etwas täte, seine Frau es bei ihrer Rückkehr ja doch erfahren würde — und dann — — In diesem Punkte war mit Frau Poldi Staberl, geborener Karaunzer aus Wien, nicht zu spaßen, ungeachtet ihrer sonstigen vortrefflichen Eigenschaften.

Sehr nachdenklich betrat Florian sein Haus, begab sich in das Wohnzimmer und ging dort auf und ab. Gelegentlich warf er einen Blick auf die Straße, obgleich er niemand erwartete. — Warum mußte die Poldi auch gerade jetzt nach Wien fahren, um die Verwandtschaft zu besuchen? Herr Staberl fühlte sich in der sinkenden Dämmerung sehr allein . . .

Früher, so vor fünfundzwanzig Jahren, war man unternehmender gewesen! Herr Staberl benützte das geisterhafte Dämmerlicht, um sich geschwind ein wenig zurückzuträumen. Zum Beispiel hatte es da jemand gegeben, der Marianne hieß und beinahe Frau Staberl geworden wäre. Florian beschleunigte das Tempo seines Hin- und Hergehens und lächelte erinnerungsvoll.

„Staberl, Staberl!" sagte eine scharfe Stimme im Zimmereck, und er fuhr ganz erschrocken zusammen. Aber es war nicht der von Wien ängstlich herbeigeeilte Geist seiner Frau, sondern nur der Papagei gewesen, der diese mahnenden Worte gesprochen hatte. Der Privatier suchte seinen Gedankenfaden wieder aufzunehmen. Leider hatte das Mariandl damals von ihrer Tante ein Ladengeschäft in Salzburg geerbt und war ihm aus den Augen verschwunden; denn mit dem Briefschreiben hatte sie's nicht.

„Staberl, Staberl!" krächzte der Papagei.

„Damisches Viech, damisches!" sagte Herr Florian erbost und deckte den Käfig zu. Dann ging er an den Sekretär, sperrte ihn auf und nahm aus einem geheimen Schubfach ein Bündelchen Papiere. Dabei war ein Schattenriß von der Marianne. Staberl trat ans Fenster und betrachtete ihn. Grad als wär' es gestern gewesen, so erinnerte er sich an sie. Da war die kleine, zierliche Nase, da schienen die Lippen sich zum Sprechen zu öffnen . . . „Ha!" sagte Staberl. Denn ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf, und das war ohnehin ein bemerkenswertes Ereignis, da seine Gedanken im allgemeinen nicht zu schießen pflegten. Er tat das Bild weg und begann im Kalender zu blättern.

Eine Viertelstunde später schrieb er an Frau Poldi nach Wien:

München, den 15. Mai 1821.

„Meine Liebe Poldi!

Kaum noch bin ich nach Hause zurückgekehrt, alß ich es vor Sehnsucht nach Deiner Gesellschaft nimmer außhalten mögte. Allein der Gedanke gibt mir einigen Trost, das es nimmer lang ansteht, biß Du kommst. Und weil Du Mich wissen gelassen, das Du am 21. cr. mit der ordinari Mittags Post Wien verlässest, so fiel mir bey, Dir ein weng entgegenzufahren, etwa biß Salzburg. Woselbst ich demnach am 25. gegen Mittag ein Paar Stund vor Dir einzutreffen hoffe, um Dich im Gasthauß zum Schiffer in meyne Arme zu schließen . . ."

Herr Staberl schrieb noch bedeutend mehr, aber alles Weitere war eigentlich nur eine Erklärung für seinen Entschluß, dessen Ungewöhnlichkeit er teils mit einem Übermaß an Sehnsucht, teils mit noch fadenscheinigeren Gründen zu erklären suchte.

Damit wäre eigentlich die Tagesarbeit des Herrn Florian beendet gewesen. Heute jedoch war sie es nicht. Denn sein Herz

blieb in einer unziemlichen Erregung, die nicht nur dem Reisefieber zugeschrieben werden mußte. Er plante nämlich nichts Geringeres, als zwei Tage vor dem 25. in Salzburg einzutreffen . . . vielleicht glückte es ihm, dort alte Bekannte zu finden und mit ihnen ein gerührtes Wiedersehen zu feiern, von dem Frau Poldi nicht unbedingt erfahren mußte . . .

Welche Aussichten! Welche Wagnisse! Welche unerhörte Abwechslung in dem Leben eines Privatiers! Florian Staberl entschlummerte spät, mit einem Lächeln auf den Lippen und mit dem Bewußtsein, daß er noch immer ein verfluchter Kerl sei.

*

Als am Vormittag des 21. Mai die Fürstlich Thurn und Taxissche Postkutsche zum Isartor hinausrumpelte, saßen darin vier Passagiere, deren wichtigster und aufgeregtester zweifellos Herr Florian Staberl war. Den Platz neben ihm nahm ein karierter Herr ein, der kein Wort sprach, dafür aber um so häufiger ein Monokel ins Auge klemmte, welches (das Monokel, nicht das Auge) an einem breiten schwarzen Bande hing; aus der Schweigsamkeit, der Kariertheit und dem Glasscherben schloß Herr Staberl, daß es sich um einen Lord handeln müsse. Auf den Rückplätzen saßen erstens ein ungemein liebenswürdiges Mädchen und zweitens ein junger Mann, der eine Schildmütze und einen braunsamtenen Rock trug und ein sehr sanftes, schwärmerisches Wesen zu haben schien.

Dies alles erfaßte Staberl in wenigen Sekunden mit dem geübten Blicke des Weltklugen. Da er jedoch nicht die Absicht hatte, sich mit der Rolle des stummen Beobachters zu begnügen, so nahm er die erste Gelegenheit wahr, da man gerade über die Isarbrücke fuhr, deutete auf den Fluß hinunter und sagte zu dem Lord: „Die Isar!“

Seine Herrlichkeit befestigte das Monokel im Auge, schaute hinaus und sagte: „Bjuhtiful indihd!“, worauf Staberl verlegen schwieg. Da er sah, daß er sich mit dieser Unterhaltung in ein zu großes Wagnis eingelassen hatte, wandte er sich lieber an den Flausröckigen und sprach: „A feines G'wand ham S' da, Herr Nachbar! Dös is g'wiß die letzte Pariser Mode?“

Kaum aber hörte jener das Wort ‚Paris‘, so rief er mit edler Wallung: „Sollte man's glauben, verehrtester Herr, daß es noch Leute gibt, die sich mit welscher Geckerei zieren? Als ob nicht erst neuerdings die teutschen Ideale der Tugend —“

Staberl blickte erstaunt auf; der junge Mann erhitzte sich in preußischer Mundart, die Herrn Florian ohnehin in der Seele zuwider war. Erst ein Lord, dann ein Preuße — war denn die ganze Postkutsche voll Ausländer? Unwillkürlich sah er zum Fenster hinaus, um sich zu überzeugen, daß man eben den Haidhausener Berg hinauffuhr, also noch in Bayern war.

„Ah!“ fragte er dann verständnisvoll, „mir scheint, Sö san a Student oder gar a Turner?“

„Nein, nein, keineswegs!“ erwiderte der andere schnell, „ich bin Buchhändler, mein Name ist Nippeldey, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, Friedrich Wilhelm Nippeldey aus Teltow.“ Dabei zog er einen Reisepaß aus der Tasche und hielt ihn Herrn Florian hin.

„Ich glaub's auch so!“ meinte Staberl abwehrend; er fand diese Art, sich gleich mit dem polizeilich bestätigten Paß auszuweisen, echt preußisch.

„Kein Student, und Turner erst recht nicht!“ fuhr Herr Friedrich Wilhelm Nippeldey fort und entflammte sich wieder, „wohl aber ein Sohn meiner Zeit, die den Begriff der Tugend, der Sittlichkeit und des großen Vaterlandes über alles stellt, selbst auf die Gefahr hin, daß dabei Throne splittern! Haben wir nicht bei Leipzig unser Blut verspritzt, um Europa von der Tyrannei zu befreien und Teutschland zu einigen? Was denken Sie von der republikanischen Staatsform?“

„Republik? Net übel. Aber ob unser boarischer Kini damit einverstanden is —“

„Einverstanden oder nicht — die Würde des Volkes verlangt es!“

„So?“ fragte Staberl, der noch immer nicht wußte, ob er diesen gefährlichen Gedanken zustimmen oder sie empört zurückweisen solle. „Und deszweng reisen Sie umeinander — so um Unterschriften zu sammeln, ha?“

„Ich?“ sagte Herr Nippeldey erschrocken und kroch augenblicklich in seine bescheidene Haltung zurück. „Bewahre! Was ich Ihnen da vorgetragen habe, ist lediglich die Meinung einer Partei, der ich nicht einmal angehöre, weder heimlich noch öffentlich. Mir scheint, ich habe mich zu unvorsichtigen Äußerungen hinreißen lassen, die mißverstanden werden könnten. Behüte Gott, daß man mich etwa für einen Revolutionär oder gar für einen Tugendbündler hält! Nein, ich bin ein unbedeutender Buchhändler; sehen Sie, mein Beruf bringt es eben mit sich, daß man alles Neue kennenlernt; man muß auf dem laufenden sein. — Und wohin reisen Sie denn, wenn man fragen darf?“

Herr Florian antwortete mit einem außer-

ordentlich geglückten und geheimnisvollen Lächeln: „Fragen dürfen S' schon, aber antworten tut niemand. Ich fahre in einer besonderen Mission, jawohl. Ich beabsichtige, Fäden aufzunehmen, die vor langen Jahren zerrissen sind."

„Ah —!" sagte Herr Nippeldey respektvoll, „eine besondere Mission — dann freilich!"

„Gel, da schaug'n S'!" nickte Staberl, befriedigt von dem Eindruck, den seine Worte nicht nur auf den Braunsamtenen, sondern ganz offenbar auch auf die Jungfer machten. Sie sah ihn groß an, und während sie der Unterhaltung bisher kaum zugehört hatte, begann ihre Teilnahme für die Person des Herrn Florian sichtlich zu wachsen. Er, von dieser unerwarteten Wirkung hocherfreut, zwinkerte ihr zu und beschloß, ihr sein Wohlwollen in erhöhtem Maße zuzuwenden, allerdings nur ein väterliches, denn da es sich herausstellte, daß sie in Rosenheim wohnte, so würde sie der reisenden Gemeinschaft allzubald entschwinden. Herr Staberl begann demnach, sich über ihre Familie zu erkundigen, vom Wetter und von anderen wichtigen Dingen zu reden; sie antwortete ihm, und er mußte zu seinem Erstaunen bemerken, daß die Wirkung seiner geheimen Mission offenbar immer noch anhielt! Denn wiewohl ihm durch ihren großen Reifrock die Aussicht auf den Boden der Kutsche versperrt war, spürte er deutlich ihren Fuß neben dem seinigen, und zwar bald mehr bald weniger kräftig, je nachdem die Unterhaltung Gelegenheit dazu gab. Als er jung gewesen — dachte er — wär' es keinem anständigen Frauenzimmer eingefallen, ihre Empfindungen solchergestalt auszudrücken; indessen die Zeiten hatten sich geändert, und schließlich tat es einem doch wohl, dermaßen beachtet zu werden. Das heißt: wohltun war vielleicht nicht ganz der richtige Ausdruck; denn eben am kleinen Zeh des rechten Fußes, wohin die angriffslustige Rosenheimerin mit Vorliebe trat, hatte Herr Staberl ein erwachsenes Hühnerauge, sozusagen einen Wermutstropfen in seinem Freudenbecher. Auch Liebe kann bisweilen peinlich werden, wenn sie auf die unrichtige Stelle trifft. Aber Florian verbiß seinen Schmerz im Hinblick auf die gute Sache und wurde schließlich so unternehmend, daß er es wagte, den Druck zu erwidern, was zu ganz erstaunlich leidenschaftlichen Entgegnungen führte und seine zwiespältigen Empfindungen bis an die Grenze des Erträglichen steigerte.

Im Augenblick, da dieser Gipfel der Gefühle erreicht war, sank die Postkutsche mit dem rechten Vorderrad in ein Loch auf der Straße, und Staberl trat unfreiwillig so heftig auf den geliebten Fuß, daß er eben im Begriffe war, ein entschuldigendes „Oha!" zu stottern. Aber in derselben Sekunde sagte Herr Friedrich Wilhelm Nippeldey aus Teltow „Autsch!", und der Fuß wurde endgültig zurückgezogen.

Staberl sah den Braunsamtenen scharf an. Er konnte sich des Verdachtes nicht erwehren, daß hier beiderseits ein Irrtum vorgelegen habe. Herr Nippeldey errötete sanft. Florian runzelte die Stirn und dachte Unfreundliches; sein Hühnerauge brannte plötzlich sehr, um so kühler aber wurde sein Herz.

Am späten Nachmittage kam man in Rosenheim an. Die hübsche Mamsell, welcher Florian Leidenschaften von so unerlaubter Heftigkeit angedichtet hatte, fuhr mit bis zum Gasthaus, und es zeigte sich, daß sie die Tochter des Wirtes war. Jeder erhielt sein Zimmer angewiesen, reinigte sich, und dann beschloß Herr Staberl, auf den von der Abendsonne mit Gold übersponnenen Wiesen am Ufer des Inns noch ein wenig spazieren zu gehen. Herr Nippeldey lief nebenher und befleißigte sich eines so liebenswürdigen und verständigen Benehmens, daß Florian seinen vorigen Groll vergaß und sich die Gesellschaft des temperamentvollen jungen Mannes gefallen ließ. In eifriger Unterhaltung wandelten sie am Flusse dahin und kehrten erst in der Dämmerung in das Wirtshaus zurück.

Der Engländer schien es für selbstverständlich zu halten, daß er sich mit ihnen an den gleichen Tisch setzte. Mehrmals versuchte Florian, einige höfliche Beziehungen zu Seiner Herrlichkeit anzuknüpfen, aber die Mühe blieb stets vergeblich. Desto angeregter wurde das Gespräch mit Herrn Nippeldey, dessen politische Zukunftspläne ihren Eindruck auf ihn nicht verfehlt hatten, und schließlich begeisterte er sich an dem Gedanken einer Republik dermaßen, daß der Wirt es vorzog, sein ständiges Verlangen nach Volkssouveränität und einer frischen Maß Bier zu überhören, und endlich die Lichter ausblies.

„Gehen wir, gehen wir, bester Herr Staberl!" sagte Nippeldey, „heut abend wird eine Staatsumwälzung selbst Ihnen nicht mehr gelingen. Mir scheint, die Fürstenherrschaft steht einstweilen auf festeren Füßen als Sie. Und reden Sie doch bitte nicht so laut!"

Er schob ihn sanft in den Hausflur hinaus. Dort wartete die Wirtstochter mit einer brennenden Kerze auf die drei Gäste und geleitete sie über die Stiege nach ihren

Zimmern, die im ersten Stockwerke nebeneinander lagen.

Nicht ohne Mühe entledigte sich Florian seiner Kleider. Er sah noch, wie der aufgehende Mond sein Licht durch die Nelkenstöcke am Fenster rieseln ließ, legte sich ins Bett und tat einen tiefen Seufzer: für heute hatte er der Menschheit nichts mehr mitzuteilen.

Staberl schlief ein.

Aber weiß Gott, woran es lag: er wurde von schlechten Träumen geplagt. Das liebliche Mädchen aus der Postkutsche verwandelte sich in einen Elefanten, der ihm nicht nur auf dem Fuße, sondern geradezu auf der Brust herumtrampelte; im Hintergrunde hörte er ein ganz außergewöhnliches Geräusch und plötzlich stand Friedrich Wilhelm Nippeldey neben ihm und flüsterte ihm zu: dies seien die splitternden Throne, und niemand anders trage daran die Schuld als der berüchtigte Barrikadenreisende Florian Staberl, vormals Privatier in München. Herr Staberl begriff, was er angerichtet hatte! Im gleichen Augenblicke sah er, und die Haare stiegen ihm zu Berge, den Geist des Königs von Bayern in einem langen weißen Sterbehemd vor seinem Bette stehen und —

„Hilfe!" schrie der zu Tode geängstigte Staatsbürger Florian, öffnete die Augen und richtete sich in seinem Bette auf.

Aber unheimlich genug, das weiße Gespenst verschwand nicht! Vielmehr sagte es, und zwar mit der Stimme des Herrn Nippeldey: „Entschuldigen Sie tausendmal, liebwerter Herr Nachbar, daß ich Sie aufgeweckt habe! Ein kleines Versehen — Ich wollte nämlich — oder vielmehr, ich mußte — es kommt wohl von dem vielen Bier — und da habe ich auf dem Rückwege die Türen verwechselt . . . Wenn Sie nur die Güte haben wollten, mir Ihre Kerze zu leihen, damit ich im Dunkeln nicht wieder hinfalle . . .?"

Staberl begriff. Er war recht ungehalten über diese Störung seiner Nachtruhe; anderseits aber hatte Herr Nippeldey Gott sei Dank den Geist des Königs von Bayern verscheucht — und so erhob sich Florian ohne besondere Vorwürfe, zündete das Licht an und geleitete den Apostel der Freiheit und der Tugend wortlos bis zu dessen Stubentür.

Aber plötzlich verspürte er ein heftiges Anlehnungsbedürfnis, dem er jedoch nicht nachgeben durfte, weil sich um den schwankenden Lichtkreis der Kerze die Wände und Türen in fürchterlichem Wirbel zu drehen begannen. „Oha, oha!" sagte Staberl erschrocken und suchte allen Zusammenstößen auszuweichen. Es kam jedoch eine Tür hergesaust und prallte so wuchtig gegen ihn, daß sie aufsprang und er, während die Kerze verlosch, in das dahinterliegende Zimmer und auf ein Bett geschleudert wurde.

Eine weibliche Stimme, die er zu kennen glaubte, rief leise und mit sehr mäßiger Empörung: „Aber Herr Nippeldey, schämen S' Eahna denn gar net . . .?"

Dieser Nippeldey! Dieser Tugendbündler!

„Da legst di nieder!" sagte Staberl; er hatte es eigentlich nur denken wollen, aber in seinem Erstaunen sprach er die Worte laut heraus. Die Wirkung war ziemlich verblüffend.

Die weibliche Stimme stieß einen Schrei aus: „Hilfe! Einbrecher!"

Staberl sprang aus dem Bett und wollte fliehen. Da erschienen an der Türe Herr Nippeldey und der Wirt, beide mit brennenden Kerzen und erschreckten Gesichtern, und zerrten ihn unter unhöflichen Ausdrücken in sein eigenes, sein wirklich eigenes Zimmer.

„So an ausgeschamter Bazi, so an ausgeschamter!" sagte der Wirt. „Wüstling!" sagte Friedrich Wilhelm Nippeldey aus der Tiefe seines idealistischen Herzens heraus.

Staberl weinte fast vor Aufregung und im Gefühle des unerhörtesten Mißverstandenseins. „Meine Herren —" begann er und reckte beschwörend die Arme hoch.

Aber Nippeldey wandte sich auf der Schwelle um, leuchtete dem Unglücklichen noch einmal ins Gesicht und nickte stumm.

Florian, von der Wucht dieses Blickes niedergeschmettert, kroch wortlos in sein Bett.

*

Am liebsten wäre er am folgenden Morgen überhaupt nicht aufgestanden. Als er aber doch endlich in die Gaststube trat, kam ihm der Wirt recht freundlich lächelnd entgegen und fragte: „No, hamm S' es ausgeschlafen, das Räuscherl?"

„Glauben Sie mir —" beteuerte Staberl.

„Ja, ja," sagte jener mit mildem Nicken, „wer das Biertrinken net versteht, soll's halt lassen."

Auch das noch! Staberl fühlte seine heiligsten Güter angetastet. Aber er hätte nicht mehr genug Tatkraft, einen flammenden Protest zu erheben. Trostlos blickte er umher und fragte ablenkend: „Ist Herr Nippeldey noch nicht da?"

„Der Herr Nippeldey ist bereits vor drei Stunden weggegangen. Er hat sich überlegt, daß er den Schliersee besichtigen will. Den sehgn S' nimmer — san S' froh . . .!"

Staberl fühlte sich in der Tat wesentlich erleichtert und sandte dem Flausröckigen dankbare Wünsche nach. Er begrüßte den Lord mit einer Verbeugung, bezahlte, was er schuldig war, und kletterte sodann mit dem schweigsamen Genossen in die Postkutsche, in der bereits zwei neue Fahrgäste die Rückplätze eingenommen hatten. Sie erregten sein höchstes Interesse.

Der Mann trug einen erbsgelben Mantel und einen ins Kolossalische geschweiften Zylinderhut über dem feisten und roten Gesicht, das in besondere und wahrhaft bedeutende Falten gelegt war und in dem ein Paar helle, schlaue Augen saßen. Ebenso stattlich erschien die Frau; über Brust und Schultern trug sie ein himmelblaues Spitzentuch, der Rest bestand in einem ungeheuren Reifrock, auf dessen weißem Grunde zahllose Vergißmeinnichtsträußchen verteilt waren.

Der ins Kolossalische geschweifte Herr räusperte sich und sprach mit einer Stimme, deren gebändigtes Dröhnen aus den Tiefen einer großen Seele zu kommen schien: „Verdammtes Nest! Mir das! Aber ich werde keinen Finger mehr für sie rühren, und wenn sie auf den Knien vor mir im Staube rutschen! — Hast du etwas zu essen, Seraphine?“

„Leider nein, mein Karl!“ erwiderte seine Ehehälfte, sofern bei einer so abgerundeten Persönlichkeit überhaupt von Hälfte geredet werden kann. „Ich habe nichts gekauft. Sollte ich denn diesen Böotiern etwas zu verdienen geben?“

Staberl war angesichts dieses Pathos und der gepflegten Aussprache förmlich zusammengeschrumpft. Beinahe schüchtern machte er eine Bewegung und sagte: „Wenn ich den Herrschaften vielleicht dienen könnt'?“

Der andere warf ihm einen prüfenden Blick zu, erhellte sein Gesicht mit unbeschreiblich gütiger Herablassung, ergriff das Paket, das Florian ihm reichte, und rief: „Zu freundlich, mein Herr — aber niemals, nein, niemals würde ich es mit meinem Gewissen vereinbaren können, Sie Ihres Imbisses zu berauben! Nicht wahr, Seraphine? — Sind es etwa belegte Brote? — Also dann in Gottes Namen! — Aber bevor ich Ihre Gastfreundschaft annehme, mein Herr —“ und dabei verschlang er eine Semmel mit unglaublicher Geschwindigkeit, „fühl' ich mich verpflichtet, mein Inkognito zu lüften. Hören Sie denn: ich bin —“ die zweite Semmel verschwand — „ich bin Karl Neuhof, und dies ist meine Gattin. Was sagen Sie nun?“

Staberl sagte gar nichts. Warum sollte der andere nicht Karl Neuhof heißen?

Der Nachbar zog die Brauen hoch, verschlang die dritte Semmel und fragte, als ob er seinen Sinnen nicht traue: „Sollten Sie, mein Wertester, wirklich den ehemaligen Herzoglich Gothaischen Hofschauspieler Karl Neuhof und seine Gemahlin nicht kennen? Nein, ich kann's nicht glauben! Sie scherzen, nicht wahr? Ein geradezu klassischer Witz!“

Florian meinte unsicher, es sei schon möglich, daß er den Namen irgend einmal gehört habe . . .

„Dacht' ich mir's doch!“ sagte der Schauspieler, „wiewohl Sie, wenn Sie nur meinen Namen gehört haben, eigentlich gar nichts gehört haben — nicht wahr, Seraphine? Was ist ein Name, Liebwertester? Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsluft! Mich müßten Sie gehört haben! — Iß, Seraphine, wir müssen uns der Kunst erhalten.“

Florian saß, geblendet von soviel irdischer Größe, regungslos da und starrte den Zeitgenossen an. „Man möcht's nicht glauben . . .!“ sagte er schließlich, und es blieb unklar, ob er damit die Berühmtheit des Herrn Neuhof meinte oder die Geschwindigkeit, mit der sein Frühstück abhanden gekommen war. „Man möcht's nicht glauben. Haben Sie in Rosenheim —“

„Rosenheim!“ unterbrach ihn der edle Karl mit rollenden Augen und zog schmerzlich die Luft durch die Zähne. „Nennen Sie mir diesen Namen nicht mehr! Gestern wollt' ich mit meiner Frau — die übrigen Rollen hatten wir gestrichen — den Rosenheimern die ‚Räuber' vorführen. Ha, selbst Räuber! Die Leute verstehen nichts von wahrer Kunst — ich schüttle den Staub dieser Stadt von meinen Füßen. Wir begeben uns jetzt nach Traunstein. Ja, es ist nicht immer leicht, Kulturpionier zu sein, aber man hat seine Ideale!“

‚Jessas, Jessas!‘ dachte Staberl. ‚Er auch!‘ Das Wort Ideale machte ihn nicht glücklich. Er dachte an Herrn Nippeldey und an die Ereignisse der vergangenen Nacht. Er dachte daran, daß auch Herr Nippeldey sich mit sehr schönen Reden und überdies mit einem polizeilich beglaubigten Passe ausgewiesen hatte. Unwillkürlich griff er nach seiner Brusttasche, in der sein eigener Paß stecken mußte — und erbleichte.

„Vermissen Sie etwas?“ fragte Herr Neuhof.

Staberl antwortete nicht. Er riß seinen Mantel auf und fingerte seine Taschen ab. Er leerte sie aus, er stülpte sie um. Alles, was ein Staatsbürger und Privatier bei sich zu tragen pflegt, kam zum Vorschein — nur der Reisepaß nicht. Und plötzlich zuckte

durch Florians bisher so arglos-dumpfes Bewußtsein ein fürchterlicher Erkenntnisstrahl: Nippeldey!

Deshalb also war dieser Schurke mitten in der Nacht an seinem Bett erschienen! Deshalb hatte er es so eilig gehabt, sich auszuweisen! Ein verfolgter Demagog, ein Tugendbündler, ein staatsgefährlicher Mensch, der mit einem höchstwahrscheinlich gefälschten Passe gereist war und die erste Gelegenheit benützt hatte, einen anderen zu stehlen, durch den er sich nötigenfalls in einen unverdächtigen Privatier aus München verwandeln konnte!

„Fehlt Ihnen etwas?“ fragte jetzt auch Frau Seraphine teilnehmend.

„Mir? Nein!“ antwortete Staberl und riß sich zusammen. Unter keinen Umständen wollte er zugeben, wie bös er hineingelegt worden war. Dieser Nippeldey! Staberl fühlte, wie ihm die Galle ins Blut trat und seinen ganzen inneren Menschen zu vergiften drohte. Aber er beherrschte sich und behielt seine Empfindungen in der aufgewühlten Tiefe seines Busens.

Gleichsam als Linderungsmittel der freundlichen Natur wurde die bisher zwar angenehme, aber sonst ziemlich einförmige Gegend immer romantischer. Ein hügeliges Gelände, geschmückt mit den grünen und braunen Wellenstreifen der Felder und mit goldenen Buchenwäldchen, breitete sich zu beiden Seiten der Straße. Hier und da schimmerte auf den flachen Kuppen ein weißes Kirchlein, und schon hoben sich, noch in blauer Ferne hinter den Hügeln, die grotesken Gipfel der Kampenwand. Mählich wurden die Wälder größer und dichter, die Täler tiefer, die Straße begann sich steiler bergauf und bergab zu winden. Alle Farben erschienen klarer und lebhafter, und der Himmel bekam jene leuchtende Durchsichtigkeit, die er über dem Gebirg zu haben pflegt.

Endlich hatte die Kutsche eine gewisse Höhe erklommen. Unvermutet trat der Wald zurück, und zu den Füßen einer Hügelreihe, deren grüne Matten sanftgeschwungen abwärts flossen, öffnete sich unabsehbar weit, strahlend im Schimmer des Mittags, der Chiemsee!

„Bjuhtiful indihd!“ sagte der Engländer — das erste Wort, das er seit dem Aufbruch aus Rosenheim hören ließ.

Nahe dem Seeufer fuhren sie dahin, die drei grünen Inseln, die Wasserfläche, das bereits prachtvoll aufragende Gebirg vor Augen. In Prien erwartete sie ein angenehmes Mittagessen unter duftenden Linden, und Staberl, der infolge des Neuhofschen Appetites seit dem frühen Morgen nichts zu sich genommen hatte, fühlte wieder eine mildere Stimmung in seinem Herzen aufsteigen.

Nach dem Essen brachen sie sogleich wieder auf. Sehr bald verließ die Straße das Ufer, der Weg wurde entsetzlich schlecht. Florian, der seit der Abreise aus München kaum ein Auge zugetan hatte, versuchte zu schlafen; aber stets, wenn es ihm eben gelingen wollte, schüttelte ihn die boshafte Postkutsche von der Schwelle des Traumreiches zurück. Den Rest des Nachmittags verharrte er in stummer Teilnahmlosigkeit.

Je mehr man sich aber Traunstein näherte, desto stärker wurden seine Hoffnungen auf ein gutes Bett und eine ruhige Nacht, die ihm Entschädigung für alle erlittene Unbill und Mühsal bringen sollten. Beinahe mütterlich schaute endlich das alte Gasthaus „Zur Post“ aus blanken Fenstern auf den erlösten Florian herab. Er verspürte weder Hunger noch Durst. ‚Nichts als schlafen!‘ dachte er und zog sich in sein Zimmer zurück, nachdem er Weisung gegeben hatte, ihn zur Abendbrotzeit zu wecken oder wenigstens den Versuch dazu zu machen.

Mit der müden Behaglichkeit eines Mannes, der sein Schifflein aus dem stürmischen Meer in den sicheren Hafen gerettet hat, verstaute er seinen Waschsack in einer Ecke, zog Rock und Weste aus, knüpfte die Halsbinde ab, wusch sich ein wenig und wollte eben durch mehrere schräge Abendsonnenstrahlen hindurch auf das einladende Bett sinken, als es an der Türe klopfte.

Florian stellte sich tot. Er streckte sich ganz leise aus und schwieg. Aber man klopfte zum zweiten und dritten Male, immer heftiger und dringlicher, und so entschloß er sich mit einem Seufzer zu öffnen.

In der Tür erschien Neuhof und ließ mit einer tiefen Verbeugung einen Mann eintreten, der ein unverkennbar amtliches Aussehen hatte. Florian dachte daran, daß er keinen Paß mehr besaß, und es wurde ihm schwül zumute. Aber Neuhof sagte: „Nur herein, Herr Bürgermeister, nur herein! Dieser Herr hier —“ dabei wies er auf Staberl, „wird Ihnen sagen, wer ich bin und was Europa von mir denkt.“ Zu dem erstaunten Florian gewandt erklärte er: „Als Gönner und Mitglied meines Unternehmens werden Sie dem Herrn Bürgermeister gewiß Auskunft geben, nicht wahr?“ Dabei erhielt Staberl einen so erheblichen Rippenstoß, daß er, um weitere zu vermeiden, gehorsam nickte.

„So?“ fragte der Bürgermeister. „Tean Sö aa mit bei dera Kumedi?“

„Eine meiner geschätztesten Kräfte!“ antwortete Herr Neuhof. „Er legt Ihnen den alten Moor hin, daß das ganze Theater in Rührung zerfließt. Behörden haben natürlich freien Eintritt. Der Herr ist ein persönlicher Freund des Königs von Bayern, und wenn —“

„Also dann,“ sagte der Bürgermeister, „von mir aus! Er hot a ganz a zünftigs G'schau. Wann geht s' nacha o', dö Kumedi?“

„Um acht Uhr, pünktlich um acht Uhr!“ beteuerte Herr Neuhof, überquellend von Dankbarkeit. Das behördliche Oberhaupt entfernte sich, der Schauspieler wollte ihm folgen, Staberl jedoch legte ihm schwer die Hand auf die Schulter. „Was fallt Ihnen denn ein?“ fragte er stirnrunzelnd. „I soll an Schauspieler machen? Daß i net lach'! Naa, mei Liaba, dadraus werd nix!“ Und sehr offiziell: „Mein Herr! Wie kommen Sie überhaupts dazu, mich in diese ganze G'schicht' hineinzumengen, ha?“

Neuhof schloß die Türe und fuchtelte aufgeregt mit den Händen. „Was blieb mir denn weiter übrig? Dieser Ochse hätte womöglich die ganze Vorstellung verboten! Um Himmels willen, liebster, bester Herr Staberl, stellen Sie mich nicht als Schwindler hin — meine Existenz hängt davon ab, ob ich hier auftreten darf oder nicht —“

Staberl schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Sehen Sie — ich wußt' es ja! Sie werden mich nicht im Stiche lassen, nicht wahr? Zudem ist die Geschichte jetzt schon so weit gediehen, daß wir dem Bürgermeister geradezu verdächtig — jawohl, verdächtig! — vorkommen würden, wenn wir nicht spielten.“

Staberl zuckte bei dem Worte ‚verdächtig' zusammen; wenn man etwa die Pässe verlangte — er sah sich zwischen den beiden scheußlich aufgerissenen Rachen der Scylla und der Charybdis, und fragte zögernd: „Angenommen, ich tät' mit . . .“

„Edler Mann!“ rief der Schauspieler und umarmte ihn, „Sie befreien mich da aus einer entsetzlichen Klemme. Hören Sie also: Schon wird in der Gaststube unter Leitung meiner Frau die Bühne aufgeschlagen — wir werden die ‚Räuber' zur Aufführung bringen — — kennen Sie das Stück?“

„Naa!“ sagte Staberl, verwundert über diese Zumutung.

„Macht nichts. Sie spielen den alten Grafen von Moor, das ist furchtbar einfach, denn Sie sitzen lediglich auf einem Stuhl, und es ist Ihnen schlecht. Zu reden brauchen Sie nichts, das besorge ich schon. Verstehen Sie? Was ich auch sage oder frage — antworten Sie um Gottes willen nicht!“

Florian nickte mechanisch und willenlos. Die Wucht dieser unglaublichen Ereignisse ließ ihn verstummen.

„Hier haben Sie den Text — alles, was Sie zu sagen hätten, übernehme natürlich ich — ich spiele den Franz — — und jetzt entschuldigen Sie mich — ich muß die Vorstellung noch ausrufen lassen — Zettel verteilen — Karten verkaufen — in einer Stunde hol' ich Sie ab — —“ Er flog davon.

Staberl wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn und stöhnte. Dann rückte er einen Stuhl ans Fenster, setzte sich in das Abendsonnenlicht und begann die erste Szene der ‚Räuber' zu lesen. Die Worte sagten ihm nicht viel, aber er bekam doch den Eindruck, daß es sich hier um eine ganz gräßliche Geschichte handeln müsse.

Noch ehe er sich dessen versah, sauste Neuhof wieder in das Zimmer, rief „Ausverkauft!“ stülpte dem verdutzten Florian eine zerzauste weiße Perücke auf den Kopf, warf ihm einen weiten schwarzen Radmantel um und schleppte ihn hinunter.

„Aber — —“ stotterte Florian.

„Kein Aber! Nur Mut!“

Neben dem Schanktisch waren ein paar Bierbanzen aufgestellt, darüber ein paar Bretter gelegt, ein notdürftiger Vorhang — durch die rückwärtige Tür schob Neuhof den zitternden Staberl auf diese Bühne, drückte ihn in einen Großvaterstuhl und ordnete den Radmantel in malerische Falten. Seraphine, als Amalia aufgedonnert, stand im Eck und hielt in der einen Hand eine Klingel, in der anderen das Schnürl, mit dem sie den Vorhang aufzuziehen hatte.

Staberl bekam das Zähneklappern, dies alles erschien wie ein quälender Traum. „Um Godswuin — wie hamm denn Sie Eahna zamm g'richt'?“ wisperte er Neuhof zu, der sich als Franz eine wahrhaft diabolische Maske angeschminkt hatte.

„Still!“ bedeutete ihn jener mit einer gebieterischen Handbewegung.

Denn schon teilte sich, kreischend und ruckweis, der Vorhang.

Staberl sah in die überfüllte Wirtsstube hinaus. In der weihevollen Dämmerung aus Tabaksqualm konnte er hundert, nein tausend, nein zehntausend eirunde Gesichter unterscheiden, die ihn erwartungsvoll anstarrten. ‚Jessas, Jessas — —' dachte er. Da trat Franz hinter seinen Stuhl und fragte mit teuflischer Heuchelei: „Aber ist Euch auch wohl, Vater? Ihr seht so blaß. — Die Post ist angekommen — ein Brief von unserem Korrespondenten in Leipzig — Nachrichten von Eurem Sohn Karl —“

Und dann seifte der Schurke Franz seinen unglücklichen Vater nach allen Regeln der Hölle ein. Neuhof flocht die Antworten, die eigentlich Staberl zu geben hatte, ohne Mühe in seinen Text. Er sprach wunderschön, verzerrte das Gesicht in der boshaftesten und greulichsten Weise, unterstrich wichtige Stellen, indem er mit den Händen gehörig durch die Luft sägte, und ließ es überhaupt an nichts fehlen. Das Publikum lauschte mit äußerster Spannung, und selbst für den armen, halb tot geängstigten Florian gewannen die Schillerschen Worte aus diesem Munde ein ungeahntes Leben. Er starrte den rastlos redenden Franz erstaunt an. Die Geschichte begann ihn zu interessieren. Das schien ja ein ganz elendiger Lump zu sein! Und wie er den Bruder, der wehrlos in Leipzig saß, schlechtmachte!

„Ha! mit gefalteten Händen dankt dir, o Himmel! der kalte, hölzerne, trockene Franz — daß er nicht ist wie dieser!"

Im Zuschauerraum wurde ein Maßkrug nachdrücklich zugeklappt. „Spannst es, Xaverl?" fragte eine empörte Stimme, „außadrucken mecht er eahm, der Bazi!"

„Halt! noch ein Wort, Vater! Eure Entrüstung fürchte ich, möchte Euch zu harte Worte in die Feder werfen, die ihm das Herz zerspalten würden — und dann — glaubt Ihr nicht, daß er schon das für Verzeihung nehmen würde, wenn Ihr ihn noch eines eigenhändigen Schreibens wert hieltet? Darum wird's besser sein, Ihr überlaßt das Schreiben mir. Es bräche Euch das Herz —"

„Eahm schaugt's o', den falschen Deifi!" rief jemand und schlug in den Tisch hinein, daß es krachte, „spannst es jetzt no net, Dita? Ausgschmiert werst, laß da sag'n — und net schrei'm derf a, der Hodalump, der schlecht'!"

„Ruhää!"

„Nix Ruhää! Sag'n muaß ma's eahm, dem alten Deppn — sunst g'schiecht no as greßte Unglück, werst as scho sehg'n, Burgamoasta!"

„Wollt Ihr Euch nicht zu Bette legen, Vater? Es griff Euch hart an!" sagte Franz, dieser hundsgemeine Heuchler.

Ach, hätt' er's lieber nicht gesagt! Denn nun kam das Faß zum Überlaufen: Staberl, empört von der teuflischen Intrige, der er zum Opfer fallen sollte, schüttelte energisch den Kopf! Er dachte gar nicht daran, zu Bette zu gehen.

„Bravo! Bravo!" schrie die begeisterte Menge. „Recht hast, Vaterl! Dablei'm! Spannst es scho', wo daß er naus wui, der Lausbua, der mistige!"

„Meine Herren —!" sagte Neuhof.

„Laß di nur net irr machen, Vaterl! Stier' eahm oane, bal er net stad is!"

„Ruhääa!" brüllte der Bürgermeister und sprang auf.

„Meine Herren!" rief Neuhof verzweifelt. „Der Mann muß hinaus! Das gehört zum Stück, begreifen Sie doch nur —!"

„Dablei'm soll er!" schrie das Publikum mit begeisterter Hartnäckigkeit, „jetzt grad extra soll er dablei'm! Und dös lass'n ma net zu, daß er außageht!"

„Ös Hammeln, ös gescherte!" schrie das Stadtoberhaupt seinerseits in den Tumult. „Na gehts halt selm außa, bal's enk net paßt!"

„Wos hot a g'sogt? Lass'n ma mir ins dös biet'n, Buam? Schmeißt's 'n außa, den Hundling —!"

Und krach! sauste der erste Maßkrug in die Öllampe.

Die Scherben klirrten zu Boden. Tische stürzten um. Stühle polterten. Fensterscheiben splitterten, und der erste, der zur aufkrachenden Tür hinausflog, war der Bürgermeister. In diesem Augenblick zerrte Seraphine den Vorhang zusammen und flüchtete mit den beiden Grafen Moor durch die Hintertür in den Hof.

Es war schon fast dunkel, und nur aus dem Stalle fiel ein matter Lichtschimmer auf das grobe Pflaster des Hofes.

Franz Moor zerrte sich die Perücke vom Kopf und wischte sich damit die Schminke aus dem Gesicht. „Ein fabelhafter Erfolg, wie?" sagte er, noch zitternd vor Erregung. „Hört nur, wie sie toben! Ja, das ist Schiller! Wer hätte das geahnt! Göttliche Kunst! Übrigens befindet sich die Kasse in unserer Stube unter deiner Wäsche, Seraphine!"

Staberl sah ihn sprachlos an.

Seraphine war nahe daran, die Fassung zu verlieren: „Wir werden nichts als Trümmer finden —"

„— die nicht uns gehören!" ergänzte Neuhof tröstend, „was können wir dafür, wenn die Gäste dem Wirte die Bude zerschlagen? Es war trotz alledem ein sehr großer Erfolg, Seraphine, das wollen wir nicht vergessen. — Aber nehmen Sie lieber die Perücke ab, Herr Staberl, Sie sehen aus wie der König Lear. — Übrigens glaube ich, daß die da drinnen sich mittlerweile alle gegenseitig hinausgeworfen haben ..."

Er öffnete vorsichtig die Tür und überblickte den Hausflur, an dessen anderem Ende der Weg ins Freie führte.

Die Wirtin, eine gewaltige Frau mit be-



Freundinnen. Gemälde von Prof. Rudolf Nißl

drohlich aufgestreiften Ärmeln, stand mit den staunenden Mägden vor dem Gastzimmer und leuchtete in die Verwüstung hinein. Die Familie Moor näherte sich leise, erfüllt von unsicheren Empfindungen. „Dös wann i g'wißt hätt' — net eina kemma waar'n s' ma, dö Schlawina!“ rief die Wirtin und fuchtelte mit den Fäusten.

Staberl erfaßte die Lage und wollte augenblicklich kehrtmachen. In der Eile jedoch stieß er an einen leeren Bierbanzen und erregte damit die Aufmerksamkeit der Zornigen.

„Do san s' ja!“ rief sie und rückte vor, massig und höchst furchterregend in der ungewissen Dämmerung. Ein neuer Tumult entstand, und er endete damit, daß sowohl Franz Moor als auch sein schwergeprüfter Vater durch die vordere Tür auf das Straßenpflaster hinausflogen, von zarter Hand befördert; Amalia war verschwunden.

„Eine Megäre!“ bebte Neuhof.

„Narrisches Weibsbuid, narrisches!“ rief Staberl mit erwachender Wut und wollte gerade zu einem Sturmlauf gegen das Gasthaus zur Post ansetzen, als aus einem Fenster des ersten Stockwerkes, von unmißverständlichen Worten begleitet, sein Mantel, sein Hut und sein Waschsack auf ihn heruntergeschmissen wurden. Noch ehe er sich in dem Wust zurechtgefunden hatte, fühlte er sich bereits von neuem gepackt und festgehalten. Es war ein Gendarm!

„Pascholl!“ sagte der Gendarm.

„Was soll das heißen?“ empörte sich Florian.

„Man geht!“ kommandierte der Ordnungswächter.

Wenige Minuten später knarrte das Tor des Spritzenhauses hinter Staberl und Neuhof zu. Sie saßen im Dunkeln. Kein Zweifel: die Vorstellung der ‚Räuber‘ war zu Ende.

⋆

Es ist in Traunstein niemals aufgeklärt worden, wie es möglich war, daß die beiden Verbrecher während der Nacht aus dem Spritzenhaus entweichen konnten.

Jedenfalls reiste die Frau Seraphine Neuhof am andern Morgen allein weiter, nachdem sie die Nacht im Gasthaus zur Post hatte verbringen dürfen, da sie ganz offenbar unschuldig an der Rauferei gewesen war. Außer Seraphinen, die das gesamte Gepäck der Neuhofschen „Truppe“ mit sich führte, saß im Postwagen nur ein älterer, freundlicher Herr, der sich als österreichischer Beamter zu erkennen gab und Schnabel hieß.

Der Morgen war herrlich schön. Auf einer geraden und guten Straße rollte der Postwagen durch tauglitzernde Wiesen dahin; ein leichter Frühlingswind ließ weiße Blüten auf ihn herabschneien, die Vögel sangen, und alle Welt schien fröhlich. Auch Seraphine war es, wiewohl man hätte meinen sollen, daß sie wegen des abhanden gekommenen Gatten in Verzweiflung sei. Indessen wär' es ungerecht, der wackeren Frau Herzlosigkeit vorzuwerfen —

Denn kaum hatte der Wagen ein Stündchen Weges zurückgelegt — man kam eben an einem einzelnen Landgasthause vorüber, das hinter blühenden Kastanien fast versteckt war — als sich Frau Seraphine aus dem Fenster beugte und dem Postillion zurief, er möge einen Augenblick halten.

Unter den Kastanien saßen Vater und Sohn Moor! Kaum erblickten sie den Wagen und die winkende Seraphine, als sie mit beinahe wilden Freudenbezeugungen herbeirannten, und während Florian dem Postillion seinen Maßkrug hinaufreichte, umarmte Neuhof die Gattin.

Nach wenigen Minuten setzte man die Reise gemeinsam fort.

„Gut ham S' es gemacht!“ sagte Staberl anerkennend.

„Es war ganz einfach!“ antwortete sie strahlend, „während ich noch dasaß und überlegte, wie ich euch helfen könnte, fiel mir ein, daß ich im Hausflur einen Schlüsselbund mit wenigstens zwanzig verschiedenen Schlüsseln hatte hängen sehen. Vielleicht paßte einer davon! Aus dem Hause zu kommen, war nicht schwierig, im Erdgeschoß gab es ohnehin kein ganzes Fenster mehr. Weder auf dem Hin- noch auf dem Rückweg hat mich jemand bemerkt.“

„Wenn ich denke, daß ich die ganze Nacht auf dem zusammengerollten Spritzenschlauch hätte schlafen sollen!“ sagte Neuhof mit einem dankbaren Seufzer. „Und du hast alles gerettet?“

„Alles. Nicht einmal die Rechnung hab' ich bezahlen müssen. Ich tat der streitbaren Wirtin leid.“

„A Deifi von a Wei'!“ sagte Staberl in zorniger Erinnerung.

Derweilen fuhr die Kutsche durch liebliche Wiesentäler und flache Hügel munter nach Osten. Langsam senkte sich die Straße zur Ebene der Salzach hinab und bald erschien in der Ferne, herrlich hochgebaut über den im Frühlingsglanze schimmernden Triften, die Festung Hohensalzburg, zu deren Füßen die Stadt gebettet lag.

An der Freilassinger Brücke war der Schlagbaum. Der Wagen hielt, die österreichischen Zollbeamten traten heran. Man

stieg aus und holte die mancherlei Gepäckstücke vom Kutschendach herunter. Staberl zog einen der Beamten beiseite, unterhielt sich sehr angelegentlich mit ihm, fragte ihn, wo man in Salzburg am vorteilhaftesten logieren könne, und dankte ihm für die Auskunft mit einem so gewichtigen Händedruck, daß jener vergaß, nach seinem Passe zu fragen.

Alles war nach Wunsch gegangen, und eine halbe Stunde später rollte die Post auf österreichisches Gebiet hinüber. Der Schwager blies sein lustigstes Lied, als der Wagen durch das Klausentor einfuhr in die Stadt Mozarts und des Paracelsus. Eng zwischen den zur Rechten aufstrebenden Wänden des Mönchbergs und der zur Linken graugrün dahinhüpfenden Salzach führte die Straße zu den schmalen Gassen, in denen sich die spitzgiebligen Häuser recht österreichisch-gemütlich unter dem Schutz der hohen Feste aneinanderdrängten, um gelegentlich den breiten und lichten Prunkbauten der alten Fürstbischöfe Platz zu machen.

Beim Gasthofe zum Schiffer verabschiedete sich Staberl vorläufig von seinen Mitreisenden und mietete für sich und seine zu erwartende Ehehälfte das schönste Zimmer im ersten Stock, mit der freien Aussicht auf den Dom und die Residenz. Es war kurz vor dem Mittagsläuten, und schon bimmelte das alte Glockenspiel im Türmchen sein Lied herunter, nicht schön, aber beharrlich; Staberl war davon entzückt, wie er denn jetzt, am glücklich erreichten Ziel seiner Reise, überhaupt dazu neigte, von allen Dingen begeistert zu sein.

Den Tölzer Schützenmarsch pfeifend schlenderte er dann den Flur entlang und wollte gerade die Treppe hinabsteigen, als ihm halbwegs Herr Schnabel, der freundliche Beamte, entgegenkam.

„Geln S', i hab's doch g'wißt, daß mir uns no amal sehg'n!“ sagte Florian erfreut und schüttelte ihm die Hand, „jetzt müass'n S' mir aber die Ehr' antun und mit mir essen — ich hätt' eh verschiedenes zum fragen.“

„So so . . .“ sagte Herr Schnabel mit seinem unveränderlich liebenswürdigen Lächeln, „ich weiß aber doch nicht recht — es wär' da nämlich noch eine Kleinigkeit zu erledigen . . . weil ich Sie amtlicherseits um Ihren Paß ersuchen möchte!“

„Was Paß!“ antwortete Staberl und empfand diese Frage wie einen Rußflecken, der plötzlich aus heiterem Himmel auf seine reine Seele fiel. „Schau' ich am End' aus wie ein Landstreicher?“

„Wie der Herr ausschaut, ist der Behörde gleichgültig,“ sagte der andere, „aber es wird besser sein, wir gehen erst in Ihr Zimmer — dort haben Sie ja wohl auch Ihren Paß?“

„Versteht sich!“ murmelte Staberl, „aber wissen möcht' ich —“

„Gehen wir, gehen wir!“ drängte der Österreicher.

Eine Weile suchte Florian seinen Paß, von dem er nur zu genau wußte, daß er ihn niemals finden würde. Schließlich zuckte er die Achseln und erklärte kleinlaut: er müsse das Papier verloren haben.

„Hm —!“ sagte der Beamte. Das Schweigen wurde unheilvoll.

„Da kann man halt nix machen!“ ächzte Staberl. „Daß ich's Ihnen nur gesteh': der Paß ist mir gestohlen worden — auf Ehr' und Seligkeit! — in Rosenheim.“

„Von einem sicheren Nippeldey!“

Florian riß die Augen auf.

Herr Schnabel trat auf ihn zu und blickte ihn höchst bedeutsam an: „Kennen Sie mich nicht?“

„O Herrgott!!“ Staberl fühlte seine Knie wanken. Er sank auf das Kanapee. „Der Lord! Sö san der Engländer — der Engländer — — was wollen S' nacha von mir?“

„Das werden Sie wohl selber wissen, net wahr?“ sagte der Beamte gelassen.

„Tot umfallen will i —“ beteuerte der geängstigte Staberl.

„Sie haben mit einem berüchtigten und von der preußischen Regierung verfolgten Demagogen, der unter dem Namen Nippeldey reist und mir leider entwischt ist, gegen die Sicherheit des Staates konspiriert!“

„Jessas —!“

„Sie haben stark bedrohliche Reden geführt und Umsturzideen erörtert, Sie sind für die Beseitigung der Monarchie eingetreten. Sie haben selbst angegeben, daß Sie in besonderer Mission nach Österreich kommen — ohne Paß, bitte! Sie haben sich in Freilassing der Beamtenbestechung schuldig gemacht, abgesehen davon, daß es überhaupt strafbar ist, ohne Paß die Grenze zu überschreiten.“

„Mensch!“

„Keine Beamtenbeleidigung, bitte!“ Er zog ein Papier aus der Tasche, hielt es Herrn Florian vor die entsetzten Augen: „Sie sind verhaftet!“

Eine fürchterliche Pause folgte diesen Worten. Nach den ersten Augenblicken der Betäubung überlegte der unglückliche Staberl, ob er durch das Fenster auf die Straße hinunterspringen sollte; aber was hätte ihm das genützt? An der nächsten Ecke wäre er ja doch aufgehalten worden. Nein, er mußte

sich in sein Schicksal fügen. Einen Blick warf er dem Beamten zu — einen Blick, vor dem ein gewöhnlicher Sterblicher ohne weiteres durch vier Stockwerke in den tiefsten Keller gesunken wäre.

Herr Schnabel zuckte die Achseln und bemerkte freundlich: „Schaun S', als Privatmann san Sö g'wiß ein ganz ein anständiger Herr, net wahr? Aber als Staatsbürger und Ausländer san S' halt hinreichend verdächtig, net wahr? Da kann man nix machen. Und jetzt san S' so gut und gehn S' mit mir, alles Weitere wer'n ma nacher scho' sehg'n, net wahr?"

Von zwei Soldaten begleitet mußte der arme Staberl den Steilweg zur Festung hinaufschnaufen. Es wurde ihm sauer genug, und als er dann die ungeheuerlich dicken Mauern sah, die Tore, die für die Ewigkeit gebaut waren, die vergitterten Kasematten und die Gänge, in denen unheimliche Dinge zu lauern schienen, verflog ihm das letzte Restchen Mut, das sich vielleicht noch in einem Winkel seines gebrochenen Herzens fand. Wortlos folgte er dem Schließer, der schlüsselrasselnd vor ihm herschlurfte.

Indessen schien seine Hinrichtung doch nicht unmittelbar bevorzustehen. Denn man sperrte ihn nicht in ein finsteres Kellerloch, in dem die Ratzen umherhuschten, sondern in ein zwar kleines, aber hochgelegenes Gemach, das ein ordentliches Fenster hatte. Nichts weiter war darin als ein Tisch und ein Schemel.

Staberl blieb allein und hörte, wie die Tür abgeschlossen wurde.

Er stellte seinen Zylinder auf den Tisch, warf einen anklagenden Blick zur Decke und trat ans Fenster — —

Himmel!

Niemals in seinem Privatierdasein war er so überrascht gewesen!

In schwindelnde Tiefe stürzten Mauer und Felshang hinab. Unten schmiegte sich die heitere Stadt, silberdurchbogen vom Flusse, an den Fuß des Berges. Waldige Höhen hoben sich jenseits, und dann lehnte sich in Sonnenfluten die unendliche Ebene dem Westen zu, ein glückseliges Reich des Frühlings, darin die blauen Augen der Seen glänzten und trauliche Dörfer im goldenen Nachmittage ruhten. Ja, dort unten lag das Bayerland, schön und friedlich wie ein Paradies vor dem Sündenfall, in der Ferne schon leise dunstüberschleiert, voll Ahnung des kommenden Abends. Kleine Fenster glühten warm auf, weiße Straßen zogen dahin — vielleicht nach München . . .

Florian atmete tief. Ein süßer Duft von blühenden Bäumen und Gräsern, heraufgetragen auf den Flügeln des Windes, bebte ihm entgegen.

Er wußte nicht, wie viele Stunden er da am Fenster lehnte. Er empfand nur, wie eine große Rührung in sein Gemüt einzog, und daß ihm sein abenteuerliches und verbotenes Vorhaben, um dessentwillen er diese Reise unternommen hatte, plötzlich sehr schlecht vorkam. Sanfte Reue erfüllte sein Herz, und er schwor alle Gedankensünden endgültig ab; ja, es war gewiß eine Strafe des Himmels, daß es ihm so übel ergangen war; zwar wollt' ihm scheinen, daß es etwas hart sei, so im voraus gestraft zu werden — aber es war ihm so heiligmäßig zumut, daß er jedes Gefühl der Bitterkeit sogleich verbannte. Das war Florian Staberls große Stunde. Um und um drehte er seinen inneren Menschen, betrachtete ihn genau und fand, daß da noch vieles zu bessern sei. Besonders der Poldi hatte er in Gedanken vieles abzubitten. Wenn sie nun übermorgen ankam, noch erfüllt von der Wiener Heiterkeit — und wenn sie im Gasthaus erfuhr, daß ihr Mann — — — Florian, das gibt noch eine schwere Prüfung! Aber was tat es? Wenn er nur seine Poldi wiedersah!

Staberl schaute auf das Land hinab, das sich nun schon in Dämmerung zu hüllen begann, sah die ersten Sterne zittern wie sanfte Augen, in denen Tränen der Wehmut schimmern — und auf einmal begann er still vor sich hinzuweinen, weil es ihm sehr wohltat.

Und überdem schlief er ein.

*

In der Stadt wurden die Lichter ausgelöscht, am Himmel schwangen sich langsam die Sterne rundum. Auf dem Pfade, der den Felshang hinabkletterte, sang ein wehmütig Einsamer: Zu Straßburg auf der Schanz —

Florian seufzte. Im Schlaf hörte er das klagende Lied, und gerade wollte sein banges Herz einen traurigen Traum daranknüpfen — da rasselten die Schlüssel so unheilvoll an der Tür, daß er aufwachte. Er rieb sich die Augen und schauderte: draußen sah er die Mauer des Flures, ungewiß vom Laternenlicht erhellt . . . zwei Wachtsoldaten, Gewehr bei Fuß, traten ein.

„Jeßmarandjosef!" stammelte Florian. Er war so sehr erschrocken, daß er nicht von seinem Schemel aufstehen konnte. „Ich bin unschuldig!" stöhnte er und deckte die Hand über die Augen, um das drohende Bild nicht sehen zu müssen.

„Glaublicherweise, Herr von Staberl, glaublicherweise!" sagte eine freundliche österreichische Stimme.

Florian ließ die Hand sinken. Der falsche Lord stand in der Zelle und neben ihm —

„Poldi!“ schrie Staberl und sprang auf.

„Florian!“ sagte die Poldi schluchzend.

Dann sanken sie einander in die Arme. Den Wachtsoldaten sträubten sich die Schnurrbärte vor Rührung.

Herr Schnabel räusperte sich diskret. „Sie sind frei, Herr von Staberl — Ihre werte Frau Gemahlin hat uns von Ihrer Unschuld vollkommen überzeugt. Es tut mir leid, daß ich Ihnen die Unbequemlichkeit hab' machen müssen, aber sagen S' selbst — die bedenklichen Umstände — — no ja — alsdann, bitt' schön, hätten S' noch zu zahlen drei Gulden sieben Kreuzer an Schreibgebühr.“

Frau Poldi löste sich aus der Umarmung, trat einen Schritt zurück, zupfte ihr Tuch zurecht und sagte: „Zahl's, und sei froh, daß du so billig davonkommst, alter Depp!“

Staberl horchte auf. Die Art und Weise, wie sie die Worte ‚alter Depp' sprach, schien ihm recht bedenklich.

„Weilst nur wieder da bist, Polderl!“ sprach er mit einer etwas vorsichtigen Herzlichkeit, „grad wundern muß ich mich, daß es so schnell 'gangen is . . .“

„So?“ fragte sie, „ich mein' immer, das Wundern wär' an mir . . . Du bist auch recht geschwind hergefahren aus München . . . hast es g'wiß gar nimmer aushalten können vor lauter Lieb'?“

„Stimmt!“ sagte Staberl im Bewußtsein, die reine Wahrheit zu reden.

„Wird schon stimmen, Florian!“ erwiderte sie bedeutsam, „no, und wie war's nachher mit der Mariandl? Hast es recht wohlauf gefunden, ha?“

Staberl, zur Salzsäule erstarrt, stotterte Unverständliches.

„Ich möcht' den Herrschaften schon vorschlagen —“ bemerkte Herr Schnabel freundlich und gab die Türe frei; vielleicht fürchtete er für die Sicherheit der Festung.

Poldi schwieg wie ein Nachthimmel voll Gewitterwolken, und erst als sich das Tor hinter ihnen geschlossen hatte und sie den steilen Pfad nach der Stadt hinabstiegen, fand sie ihre Sprache wieder. „Brauchst gar nix sagen, Florian!“ begann sie, wiewohl jener ohnehin nicht die mindeste Absicht gehabt hatte, etwas verlauten zu lassen, „glei wia-r-i dein' Brief kriegt hab', hab' i mir denkt, warum daß d' auf Salzburg fahrst! Und daß d' a paar Tag ehnder kimmst, dös hab' i mir aa denkt. Und daß d' a ganz an ausg'schamter Bazi bist, an ausg'schamter, dös hab' i eh scho' g'wißt!“

Staberl, als geübter Ehemann, verteidigte sich mit keiner Silbe. Er wußte, daß die Stoßkraft des Angriffs verpuffen würde, wenn sie keinen Widerstand fand. Durch diese kluge Taktik erreichte er es, daß das Schlimmste schon vorüber war, als sie im Gasthause zum Schiffer angelangten.

„Aber so san s', dö Mannsbuida, dö windigen!“ sagte Frau Poldi vergrollend, als sie die Schwelle überschritten. Dann jedoch, mit gewohnter fraulicher Fürsorge: „Magst nix essen, Florian?“

Der kluge Staberl schüttelte stumm den Kopf und flüchtete sich in Wehleidigkeit.

„Mein Gott, Florian —“ fragte die Poldi, während sie die Betten abdeckte, „du werst do net krank sein? Soll i an Fliedertee machen lassen?“

„Eingraben sollst mi lassen!“ sagte Staberl schwach, „weil i 's jetzt nimmer lang aushalt', die Ungerechtigkeit der Welt!“

„Red' koan Schmarrn!“ antwortete sie voll heimlicher Angst und half ihm wahrhaftig schon beim Ausziehen, „dös muaßt doch begreifen, daß i mir dös net biet'n lassen ko'!“

„Was denn nur?“ fragte er gekränkt, „is ja eh nix passiert, Polderl!“

Sie zog ihm die Zipfelhaube über die Ohren, strich die Kissen glatt und deckte ihn liebevoll zu. Staberl blinzelte sie an und sah, daß sie lächelte.

„I woaß scho', daß nix passiert is!“ antwortete sie mit unterdrücktem Lachen und kramte ihr Nachtgewand aus dem Koffer.

„So? Wie kannst na du dös so g'wiß wiss'n?“ fragt er.

„Weil d' Mariandl scho' vor a zehn Jahr von Salzburg wegg'heirat' hat!“

„Ah —!!“ machte er verdutzt.

„Freili!“ sagte Frau Poldi, „wannst d' amal wieder auf Traunstein fahrst, Flori — die Postwirtin, dös is d' Mariandl. Soll a recht a liebe Frau sein . . .!“

Blauer Falter. Von Hermann Hesse

Flügelt ein kleiner blauer
Falter vom Wind geweht,
Ein perlmutterner Schauer,
Glitzert, flimmert, vergeht.

So mit Augenblicksblinken,
So im Vorüberwehn
Sah ich das Glück mir winken,
Glitzern, flimmern, vergehn.

Wildschweine im Spessart

Von Hermann Horn

Eine reine Weidmannsfreude muß es für meinen Vater nicht gewesen sein, damals vor vielen Jahren, als wir in den Spessart zogen und auf der großen Jagd gleich einen Vernichtungskrieg gegen die Wildschweine führen mußten. Die richtige Freude des Jägers muß vorbereitet und verdient sein. Es ist so, daß ihm die erste im Frühjahr kommende Waldschnepfe ein wundervolles Entzücken bereitet, — und daß im Juli bei der Jagd auf den roten Bock, wenn dieselben Schnepfen, bevor sie zur zweiten Brut schreiten, gerade so falzen und über Wege und Lichtungen streichen wie im Frühjahr, ihn bloß ablenken und sein Interesse zerflattern lassen. Alles hat seine Zeit, und unser Empfindungsleben hat Kreise der Freude, die sich nicht vereinigen lassen, ja gegenseitig oft genug stören.

Mein Vater war dieser großen Jagd und seiner Jagdleidenschaft wegen nach diesem Spessarter Städtchen Lohr gekommen, und da gab es nun gleich ein großes Wehklagen der Bauern und Kleinstädter über den vielen Wildschaden. Die Sauen zu schonen war verboten. Die Regierung befahl die Vernichtung und zahlte Prämien. So mußten wir mitmachen, ob wir wollten oder nicht. Schon aus eigenem Interesse, denn wir hatten für den Wildschaden aufzukommen, und Wildschweine, sagt man, beunruhigen die Hirsche, die wir doch hochbringen wollten.

War das weidmännisch, jedes Stück niederknallen zu lassen, wann und wo es sich zeigte? Das war eher die Art von Kolonisten, die Leben und Felder gegen die Tiere der Wildnis verteidigen.

Ich habe auch noch in der Erinnerung, wie die Sackenbacher die Nächte durch die mächtig lohenden Feuer auf ihren Feldern unterhielten und zur Abwehr Schüsse krachen ließen.

Mit den beiden Jägern patrouillierte ich lauschend den Wald ab, und der von uns bestellte Gendarm mußte die Gewehre der an den Feuern versammelten Dorfbewohner untersuchen. Manche Waffen waren, um vielleicht doch irgendein Getier zu töten, mit gehacktem Blei geladen, und wir im Walde riefen zwei schwarze Kerle an, die am besten Wildwechsel hockten und dann über die Wiese im fahlen Morgenlicht davonjagten. Wahrhaftig, man hätte ihnen eine Ladung zuschicken mögen, die die Gelegenheit hatten wahrnehmen wollen, von unseren wenigen von den letzten Pächtern übriggelassenen Stücken Wild ein oder das andere zusammenzuknallen und zu stehlen.

Zwei Jäger kamen regelmäßig zu uns ins Haus und rapportierten.

Ein rotblonder, langbeiniger, mit einem gleichmäßig weiten Gang und hellblauen Augen, wie sie Jagdhunde zuweilen haben; und ein schwarzer, mit gelblichem Antlitz, voll Unruhe und Eifer, weil er ganz neu in diesem Berufe war und alles erst noch lernen mußte. Wo es ging, war ich Fünfzehnjähriger mit einem der beiden im Walde.

⋆

Mit dem langbeinigen Jagdläufer umschlug ich im tiefen Schnee die Triebe, ob Wildschweine eingewechselt wären. Ich seh' noch das verschneite Tannenbäumchen, an dem er haltmachte und sagte: „Da sind sie 'rein!" Mit mir sprach er nicht sein spessarterisches Kauderwelsch, sondern Hochdeutsch, wie er es in der Schule vom Herrn Lehrer gelernt hatte.

Ja, da sah ich auch deutlich den Abdruck der zwei vorderen Klauen, vom Jäger Schalen genannt. Spitz nach innen waren sie gebogen, die rechte etwas länger, wie man mir zeigte, als die linke und dahinter deutlich eingeprägt die zwei Afterklauen.

„Eine Rotte?" fragte ich aufgeregt.

„Drei," antwortete er, „vielleicht vier," und er zog mich weiter.

Wahrhaftig, als wir diesen Waldteil umgangen hatten, führten die Spuren nicht mehr heraus, die Sauen waren fest.

So machten wir aus, er sollte weiter „einkreisen" und ich nach dem Bahnhof laufen, wo mein Vater wartete, um je nachdem nach Schützen zu telegraphieren.

Bald sprang ich durch den tiefen Schnee den Berg hinab, und gleich auf der andern Seite wieder hinauf, so daß ich oben verschnaufen mußte.



Studie von Prof. Chr. Drahtmann

Da stand ich auf einmal im Hochwald. Die graugrünen Tannenstämme ragten schlank wie Säulen empor und trugen hoch oben ein Dach von verschneiten Zweigen. Zeitweise flog leise ein Stäubchen Schnee auf den braunen Boden von Tannennadeln herab, auf dem nur wenig Schnee lag, gerade daß man die schneidende Kälte am gefrorenen Boden erkannte.

Ich lauschte in die feierliche Stille, da blies etwas laut Wind aus Nüstern, und als ich näher schlich, prasselte es in kurzem, hartem Getrampel davon,

Einen Schatten vermeinte ich auch im dämmerigen Wald dahinhuschen zu sehen.

„Das war ein Wildschwein, das ‚geblasen' hat," sagte mein Vater zu dieser Schilderung, nachdem ich ihm atemlos den ersten Bericht gemacht und er um Schützen telegraphiert hatte.

„Ich," sagte ich dann, „muß dabei sein!" und sah ihm flehend ins Gesicht.

Er lächelte zur Antwort und sagte: „Also, den Drilling. Der wird dir, wenn du ihn nicht ordentlich einsetzst, schön an die Backe hauen."

So kam es, daß ich nachher — Hunde und Treiber hatte ich auch geholt — mit dem Gewehr über der Achsel mich den Schützen vorstellte, und es hieß: „Ah, der Herr Filius — ja grüß' Gott!"

Wer war glücklicher als ich?

Ich ging neben einem blutjungen Leutnant der nächsten Garnison, der genau so aufgeregt war wie ich und gierig meiner Erzählung folgte.

„Da, Herr Oberst," sagte er dann im Hochwald zu einem graubärtigen, älteren Herrn, „hat vorhin ein Schwein geblasen, erzählt eben der junge Horn — wir müssen die Spur hier herum finden."

Ja, da standen sie alle um die Eindrücke im spärlichen Schnee und zeigten Sachkunde. „Und Sie haben es gesehen?" fragte der Oberst. „Zum Teufel, wenn ich nur einmal ein lebendiges Wildschwein zu Gesicht bekäme. Immer hat's ein anderer geschossen, und es ist tot, wenn ich's sehe. Nie klappt's mal auch bei mir!"

Die beiden Jäger warteten schon auf uns, und der Schwarze hatte auch Sauen fest.

Der Oberst sah auch diesmal wieder kein Wildschwein, aber dem jungen Leutnant, der wie ich auf einen ganz schlechten Platz gestellt worden war, kamen alle vier. Dicht gedrängt passierten sie den Weg, und er schoß mit beiden Läufen in den Haufen. Er lachte und war plötzlich wie ich, ein Gymnasiast, als er bei meinem Kommen auf den zusammengewälzten Schnee deutete, wo ein graubrauner Klumpen lag.

„Ja, das polterte erst unheimlich im Wald," erzählte er, „und dann kamen sie lautlos über den Weg. Ich machte sofort auf das erste Dampf, aber ich muß es gefehlt haben, denn es tat gar nicht danach, aber das zweite brach im Feuer zusammen." Wohlgefällig wiederholte er bei der Zusammenkunft der Jäger mehrmals: „Es brach im Feuer zusammen."

Der alte Oberst schüttelte den Kopf und sagte: „Ja, die jungen Spritzer — kommen zum erstenmal ins Revier und haben sofort den besten Anlauf. — Na, gratuliere, mein Lieber."

Ich aber war als ein rechter Jäger der Fährte der drei andern gefolgt und hatte nach wenigen Schritten im jungen, weißen Schnee eingehüllte rote Tropfen zwischen den Eindrücken gefunden. So trat ich mit ernster Miene zwischen die Gesellschaft und sagte: „Das andere schweißt auch."

Alle kamen gelaufen und guckten sich die Tröpflein roten Blutes an.

„Der junge Horn und ich werden der Schweißfährte folgen," sagte der Leutnant aufgeregt. „Es sind ja genug Schützen für den nächsten Trieb da."

Da es nach der Erzählung kein starkes und gefährliches Schwein war, ließ uns mein Vater den Willen, und so zogen wir zwei Anfänger, die Gewehre schußbereit im Arm, neben den deutlich im Schnee abgezeichneten Spuren dahin und warteten, was sich von all dem bestätigen würde, wovon wir erzählt bekommen und gelesen hatten.

„Wenn es schwer krank ist, wird es bald zurückbleiben und sich absondern," sagte ich gewichtig, „dann haben wir's auch gleich, und ich werde Ihnen zur Dublette gratulieren dürfen."

„Nur nicht zu früh gratulieren," antwortete er. „Ah, hier ist wenigstens wieder einmal ordentlich Schweiß. Wenn ich nur die Kugel eingestellt gehabt hätte."

Plötzlich nahm er seine Patronen heraus und sah nach. „Nee," fuhr es ihm heraus. „Gott sei Dank, ich hatte Angst, ich hätte Hasenschrot erwischt gehabt."

Dann unterhielten wir uns fachgemäß, ob es Lungen-, Leber- oder Wildbretschweiß sei, was wir bald schwächer, bald stärker rot im Schnee sahen, ohne sichere Klarheit zu bekommen, bis wir durcheinander schrien: „Da, es wird kürzer — es bleibt zurück — hat sich abgesondert!" —

Nun war auch Schweiß in Menge da, führte das Tal quer hinab, und dann war nichts mehr zu sehen, auch von dem vorausgeeilten Leutnant nicht. Bis unter die Achseln war er im Schnee eingesunken, und wir hörten einen Bach murmeln.

„Puh," sagte er, „ich stehe im Wasser, und wenn es da unten angeschossen liegt und mich angreift — — —"

„Ja," sagte ich wieder schulgemäß, „ein Keiler, wenn's ist, reißt er Ihnen die Wade auf. Eine Bache aber beißt."

Sein Gesicht war etwas bänglich, nun aber sagte er entschlossen: „Ah was, nun sitz' ich mal in der Brühe, vorwärts — bei einer solchen Schweißfährte ist es nicht mehr weit!"

Da wollte ich auch nicht zurückbleiben und sprang neben ihn in das vom Schnee

überwehte Wässerlein. Schritt für Schritt pflügten wir mit unseren Körpern die Schneedecke vor uns auf.

Der Gang hatte schon seine Spannung. Entweder mußten wir plötzlich auf das weiche, tote Tier treten, oder es würde da unten zu rumpeln beginnen und unsere Beine zerfleischen. Noch immer geschah nichts dergleichen. Nur das Wasser klatschte in unseren Schuhen, denn es gab auch tiefere Stellen im steinigen Bettchen des Baches, und der Schnee füllte unsere Taschen.

Das Wildschwein selbst sahen wir unverhofft auf einem Weg liegen, über den das Rinnsal floß. Es hatte sich mit seinen letzten Kräften aus dem Schnee gearbeitet und war dann tot auf den vereisten Steinen zusammengebrochen.

„Donnerwetter, Herr Leutnant," sagte ich wie ein Alter. „Sie haben Dusel gehabt, ich gratuliere!"

Der junge Offizier hatte wieder sein Bubenlachen und meinte, eine Situation sei's doch gewesen, nie Sicherheit gehabt zu haben, ob einem nicht ein paar Gewehre die Waden aufrissen. Allerdings, das Vieh hätte ja gar keine, weil es eine Bache sei.

Jetzt krachte es in der Ferne ein-, zweimal, und nach einiger Zeit noch einmal. Zu guter Letzt hatte der Herr Oberst doch noch ein lebendiges Wildschwein gesehen, und eine alte, zaundürre Bache war seinem Schuß zum Opfer gefallen.

„Die Großmama," sagte er den ganzen Abend, hatte aber doch den Saubürzel und einen grünen Bruch auf dem Hute und war seelenvergnügt.

Das war mein erstes Erlebnis mit den Wildschweinen.

*

Das nächste war im Spätsommer.

Gegen sechs Uhr in der Frühe kam der schwarze Jagdaufseher. Schwitzend und mit allen Zeichen der Erregung wollte er den Herrn Doktor sprechen. Vier hätte er geschossen, das seien zweiunddreißig Mark Prämie für ihn, und jetzt müsse er das Fleisch heimbringen. Mein Vater war nicht da, und so schritt ich bald neben ihm und seinem klappernden Schubkarren über die Wiesen den nahen Bergen zu. „Die alte Muttersau" und vier Junge seien beieinander gewesen, erzählte er.

Ich unterdrückte meine Überlegenheit ob solch unweidmännischen Ausdruckes und meinte, es sei nicht schön gewesen, die führende Bache wegzuschießen. Er schaute mich jedoch nur erstaunt an und sagte: „Weg müssen sie eineweg. — Das Amt zahlt für die Kleinen geradesoviel wie für die Großen, und zum Essen sind sie so am allerbesten!"

Im Walde, auf den langen, geraden Wegen schwiegen wir, bis er flüsterte, jetzt kämen wir gleich hin und, vielleicht daß das Vierte auch noch zu der Alten gekommen sei, da könnte es am Ende auch noch etwas für den jungen Herrn zu schießen geben. Ich sah aufgeregt über den langen, grünbewachsenen Weg mit seinem Geleise, der zwischen niederem Buchen- und Eichendickicht lief. Schwermütige, grüne Zweige schaukelten leise herein, und zuweilen sah man eine Schar Mücken geheimnisvoll über einer Stelle schweben. Still und brütend lag der Wald. Gerade als sich der Weg zu einer Blöße mit Heidekraut, Birken und kleinen Tannen erweiterte, blieb ich stehen und deutete auf eine feuchte Stelle, wo die gewaltige Fährte eines Schalenwildes eingedrückt war. Ein Hirsch, meinte ich, aber es war nur ein Wildschwein gewesen. Dann nahm mich der Jäger aufgeregt am Arme, ließ seinen Schubkarren stehen und führte mich zehn Schritte weiter.

„Hier," flüsterte er, „bin ich gestanden.



Studie von Prof. Chr. Drathmann

Ich hab' schon alleweil was gehört gehabt und bin ganz still gewesen. Auf einmal seh' ich grad bei dem Wacholderstrauch, wo das Gras so hoch steht, was Braunes und erkenn' gleich dahinter die Borsten am Rücken. Und so gezittert und gerückt hat sie mit der Haut, grad' wie eine Kuh, wenn die Bremsen stechen. Vom Kopf hab' ich gar nichts gesehen. Aber ich hab' mir gedacht, wenn das der Leib ist, langt mir's, da weiß ich schon, wo ich hinhalten muß. Und bin leise aufgefahren. Wie's kracht, liegt sie auch schon, aber gleich geht das Gerumpel los und oi—oi— wie bei den Zahmen. Und wie ich mich umdreh', steht dir da, wo Sie eben gemeint haben, es ist ein Hirsch, eine Sau wie ein Kalb, ja, wie ein Rind fast so groß und mit solchen Hauern! Ich wollt's eigentlich dem Herrn Doktor gar nicht sagen. Es blinzelt' mich an mit seinen kleinen Augen, und ich seh' jedes Haar auf dem Rüssel und ich sag's, wie's ist, — ich hab' Angst gehabt. An Schießen hab' ich gar nicht gedacht. — Und dann bläst der Eber, der ganz gewiß das größte Schwein ist, das wo im Spessart herumläuft — ich mein', ich hätt' das Blasen gespürt, und getan hat's ganz tief und schrecklich und fort war es. Ich kann Ihnen sagen, mir war's wohl zumute, wie ich ihn nicht mehr gesehen habe. — Der war so wuchtig — sechs Zentner langen nicht, daß er schwer ist. Und wie ich wieder geladen habe, wimmelt's grad nur so bei der Alten. Da hab' ich gelacht — und bautz — bautz — gleich drei sind da gelegen! — Gut zwei Stunden hab' ich auf das Vierte gewartet, aber es kam nicht mehr."

Wir trugen das erlegte Wild auf den Schubkarren. Die alte Bache streckte die schwarzen Läufe von sich, der Rücken wölbte sich spitz nach oben und an dem runden, tellerähnlichen Teil des vorderen Rüssels hing noch schwarze Walderde, aus der das Tier vor noch nicht langer Zeit schmatzend seine Nahrung gesucht hatte.

Wie wir abfahren wollten, hörten wir plötzlich einen Hund jagen.

„Das ist dem Bahnwärter sein verdammtes Viech," sagte der schwarze Jäger. „Schon längst hätt' ich ihm eins 'naufgeschossen, wenn er nicht so schlau wäre. Am Ende gar bringt er das Vierte oder das ganz Große." — Und schon sprangen wir auseinander und verteilten uns auf der Blöße.

„Jifff — jifff —" kam die Jagd näher. Ein schlankes, rotleuchtendes Reh kam aus dem Wald, gewahrte uns und raste wie wahnsinnig zwischen uns durch, während der Hund in unserer nächsten Nähe giftig und wütend anzuschlagen begann. Da, wie aus der Pistole geschossen, mit wild fliegendem Bürzel sauste ein Wildschweinchen über die Blöße, ich fehlte es mit der Kugel, und mit einem Quietschton brach es unter dem groben Hagel des zweiten Schusses zusammen.

Ich sah langsam ein Birkenbäumchen sich neigen und fallen und meine Zunge tat mir plötzlich weh, und ich hatte den Mund voll Blut. Der Kugelschuß hatte das Bäumlein gefällt und mir das Gewehr gegen die Kinnlade geschlagen. Das Wildschwein zuckte nur noch mit den Läufen, aber der Hund bellte wütender und giftiger denn je, bis er plötzlich in ein wildes Klagen ausbrach. Gleichzeitig blickte ich in die dunklen, vor Aufregung ganz stumpfen Augen des Jägers, der sich herangeschlichen hatte und jetzt flüsterte: „Ich schwör', das war der große Eber."

Mit neu geladenem Gewehr und aufgeregt suchte ich Schritt für Schritt die Umgebung ab. Aber wir fanden weder von dem Hauptschwein etwas, noch von dem Hunde. Der arme Teufel mußte sich irgendwo zum Sterben verkrochen, die Gewehre des Keilers gute Arbeit getan haben, denn zu seinem Bahnwärter kam er nie mehr zurück. Ein Jahr darauf ging die Mär, man hätte bei Rohrbrunn ein ungeheuerliches Wildschwein verendet gefunden. Fast ein Pfund Blei hätte man in Form von Kugeln, Posten und Schroten aus seinem Körper geschnitten, verendet war es jedoch an einem kleinen Streifschuß, der eine Geschwulst bei der Luftröhre hervorgerufen hatte, woran es erstickt war. Wahrscheinlich war es unser Hauptschwein gewesen, das mir der kleine Hund des Bahnwärters vielleicht auch gebracht hätte, wenn das verflixte kleine Wildschweinchen nicht gewesen wäre, wegen dessen mein Vater mich jahrelang Kindsmörder nannte.

*

Wie viele Nächte habe ich nicht noch später in diesen Dickungen, kaum anderthalb Meter über der Erde, auf einem schmalen Holzsitz gesessen, hörte die Sauen unter mir suhlen, schmatzen und grunzen, hatte mir weißes Papier an den Gewehrlauf geklebt und konnte doch vor Dunkelheit nicht schießen. — Wie viele andere schimmernde Mondnächte saß ich auf dem weitausgeladenen Aste eines Apfelbaumes, zu meinen Füßen ein wogendes Haferfeld, sah zuweilen in der Ferne gleich Schatten Wildschweine einwechseln, hörte sie wieder schmatzen, sah am Morgen ringsum die Täler mit milchigem Nebel gefüllt, und kam doch nie mehr zu Schuß.

Solche Nächte und Bemühungen aber, die uns Stunden um Stunden dicht an die Natur gebracht haben, sind in ihren Eindrücken tiefer und nachhaltiger als ein rasch hingeworfener Schuß, mit dessen Erfolg wir Bewunderung oder Neid erregen und wovon immer erzählt wird.

Ach, ich möchte jene Eindrücke der frühen Jugend um alles in der Welt nicht missen. Sie haben mein Inneres mit Andacht und Ehrfurcht, mit Ahnungen und Bangnis erfüllt, daß ich beim Rauschen des Waldes, bei still ragenden Tannen, bei einem Windstoß plötzlich die Natur ganz dicht bei mir fühle und von ihr erschüttert werde.



Der ungerechte Richter. Nürnberg, Germanisches Museum

Hans Leinberger

ein neuentdeckter Großmeister altdeutscher Plastik

Von Prof. Dr. W. von Grolman

Je mehr wir uns dem jähen, durch die religiöse Revolution bedingten Ende unserer alten Plastik nähern, die fast ganz von der Kirche lebte, in um so großartigerer Mannigfaltigkeit und Kraft tritt sie uns entgegen. Der niedersächsischen Derbheit in Westfalen und der Hansakönigin Lübeck steht die fast körperlose Jenseitskunst Riemenschneiders in Mainfranken gegenüber, und während in Nürnberg, der Hochburg des deutschen Humanismus, die Vischerhütte bereits die selbstbeherrschte Haltung des modernen, am Renaissance-Ideal geschulten Menschen der deutschen Kunst zu schenken weiß, in Augsburg, der zweiten humanistischen Zentrale, eine mehr südlich-sinnliche Renaissance ihren Einzug hält, Schwaben eine liebenswürdige Anmut pflegt, entwickelt sich an anderen Orten ein letzter gotischer Spätstil von titanenhaftem Wuchs, in dem die abstrakte Ausdruckskraft der gotischen Linie sich mit einer halb-renaissancemäßigen Grundempfindung verbindet, deren zuletzt in das übermenschliche gesteigerte Typen eine auffallende seelische Verwandtschaft mit den Gestalten verraten, die ungefähr zu gleicher Zeit im Süden aus den Händen Michelangelos hervorgingen.

Dieses Zusammentreffen ist psychologisch höchst merkwürdig. Michelangelo ist bekanntlich der Vollender der Renaissance und der erste Vertreter des Barocks. An der Decke der Sixtinischen Kapelle flattern wild die Gewänder und zucken jäh die Glieder, aber noch herrscht in den heroischen Gestalten die halb heidnische Grundstimmung der Renaissance. Erst in seinen spätesten Werken beginnt auch die geistig religiöse Reaktion sich geltend zu machen. Sobald überhaupt der christlich-asketische Gedanke durch die Aufstachelung des Katholizismus, die ihm die religiöse Revolution im Norden brachte, wieder auflebte, war es mit der selbstzufriedenen Ruhe der Kunst ein für allemal vorbei, und Erregung, das heißt im Bildwert: lebhaft bewegte Gestalten und unruhige Gewänder lösten die vornehme Stille der Klassik ab — die Kunst des Barocks ward geboren.

In Deutschland war der Verlauf der Entwicklung zunächst ein ganz anderer als jenseits der Alpen. Der Humanismus war im 15. Jahrhundert hier noch eine Angelegenheit ausschließlich des Gelehrtentums; die Kunst blieb zunächst unberührt. Waren doch die Künstler kleinbürgerliche Handwerker, während sie in Italien bereits vielfach an der Spitze der wissenschaftlichen Bewegung standen. Man denke nur an Alberti, Lionardo u. a. In den zwanziger bis vierziger Jahren des 15. Jahrhunderts herrschte weithin in Deutschland eine liebenswürdig heitere halbhöfische Kunst, die noch in dem großen Kölner Dombild Stephan Lochners den bekanntesten Vertreter ihrer Spätzeit liefert.



Johannes der Evangelist aus dem Moosburger Altar

Die zweite Hälfte des Jahrhunderts aber erfüllt die Unruhe der Spätgotik, der die eckigen Brüche des niederländischen Realismus zur willkommenen Ausdrucksform dienen. In Veit Stoß erreicht das aufgeregte Wesen der Spätgotik — nicht nur in seiner bekannten Gewandsprache — den ersten Höhepunkt. Wegen der Unruhe seines Stils mußte der arme Kerl sich ehemals Untersuchungen gefallen lassen, ob er nicht „heißes polnisches Blut" im Leibe habe, während wir jetzt in ihm nur den Hauptvertreter des sogenannten ersten gotischen Barocks erblicken, das aber in jeder Beziehung der Vorläufer des späteren war. Etwa seit 1510 bis 1530 begegnen uns die Hauptvertreter dieses unruhigen Mischstils von Renaissance und Gotik vor allem im eigentlichen Altbayern, dessen Kunst sich schon im 15. Jahrhundert durch eine drastische Charakteristik ausgezeichnet hatte. In der Gegend zwischen Landshut und Regensburg, dann am Oberrhein, in dem „Meister H. L." des Breisacher Hochaltars und gemäßigter am Mittelrhein in Hans Backofen; ferner in extremster Form in dem Meister Andras Morgenstern aus Budweis. Daß auch die Malerei in den Werken Grünewalds eine Parallelerscheinung aufweist, hat die Kunstgeschichte ebenfalls erkannt.

Vergleichen wir nun nochmals die Situation in Deutschland mit der in Italien, so ergibt sich folgendes: Im Norden vermählt sich die Unruhe der Spätgotik mit der neu vom Süden her eindringenden Körperhaftigkeit der Renaissance; im Süden wird umgekehrt die klassische Ruhe der Renaissance mit neu eindringendem Bewegungsdrang und nervöser Reizbarkeit erfüllt. So entsteht trotz anscheinend ganz verschiedener Ursachen in beiden Ländern ein ähnliches Ergebnis. — — —

*

Aus der Gegend von Landshut, der Residenz kunstliebender Fürsten, stammt wahrscheinlich Meister Hans Leinberger, dem diese Zeilen gelten. 1510 wird er zum ersten

Male, 1530 zum letzten Male erwähnt. Geboren ist er wahrscheinlich zwischen 1470 und 1480. 1906 wurde er durch G. Habich in die Kunstliteratur eingeführt. Eine reich illustrierte, fast sämtliche für den Meister in Anspruch genommenen Werke wiedergebende Monographie, geeignet freilich nur für Wissenschaftler, hat Adolf Feulner 1923 in München erscheinen lassen. Derselbe Autor widmete ihm eine glänzende Charakteristik in seinem zweiten Buche: „Die deutsche Plastik des sechzehnten Jahrhunderts". Feulner zählt den Künstler mit Recht „neben Veit Stoß und Peter Vischer zu den großen Schöpfernaturen seiner Zeit".

Schon bald nach seiner Entdeckung hat man auch erkannt, daß die lange Zeit dem Veit Stoß zugeschriebene bekannte Gruppe des Germanischen Museums „Der ungerechte Richter" unserem Meister gehört. Man nahm an, daß er vielleicht auf der Gesellenfahrt nach Nürnberg gekommen und sie hier für das Rathaus geschaffen habe, wogegen freilich die reife Meisterschaft dieses prächtigen Werkes Widerspruch erhebt. Eine soeben erschienene Arbeit bestätigt diese Auffassung. Zugleich wird hier zum ersten Male eine richtige Deutung des Fabeltiers gegeben. Es ist als Greif aufzufassen. Der Greif, im Altertum der Wächter des Goldes, galt dem Mittelalter als Symbol der Geldgier. Das Schicksal der Gruppe ist charakteristisch. Bis 1830 stand sie über der Tür der Gerichtsstube im Rathaus als Lünettendekoration. Dann verschwand sie in irgendeiner Rumpelkammer. Als sie das Germanische Museum wieder ans Licht zog, fehlten zwei zum Verständnis unentbehrliche Figuren, nämlich der hinter dem Reichen stehende ihm zuflüsternde Teufel und der Engel, der dem Armen das Himmelreich verspricht; denn ohne diese beiden Gestalten wäre die Darstellung über der Tür einer Gerichtsstube geradezu eine Verhöhnung, während sie offenbar nur eine Warnung für den Richter und die Reichen und für alle Fälle ein Trost für die Armen sein sollte. Auch die Teile, die dem Richter einen erhöhten Sitz gewährten, sind verschwunden und wurden im Museum durch einen einfachen Kasten ersetzt.

Von dem eigenartigen für ihn bezeichnenden wildbewegten Faltenwurf abgesehen, tritt uns der Künstler hier bereits durchaus als Angehöriger der Renaissance-Generation entgegen. Namentlich in dem Reichen ist auch der letzte Rest von Gotik und Mittelalter überwunden: In elegantem Kontrapost steht er da, das Spielbein mit gebogenem Knie leicht auf die Zehenpartie gestützt; federnd wiegt sich der Körper in den Gelenken, und wie in der ganzen Haltung drückt sich erst recht im Kopf eine selbstsichere Überlegenheit aus, die zwar durch die Situation gefordert ist, aber dem Mittelalter und der Gotik durchaus unbekannt blieb. — Es ist der Angehörige des vornehm gewordenen reichen Bürgertums, das hier zum ersten Male auf der Bühne erscheint. Um so ergreifender wirkt das hilflose Flehen des armen Teufels ihm gegenüber. Der Richter hört ihm scheinbar teilnehmend zu, aber schon senkt sich die Wage nach der anderen Seite.



Die Landshuter Madonna

Deutlich trägt dagegen eine frühe sitzende Madonna des Kaiser Friedrich-Museums den Charakter einer Jugendarbeit. Die ganze Auffassung ist noch die der spätgotischen Handwerkskunst. Die Madonna ist eine bescheidene Kleinbürgerin, ängstlich nach dem Modell geformt. Ähnlich wirkt das Kind.



Die Landshuter Madonna
Ausschnitt



Der heilige Jakobus. München, Nationalmuseum

Wenige Jahre später, um 1513, vollendete der Meister sein großes Hauptwerk, den Hochaltar der Castuluskirche in dem Landshut benachbarten Moosburg. In vollendeter Harmonie mit der Linienführung der großen Chorfenster und des Gewölbes baut sich leicht und anmutig das Werk bis zu einer Höhe von 14 Metern empor, gerade das Mittelfeld zwischen den beiden Chorfenstern füllend.

Hier erreicht Leinberger den ersten Höhepunkt seines Schaffens. Die geistgesättigte Energie dieser machtvollen Gestalten bildet geradezu — wenn auch bei allem gebührenden Abstand — eine deutsche Parallele zu den Propheten und Sibyllen Michelangelos. Freilich der Florentiner kam aus der italienischen Hochrenaissance, der formal abgeklärtesten Kunst, die die Welt seit der Antike gesehen hatte. In unserem Meister aber lodert die heiße Flamme der Spätgotik zu einem letzten grandiosen Feuerwerk empor. Doch auch selbst der Italiener scheute nicht davor zurück, namentlich in seinen Spätwerken, der Macht des Ausdrucks zuliebe die Grenzen der Natur zu überschreiten. Ganz ähnlich dient auch dem Deutschen, um mit den Biographen des Meisters zu reden, „die Vergewaltigung der Natur dazu, den Eindruck des übermenschlichen zu erreichen". Wie sturmgepeitschte Meereswogen rollen die gewaltigen Schüsselfalten über die Körper hin. Das läßt freilich auch das Kühnste hinter sich, das der große Florentiner sich erlaubte, aber auch diese Form hat ihr Gesetz.

Gewaltig ist auch die Körpergröße der Figuren, die bei der Madonna etwa 2,50 Meter erreicht. In diesen breitgebauten, fest auf der Erde stehenden Gestalten ist auch der letzte Rest gotischer Jenseitsempfindung verschwunden. Wir zeigen hier nur den Evangelisten Johannes. Er ist freilich nicht nur die Spitzenleistung des Altars, sondern zählt zu den großen Kleinodien unserer alten Kunst überhaupt. Nicht

als der sanfte Liebesjünger, als begeisterter Glaubenskämpfer, erhobenen Hauptes, den kühnen Seherblick nach oben gerichtet, mit stahlharten, trotz ihrer Jugend bereits von geistigen Kämpfen durchfurchten Zügen tritt uns hier der Verfasser des vierten Evangeliums entgegen. Mit der erhobenen Rechten beschwört der Jünger das Gift in dem Becher, das als Schlange symbolisiert ist. Das wildwogende Gewand erhöht den Eindruck der geistigen Erregung, von der die ganze Gestalt durchglüht ist.

*

Diesem gewaltigen Werk zum Trotz war es dem Meister beschieden, sich selbst in der späten Landshuter Madonna zu übertreffen. Noch nicht lange ist es her, daß man sie aus dem Versteck in der Kirche, deren Altar einst das Werk geschmückt hatte, wieder ans Tageslicht gezogen hat. Schon die Gesamterscheinung, zu deren geistigem Gewicht nicht zuletzt das rauschende Pathos der Gewandbehandlung beiträgt, ist von wahrhaft königlichem Adel. Wie eine überirdische Vision wächst schlank und doch kraftvoll die Gestalt aus der Engelswolke, die ihr den Saum des Gewandes trägt, empor. In dem erhabenen Haupt einen sich nordischer Ernst und südliche Formenklarheit; dabei zeugt die Bildung des schmalen Kopfes durchaus von germanischer Rasse. Unter der hohen, kühnen Stirn blicken die tiefliegenden, beschatteten Augen schwermütig in die Ferne, als sähen sie im Geiste das Schicksal des Kindes voraus. Der fest geschlossene, edel gezeichnete Mund erhöht den Ernst der Erscheinung. Auch die Hände sind von aristokratischer Bildung, vornehm und rassig ist die Haltung der Finger. Wäre nicht der derbe Naturalismus des Christusknaben, für den aber immerhin einigermaßen die fabelhafte Lebendigkeit und die treffsichere Beobachtung kindlichen Wesens entschädigen — das Kunstwerk könnte berufen sein, eine Art deutscher Sixtina zu werden.

Ein weiterer Vertreter des Spätstils von nicht geringerer Kraft und Monumentalität, in den Abmessungen noch ungewöhnlicher als die letztvorausgegangenen Werke, ist der Hl. Jakobus; hat doch die sitzende Gestalt eine Höhe von 2 Metern! Diesem Jakobus ist es noch schlimmer ergangen als der Landshuter Madonna. Die letzten Jahrzehnte hat er, ehe ihn, gerade noch rechtzeitig vor dem Untergang, das Bayrische Nationalmuseum gerettet, vor dem Tanzsaale eines Dorfwirtshauses verbracht. Die Spuren dieses Aufenthaltes sind leider nur allzu deutlich zu sehen.



Christus in der Rast. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

Auch hier erfüllt die erregte, aber bei aller heftigen Bewegung dennoch klare und übersichtliche Gewandbehandlung, ähnlich wie bei der Landshuter Frau, die Aufgabe, den Beschauer in die richtige Stimmung zu versetzen, um den geistigen Gehalt der dargestellten Persönlichkeit in sich aufzunehmen. Sie wirkt, möchte ich sagen, wie die rauschende Ouvertüre einer Wagnerschen Oper. Der Jünger hat, ergriffen von dem, was er soeben in dem Riesenband auf seinen Knien gelesen, das Haupt erhoben und schaut, während noch die mit glänzendem funktionellen Verständnis durchgearbeiteten, vornehmen Hände, halb mechanisch in den Seiten blättern, sinnend, das Gelesene überdenkend, in die Ferne. In dem feingeschnittenen Haupte spiegelt sich die träumerische, nervös-bewegte Stimmung des spätmittelalterlichen Menschen.

Ganz als reiner Renaissancekünstler tritt uns Leinberger endlich in dem „Christus in der Rast“ des Kaiser Friedrich-Museums entgegen. Eine fast plötzliche Beruhigung nach Form und Inhalt ist in der Kunst des Meisters eingetreten. Nur in dem Lendentuch sind noch Spuren gotisch-barocker Unruhe zu finden. Die statische Klarheit des Körperbaues, die freie Gelöstheit der Glieder, wie die seelische Auffassung gehören ganz der neuen Zeit. Diese „erhabene Resigniertheit“, wie Adolf Feulner sie nannte, der die Arbeit vor drei Jahren in die Lite-



Ausschnitt aus: Christus in der Rast. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

ratur einführte, ist nicht die Stimmung des mittelalterlichen, seine Mission erfüllenden Gottessohnes: das ist moderne Gefaßtheit des großen, in sein Schicksal ergebenen Menschen. Das Bildwerk mißt nur 75 Zentimeter Höhe. Auch gibt es mehrere Wiederholungen; wohl mit Recht nimmt man daher an, daß das Berliner Exemplar als kleine Modellvorlage vom Meister für Werkstattwiederholungen geschaffen wurde.

Die letzten Folgerungen in der hier eingeschlagenen Richtung zieht Leinberger in dem ebenso großartigen wie erschütternden Kruzifixus, der jetzt die Hochwand des Mittelschiffs in Moosburg schmückt. Der anatomisch vorzüglich proportionierte Körper ist großzügig behandelt, aber durchaus verstanden. „Unvergeßlich“ nennt mit Recht Adolf Feulner den Anblick dieses schmalen, aristokratischen Hauptes mit den scharf ge-



Kruzifixus. Ausschnitt. Moosburg, Castulus-Kirche. Aufnahme von August Reusch, München

schnittenen, kühn geschweiften Brauen und dem brechenden Blick in den tief zurückgesunkenen, schwer beschatteten Augen. Das Ergreifendste aber und von allem Herkommen Abweichende ist der merkwürdige Zug von Bitternis, der über dem Ganzen waltet.

Wenigstens hervorgehoben seien hier noch die erschütternden und doch über dem rohen Naturalismus des Bayrischen Quattrocento erhobenen, ganz mit Künstleraugen gesehenen kleinen Buchsbaumreliefs der Kreuzigung, Kreuzabnahme und Beweinung in München (Nationalmuseum) und Berlin (Kaiser Friedrich-Museum). Ferner ein großes, flaches Holzrelief der unter dem Kreuze trauernden, ganz im Profil gesehenen Maria, einst in Dingolfingen, jetzt im Bayrischen Nationalmuseum, sowie eine späte, leider stark mitgenommene, vollfigürliche, ausdrucksstarke Kreuzigung in Berlin. Unter den Epitaphien verdient dann noch das der Familie Rohrer mit der majestätischen Dreieinigkeit trotz starker Zerstörung schon deshalb Erwähnung, weil es dank dem hier wie auch auf den erwähnten Buchsbaumreliefs angebrachten Monogramm des Meisters, einem verbundenen H. & L., zur Entdeckung seines Namens geführt hat.

Auf dem Turm von Sankt Johann

Eine einfache Geschichte von Eilhard Erich Pauls

Der Herr Wachtmeister schnaufte bedeutend, und der Holzstuhl knackte, auf den er sich fallen ließ. Einhundertundsechsundsiebenzig steinerne Stufen in der Wendeltreppe und nachher noch vierunddreißig Stufen eine Holztreppe hinauf, die fast mehr Leiter war — das hätte auch Leute außer Puste gebracht, die weniger gewichtig waren als Wachtmeister Hieronymus Rhode, ehemals bei den Halberstädter Kürassieren, erster Eskadron, nunmehr kommandiert zum Bürgermeisteramt von Niedergrimmhausen, wohnhaft auf beiden Türmen der Sankt Johanniskirche.

„Und nun weinst du nicht mehr, Mädchen," sagte er, aber er hatte noch nicht Atem genug zu einer längeren Rede. Darum weinte denn auch das Mädchen weiter und weinte nur noch herzbrechender hinter ihrer Schürze.

„Hast du was zu trinken, Mutter?" fing der Wachtmeister wieder an. „Aber mehr als Kaffee hast du wohl nicht?"

Guten Kaffee aus unschädlichen Zichorien hatte die Frau Wachtmeisterin, und er übte stets beruhigende Wirkung aus, auch auf den Herrn Wachtmeister, der im übrigen stärkeren Getränken den Vorzug gab.

„Und nun weine nicht mehr, Mädchen," sagte er und ließ seinen Baß dröhnen, daß der Wind draußen einen Schrecken bekam, nur noch einmal den Turmhahn knarrend drehte, danach aber sich in den Wald nach Obergrimmhausen zu verzog. „Deine Geschichte habe ich nun schön in die Reihe gebracht. Denn den Herrn Rittmeister und Eskadronchef möchte ich erleben, dem sein Wachtmeister die Schwadron nicht in Reih und Glied hinstellt, wie es sich gehört. Alles ausgerichtet, Herr Rittmeister, und das Riemenzeug ist frischgeweißt. Ja, auf Wachtmeister Rhode können Herr Rittmeister sich verlassen. Weine nicht, Mädchen, Anne Wentorf aus Klein-Zirknitz in der Mark. Hat alles seine Richtigkeit, haben der Herr Rittmeister gesagt, und in den andern Turm, ins Kittchen an der Sorge, gehen wir beide nicht zurück. Ist zu hoch hier, sechzig Meter über der Bürgerschaft von Niedergrimmhausen, da geht keiner ohne Not hinunter."

Das Mädchen weinte nur heftiger, denn das war ihm doch zum ersten Male geschehen, und gewohnt war die Jungfer es noch nicht, vom Landreiter im Gefängnis abgeliefert zu werden. Ja, wenn man dort im Sorgenturm noch hart angefahren wäre! Dann hätte man trotzig sein können und hätte seinen Halt daran gehabt. Aber Gefängniswärter dort, wo der Stadtgraben übel roch, am breiten Sorgenturm, der alten, übriggebliebenen Befestigung des Städtleins Niedergrimmhausen, war Wachtmeister Hieronymus Rhode. Gegen den konnte man nicht trotzig sein, gegen den fettgeharnischten Soldaten und grimmigen Schnauzbart gab es keine Wehr, denn der wickelte einen ja ein, als ob er eines armen verlaufenen Mädchens leibhaftige Mutter wäre.

„Nun solltest du ordentlich der Reihe nach erzählen, Vater, erst den Zaum und dann den Sattel und zuletzt den Gurt gezogen," mahnte die Frau Wachtmeisterin.

„Und du trinkst eine Tasse Kaffee, Anne. Und Herr Rittmeister sollst du nicht immer noch sagen, Vater, als ob die alten Zeiten wären. Das schätzen der Herr Bürgermeister gar nicht."

Darauf strich sich der Wachtmeister seinen Bart. „Daß du von Sachen des Regiments nichts verstehst, Mutter, und Stall und Kasino in einen Topf wirfst, weiß ich," sagte er.

Aber die Frau Wachtmeisterin wurde eifrig. „So," schalt sie, „und deine Koppel? Habe ich dir die nicht vorne und links und rechts so an deinem Rock festgenäht, daß sie nicht mehr herunterrutschen kann?"

„Das hast du," lobte der dicke Herr, „und der Herr Rittmeister haben es bemerkt. Man gut, daß der Pallasch nicht mehr dran sitzt, sondern bloß solch leichtes Polizeidings in Lederfutteral."

Nun jedoch hielt das Mädchen dem Wachtmeister seine gefalteten Hände unter die Augen. „Was soll bloß aus mir werden? Und wenn Sie mir doch nur sagen wollten, was Sie bei dem Herrn Bürgermeister ausgerichtet haben! Und wenn ich noch einmal wieder vor den Richter geschleppt werden soll und soll da aussagen, was gar nicht auszusagen menschenmöglich ist, und nachher treibt mich der Herr Landreiter zum Spektakel für die ganze Stadt durch die Straßen, und soll dann in den Sorgenturm, wo die Mörder und Diebe



sitzen, dann, lieber Gott, ja, dann springe ich vom Turm herunter!

„Mädchen, Anne, versündige dich nicht!" schrie die Wachtmeisterin und füllte die Kaffeetasse des armen Mädchens und die eigene.

„Sind sechzig Meter rund," sagte der Wachtmeister und lachte. Aber das Lachen verbot ihm seine Frau, und das Mädchen bat händeringend um Auskunft. So bequemte sich denn der Wachtmeister, Bericht zu erstatten.

„Rapport! verlangten der Herr Rittmeister. ‚Zu Befehl, Herr Bürgermeister!' habe ich gesagt, denn im Amt und auf dem Rathaus — alles, was recht ist, da sind die alten Zeiten und Anno siebenzig und Metz aus und vorüber, und der Herr von Ahlen werden im Bürgermeistersessel so dick und fett wie sein Wachtmeister auf dem Turm von Sankt Johann. ‚Befehl, Herr Bürgermeister, gestern abend acht Uhr vom Landreiter Emich eingeliefert im Sorgenturm die Jungfer Anne Wentorf aus Klein-Zirknitz in der Mark, wegen Landstreichens zu acht Tagen einfacher Haft verurteilt. Richtig in Empfang genommen und dem Herrn Landreiter Emich, weiland Unteroffizier bei den Stendaler Ulanen' — na natürlich denken wir noch an Mars-la-Tour — ‚dem Kamerad Emich in sein Befehlsbuch bescheinigt. Befehl, Herr Bürgermeister, amtlich in Augenschein genommen und zu Protokoll gebracht und eingeschlossen ins Kittchen, wie die Order gegangen ist.' Und dann — ja, da haben der Herr Rittmeister seine Zigarre angezündet und haben mir auch eine gegeben. Die habe ich noch hier zwischen den Rockknöpfen und werde sie heute abend rauchen. Mutter, ich glaube, dann mußt du mal nach Frau Sattlermeister Krühne, Schützenhauptmann, sehen. Ich glaube, da ist es nun so weit."

Das Mädchen stöhnte nur angstvoll auf, aber die Frau Wachtmeisterin schalt. „Kümmere dich nicht um meinen Kram, Vater," sagte sie grob. Sie machte nicht immer so viele Worte wie der Wachtmeister, obwohl sie Hebamme von Niedergrimmhausen war und Recht zu vielen Worten amtlich gehabt hätte. „Dazu habe ich meinen Klingelzug unten und mein Porzellanschild. Aber hier, hier mal—trä—tierst du unsere Kleine."

Doch der Wachtmeister war ein abgefeimter Bösewicht. Er grunzte behaglich. „Siehst du, Mutter, gerade das habe ich dem Herrn Rittmeister auch gesagt."

„Was?" schrie seine Frau. „Untersteh dich!"

„Unsere Kleine, genau das, unsere Kleine, habe ich dem Herrn Rittmeister gesagt. Und das von Mördern und Dieben im Sorgenturm, Mädchen, in meinem nebenamtlichen Sorgenturm, das hast du auch man bloß so hingeredet. Mörder ist was Grausliches, das haben wir hier überhaupt nicht, aber einmal, Anno sechsundsiebenzig, da hatten wir hier einen Wilddieb zu sitzen. Drei Tage lang, dann ist er uns durch die Lappen gegangen. Ja, der Herr Amtsrichter waren böse, und der Herr Rittmeister haben natürlich auch gescholten. Aber der Herr Rittmeister haben mir auch damals eine Zigarre gegeben."

„Und diesmal?" fragte seine Frau. „War's dem Herrn Bürgermeister denn recht, daß du —"

Der Wachtmeister unterbrach seine Frau schon durch sein Kopfnicken.

„‚Na, Wachtmeister Rhode, was haben Sie nun mit dem Gefangenen gemacht?' Ja, das haben der Herr Bürgermeister gefragt, nachdem er mir die Zigarre geschenkt hatte, diese hier. Und diese zweite Zigarre haben sie mir gegeben, als ich geantwortet hatte: ‚Befehl, Herr Bürgermeister. Es war keine Gesellschaft im Sorgenturm, und ich mußte nach Haus zu meiner Frau, auch meinen Dienst auf dem Turm von Sankt Johann vertreten, daß kein Feuer in der Stadt ausbricht und die kleinen Kindeleins in Niedergrimmhausen mit rechtem Schick auf diese Welt niederkommen. Und überhaupt ist der Sorgenturm nicht der richtige Ort für ein junges Mamsellchen, wenn auch der Herr Amtsrichter Fock, der nicht gedient hat und Anno siebenzig nicht dabei gewesen ist, und der Kamerad Emich meinen.' Jawohl, das habe ich dem Herrn Bürgermeister gesagt. ‚Befehl, Herr Rittmeister, und draußen war es gestern abend mittlerweile dunkel geworden und die liebe Straßenjugend nicht mehr um den Weg. Da habe ich die Jungfer Anne Wentorf aus Klein-Zirknitz in der Mark gut eingepackt, unter den Arm genommen wie einen Sack Hafer und die zweihundertundzehn Stufen hinaufgetragen zu Muttern, und da bleibt sie, Befehl, Herr Rittmeister, Herr Bürgermeister, habe ich gesagt. Unsere Kleine!'"

Er wurde beinah zärtlich, und die Frau Wachtmeisterin nahm das Mädchen in ihre Arme. „Ja, da bleibst du, Kleine," sagte sie. „Und wir haben wieder ein Kind wie damals —" Aber sie sprach nicht weiter. Eine Träne rollte aus ihrem Auge.

„Ach, das habe ich ja nicht verdient," schluchzte die Anne Wentorf. „Und so gut sind Sie zu mir."

„Du sollst du sagen, Anne," schalt die Wachtmeisterin.

„Und Vater und Mutter sollst du sagen, Anne. Und das kannst du nicht sagen, Anne, daß so ein Mensch ein guter Mensch ist, der ein armes Mädchen mal—trä—tiert und seine Frau."

Nur reichlicher flossen die Tränen. „Und ich bin doch nur eine Landstreicherin," schluchzte das Kind.

Da knarrte des Wachtmeisters Stimme beinah im alten Befehlston vor der aufgesessenen ersten Eskadron: „Befehl, Herr Rittmeister, unser Junge, unser Hans, als er vierzehn Jahre alt war, ist er durchgegangen,

weil er vom Turm zu Sankt Johann die weite Welt ringsum nicht mehr bloß sehen konnte. Befehl, Herr Rittmeister, und unser Junge, unser Hans, sechs Jahre sind es her. Und ein Landstreicher vielleicht. — Befehl, Herr Rittmeister, und das Mädel bleibt oben."

Nun faßte die Wachtmeisterin seinen Arm und rüttelte ihn derb. „Also was haben der Herr Bürgermeister geantwortet? Vater, so sprich doch!"

Aber der Wachtmeister hatte seine Gemütlichkeit wieder. „Tu' ich denn was anderes Mutter? Bin ich denn nicht schon ganz heiser geworden?"

Da half nichts. Mutter Rhode stand auf und holte eine Flasche Morgensternsches Bier aus dem Wandschapp und goß dem lieben Vater sein schäumendes Glas voll. Das Mädchen saß da mit brennenden Augen und zitternden Händen. Aber der Alte kippte sein Bier hinter die schwarze Militärbinde und leckte sich die Tropfen vom Schnauzbart. Dann nahm er die eine der beiden Zigarren aus dem Rocke, wo sie zwischen den Knopflöchern stak wie zu besseren Zeiten das Befehlsbuch, biß die Spitze ab und setzte sie in Brand. — „Die darf ich ja denn heute mittag schon rauchen," sagte er zufrieden, „denn die haben der Herr Rittmeister mir dazu gegeben. ‚Werde es der Heimatbehörde des Mädchens melden,' haben der Herr Bürgermeister gesagt. ‚Verzichten ja wohl auf Unterstützung der dasigen Armenbehörde,' haben der Herr Bürgermeister gefragt. ‚Dann wird's wohl so bleiben und gratuliere Ihnen, Wachtmeister Rhode,' haben der Herr Bürgermeister gesagt. Sie wollten mit dem Amtsgericht selber reden."

„Aber, Vater, warum hast du das bloß nicht gleich gesagt?" schalt die Frau Wachtmeisterin. „Statt dessen ängstigst du zwei arme Frauenzimmer und —"

Doch das Mädchen rutschte von ihrem Stuhle herab und auf den Knien zu dem Wachtmeister hinüber. Der hob sie rasch empor und drückte ihr einen kräftigen Kuß auf die Lippen. „Nun weine nicht mehr, Anne," sagte er, „und nun bist du unsere Kleine!"

Es war gut gegen die Rührung der drei Menschenkinder, daß es zweihundertundzehn Stufen unter ihnen, sechzig Meter tiefer, aus dem Bereich der wohlanständigen Bürger herauf läutete. Die Frau Wachtmeisterin amtlich und Hebamme von Niedergrimmhausen im Nebenamte erhob sich seufzend. Aber die Anne Wentorf war froh, etwas für die neue Mutter tun zu können. „Ich laufe schon und sehe nach." Der Wachtmeister hatte gar keine Zeit mehr, hinter ihr herzurufen, daß man nie und niemals laufen dürfe, wenn man die schöne Aussicht hätte, mehr als einmal im Leben zweihundertundzehn Stufen abwärts und aufwärts und wieder abwärts und aufwärts zu steigen.



Die Mutter seufzte befriedigt. „Ist doch gut, so etwas um den Weg zu haben." Da hatte die Anne Wentorf schon auf halber Stiege den Boten der Frau Schützenhauptmann Krühne von der Edelmannstraße getroffen. Ein spitznasiger, grünbeschürzter Sattlerlehrling, der grinsend meldete, daß es nun bei der Prinzipalin wieder soweit wäre, und er könnte denn ja nun wieder Kinder wiegen und Windeln waschen, denn dazu wäre er Lehrjunge. „Man bloß keine Zwillinge, Mutter Griepsch!" Aber vor der verdienten Maulschelle rettete er sich die Treppe abwärts. Die Frau Wachtmeisterin machte sich in Ruhe bereit. Erst noch holte sie das Essen aus der Grude und deckte den Tisch. Aber sie selber wollte bei der Frau Schützenhauptmann zu Mittag essen. „Denn da sind ja Frauenzimmer genug, die auch unter solchen Zuständen noch ein besseres Mittagessen auf dem Herde haben, obwohl unsere Kohl- und Rübensuppe mit Speck auch nicht zu verachten ist. Na, ich gehe denn, und die Anne bleibt bei dir."

⋆

Sie blieben allein, und die Anne räumte ab und wusch das Geschirr, während der Wachtmeister schnarchte. Sie trat auf die Rampe, die um den Turm lief, und auf die

Brücke, die den Südturm mit dem Nordturm verband, und ging auf der Galerie auch um den Nordturm herum. Immer die eine Hand hielt sie am eisernen Gitter. Wenn man die krummen Bettelwege abenteuernd durch das Menschenland gegangen war, immer in Scheu und Niedrigkeit, dann schwindelte einem in der Höhe, und wenn man in die Irre gelaufen war, immer doch gejagt und auf der Flucht vor seiner eigenen Furcht, dann hatte einer Angst noch vor der ungewohnten Sicherheit. Eine Heimat hatte man nun und seine Ordnung hatte man und war ein reputierliches Bürgermädchen wieder geworden, das sein Mittagessen hatte, wenn es Zeit war, und ein Bett, wenn es Nacht geworden war, und seine Reinlichkeit und seinen behüteten Ruf. Das war warm und weich und beruhigend. Aber da draußen und ringsum — zweihundertundzehn Stufen hoch lag die Türmerwohnung von Sankt Johann — da leuchteten die Felder, die Kartoffeln in hartem, vertrocknetem Grün, das zu einem dunklen Braun geworden war, rauh und rissig. Die Kornbreiten in weich wogendem Gelb, und wer da mitten hindurch gehen könnte, die trockenen Ähren durch die Finger gleiten ließ, der konnte die goldene Reife des Roggens schmecken, und die Wege wie weiße Bänder dazwischen, in die Kreuz und in die Quer, und sie waren dazu gemacht, von jungen Füßen betreten zu werden. Aber die großen Landstraßen buckelten in die Weite, und das arme Herz tat sich auf, verlangend hinter ihnen her. Sie hatten keine Zeit, in die Kreuz und in die Quere zu laufen; sie hatten es eilig, in die weite Welt zu kommen, und keine sichere und behütete Enge gab es, die sie einfangen konnte. Immer der Sonne nach, immer dahin, wo irgendein Ziel, eine Ungewißheit, die reich war, ein Abenteuer lockte, irgendeine Hoffnung harrte.

„Nun laß das nur, Anne, unsere Kleine!" Da stand der Wachtmeister ausgeschlafen an ihrer Seite. „Da hinaus geht es, überall hinaus geht es. Es ist ganz gleich, wohin wir uns stellen. Komm auf den Südturm, da ist die Sonne. Und wenn sie unten sagen, daß es hier oben vor Wind nicht auszuhalten wäre, dann reden sie auch aus ihrem Unverstand. Aus mehr als zwei Richtungen kann der Wind ja doch nicht zu gleicher Zeit wehen. Nun mag er soviel Atem haben, wie ich damals hatte, vor den Halberstädter Kürassieren, erster Eskadron. Sie sagen da unten, daß der Sturm ganz unerträglich heulte. Laß sie reden und laß ihn heulen, Anne. Irgendwo haben wir hier oben immer ein windstilles Eckchen. Es kommt nicht an uns 'ran, das böse Blasen aus Himmelsecken oder Menschenmäulern. Komm auf den Südturm, da sehen wir den Fluß und hinter den Mühlinger Bergen den Wald. Siehst du, Anne, ja, das war doch noch etwas, die ganze Schwadron ohne Brücke über den Fluß weg, die Mannschaft im Ponton und die Pferde schwimmend im Wasser, am langen Halfter hinter den Pontons her. Und dann aufgesessen und ein kurzer Galopp, daß die Gäule wieder ein trockenes Fell bekamen. Ja, da hast du recht, Anne, Kleine, nun bin ich ja dick und habe das nicht mehr nötig. Aber der Hans, und als er vierzehn Jahre alt war — ich weiß das wohl, dann muß man sich halten, mit beiden Händen am eisernen Gitter, weil man fest sitzt und nicht in die Welt hineinspringen kann. Sieh lieber nach der anderen Seite, Kleine, da liegen die Wälder, und soweit du blickst, die Wälder, ein Wald hinter dem anderen. Wo es schwarz ist, da sind Fichten. Die Meisen läuten drin, und die toten Nadeln rieseln durch die heiße Luft herab. Da muß einer aufpassen, wenn er langsam auf Patrouille durch die Schneise reitet. Es ist so still, daß der Gaul die Ohren spitzt. Er hat Bange, und du hast beinah auch Bange. Es braucht bloß eine Wildtaube mit den Flügeln zu schlagen, dann macht dein Gaul kehrt und nimmt Reißaus. Aber wo es licht ist, da sind die Buchenwälder. Wenn der Weg keine Löcher hat, kannst du dir ruhig überlegen, welchen Dienst die erste Eskadron am andern Tage machen kann. So ist das hier oben. Und da ist man so dick geworden, daß einen kein Gaul mehr trägt. Aber der Kamerad Emich, klemmt noch einen zwischen die Schenkel."

Da unterbrach ihn die Kleine. „Gerade wo die lange Schneise aus dem Buchenwald herausspringt, da hat er mich gestern festgenommen. Und ich hatte doch keinen Ausweis mitbekommen, als ich vor der Bäuerin von zu Hause weggelaufen war, weil sie mit dem Melkkübel dreinschlug."

Sie schauderte noch und ließ sich von der weichen, dicken Hand des Wachtmeisters streicheln. „Aber nun bist du unsere Kleine," sagte er, „und weißt du, im Nordturm, da liegt die Küche, und hinter der Küche schlafen wir Alten. Aber in den Südturm mußt du nachher gehen. Da steht noch das Bett von unserm Hans. Ja, Kleine, bezogen ist es und fertig. Es ist die ganze Zeit bezogen und fertig gewesen, all die sechs Jahre hindurch, aber es hat all die sechs Jahre hindurch umsonst auf den Jungen gewartet. Es ist nur gut, daß du nun da bist, Kleine, unsere Kleine. Denn weil du da bist, und Mutter hat ihren Dienst bei der Frau Schützenhauptmann, da kann ich ja meine Mütze aufsetzen und die Koppel umschnallen und kann sehen, ob ich im Goldenen Stern den Kamerad Emich von den Stendaler Ulanen treffe und den Chausseeaufseher Grube, obwohl der bloß ein Stiefellatscher ist von den Sechsundsechzigern in Magdeburg. Einen besinnlichen Skat gibt es doch zu dreien, und wenn der Rendant Wahrlich noch dabei ist, dann kiebitzt er, denn er ist auch bloß ein Ziviliste."

Sie gingen über die Brücke zum Norderturm, wo der Wachtmeister in der Küche sich

zum Skat bereitmachte. „Das ist das Gute, daß du bei uns bist, Kleine. Denn einer muß oben bleiben. Aber zu tun gibt es weiter nichts. Hier, dies rote Dings, das ist das Nebelhorn. Dahinein muß der Kolben gestoßen werden, wenn es brennt. Aber es brennt hier bloß, wenn die freiwillige Feuerwehr ihren Stiftungsball hat."

Anne versuchte das heulende Dings, aber der Wachtmeister verschloß die Tür, denn das durfte da draußen nicht gehört werden. Er schob das Dings verächtlich in die Ecke.

„Es schickt sich nicht für einen Reitersmann," seufzte er. „Aber wenn man dick wird, hat der Mensch nicht mehr Atem genug, das Horn zu blasen. Sieh, dort hängt es, und Mutter putzt es jeden Sonnabend, und hat es heute schon geputzt, aber gebraucht wird es nicht mehr. Sonst, und eigentlich gehört sich das Horn für den Turmwächter von Sankt Johann. Es ist immer so gewesen, seit Jahrhunderten, ich weiß nicht, wie lange, daß der Wachtmeister von Sankt Johann ins Horn bläst, wenn es brennt. Und Sonntags — denn Feuer ist hier nicht in Niedergrimmhausen, dazu haben der Bürgermeister ein zu gutes Regiment — aber jeden Sonntag gehört es sich, daß nach dem Hauptgottesdienst, wenn die Leute aus der Kirche heraus hungrig und fromm und ausgeschlafen nach Hause zum Braten gehen, der Wachtmeister von Sankt Johann einen Choral bläst. Dann gucken die Leute und hören und bleiben in den Straßen stehen, bis der Wachtmeister von Sankt Johann den ersten Vers geblasen hat, und wenn er den zweiten Vers bläst, dann gehen sie über den Marktplatz, klein und putzig. Aber das geht nun schon lange nicht mehr, denn weißt du, Anne, und ich gehe ja schon, das Morgensternsche Bier — hier, gleich der Schornstein unter dem Südturm ist die Brauerei, und Morgenstern ist Ratmann und hat einen schönen Hof — aber ich gehe ja schon, denn das Bier, ja, Kleine, das hat alleweil gut geschmeckt."

*

Anne nahm die hellglänzende Trompete vom Nagel. Natürlich, wenn einer auch nur drei Vierteljahre auf der Walze ist, und wenn es auch nur ein armes, verlaufenes kleines Mädchen ist und betteln geht, so kommt es doch auf der Walze zu allerlei Künsten, die niemand in dem Kuhstall und der Milchkammer zu Hause in Klein-Zirknitz in der Mark lernen kann. Anne schloß vorsichtig die Tür der Küche und sah nach den Fenstern. Dann feuchtete sie das Mundstück und fingerte an den Tasten. Sie klappten alle und schlossen und hatten ihre Richtigkeit. Ja, was für einen Choral konnte man wohl blasen, wenn der Gottesdienst zu Ende war? Und wie war einem armen Menschenkinde ums Herze, das nicht mehr verloren auf der Landstraße irrte, sondern wieder seine Ordnung hatte und Anstand und Reputation und ein Zuhause? Leise formte sich der Choral: „Nun danket alle Gott." Aber die zweite Strophe ließ sie schon durch den engen Raum schmettern, daß es Art und Kraft hatte und die Fensterscheiben fröhlich ins Lied hineinklirrten. Mit einem glücklichen Lachen hing sie die Trompete an ihren Nagel zurück. Sie hatte etwas, womit sie Dank sagen konnte, dem lieben Gott und dem Herrn Wachtmeister zugleich.

Sie brachte im Südturm ihre Kammer in Ordnung und trat wieder auf die Rampe hinaus. Die Landschaft lag weit in der Sonne, ringsum gebreitet um den Doppelturm von Sankt Johann. Sie lag offen und lockte, und der Turm von Sankt Johann stand gerade in der Mitte der ganzen, weiten, schönen Welt. Dennoch war es anders geworden. Nun glänzten die Dörfer mit weiß gekalkten Mauern blendend in der Ebene, nun kuschelten sich die Häuflein dunkler Holzhäuser an den Rand des Waldes. Und nun scharten sich die Dächer der Stadt dicht um ihre steile Kirche. Alles war heimlich geworden, alles beruhigend und still. Nur ein scheuer Blick des Mädchens streifte die Wälder. Wohl war es ein liebes Wandern auf den weichen Waldwegen gewesen. Und wenn die Nacht lau war und das Moos trocken, dann schenkte auch der Wald den Verirrten einen behaglichen Ruheplatz. Dennoch wurde der Schlaf ein schreckhafter. Die lieben Tagvögelein, die man kannte, hatten ihr letztes Lied von den Wipfeln herab in die scheidende Sonne gesungen. Nun waren sie nicht mehr da. Aber das Nachtgevögel, das man nicht kannte, wurde wach. Schatten huschten lautlos durch die Zweige. Wenn der Raubvogel heiser schrie, ein Tagvögelein ängstlich aufzirpte, dann war ein Unheil geschehen. Es knackte ein-

mal ein Zweig. Wenn die erschrockenen Blicke das Dunkel durchbohrten, schlich ein Fuchs über den Weg, schlüpfte ein Marder über den Boden. Der Raub war wach geworden, die Feindschaft, und der Wald war unheimlich. Aber hier war Sicherheit. Die Kleider zerrissen nicht mehr an den Dornenhecken und den Sträuchern, die Glieder froren nicht mehr im rieselnden Regen. Es drückte sich alles ringsum dicht an den Kirchturm von Sankt Johann. Der ragte hoch auf und hielt Wacht. Ein kleines Menschlein dort schlich über den Hofplatz, ward von irgendwoher ohne eigene Bewegung geschoben. Die Hühner jagten auseinander, die Gänse schalten, sie reckten die langen Hälse, ohne daß ihr Fauchen zu vernehmen war. Und das kleine Menschlein, das geschoben wurde, verschwand in einem Stallgebäude. Ein Wagen lief über den Marktplatz. Sein Rattern drang nicht bis auf den Turm. Es war alles nur ein lustiges Spielzeug, den Augen der Turmbewohner weihnachtlich beschert. Ein paar Jungen jagten sich. Sie wurden nur hastiger von irgendwoher bewegungslos geschoben. Alles, was sie taten, das taten die kleinen Menschlein dem Bewohner des Turmes zum Spaß, der hoch über sie gestellt war, und sie wußten nicht, daß der über ihnen stand und sie verlachte. Ja, das gab die Sicherheit, daß man über ihnen allen stand, und keiner konnte mehr an einen herankommen, der sechzig Meter, zweihundertundzehn Stufen über ihnen seine Wohnung hatte.

Und am anderen Tage war Sonntag. Aber dieser Sonntag sollte das kleine, verirrte Mädchen, das nun aufgehoben und unter Schutz genommen war von lieben Menschen, dennoch nur wie ein anderes Spielzeug unter behütendes Glas gestellt war, dieser Sonntag sollte das arme, kleine Mädchen mitten in die Stadt, mitten unter die Menschen, mitten in die Ordnung hineinstellen als ein Ding, das dazugehörte, weil es auch eine Leistung in die Gemeinschaft hinein vollbrachte. Das war ihr Geheimnis. Die Wachtmeisterin war am späten Sonnabend müde und stolz zurückgekommen. Sie hatte auch ihre Pflicht getan, und unten krähte ein Menschenkind mehr unter den Menschenkindern. Der Wachtmeister hatte seinen Uniformrock ausgebürstet, hatte den Helm geputzt, den alten Kürassierpallasch umgeschnallt. Und die Wachtmeisterin hatte ihr schwarzes Sonntagskleid angezogen. Denn heute wollten die beiden sich zu den andern ordentlichen Menschen der Stadt in die Kirche setzen. Heute konnten sie's. Denn nun war die Kleine, unsere Kleine da, um den Turm zu hüten. Da begannen die Kirchenglocken zu läuten und der Turm zu wanken.

„Aber Anne, Kind!“ Der Wachtmeister lachte. „Es ist bloß, weil der Doppelturm von Sankt Johann es doch nicht zugeben kann, daß nur von außen her die Stürme um ihn brausen, als sei er ein toter Schelm und hätte nichts Eigenes in sich. Nun schickt er seine eigene Stimme laut genug in die Welt hinaus. Ist ihm ganz gemütlich dabei. Er schaukelt sich bloß in den Hüften, als wollte er ein wenig tanzen zu seinem Liede. Mußt keine Angst haben, kleine Anne. Die Beine hebt er nicht, die sind ihm fest genug im Grund von Grimmhausen gewachsen. Er schüttelt nur den Kopf und schüttelt die Menschlein mit, die in seinem Kopfe kraulen.“

Die Wachtmeisterin stellte ein paar Töpfe tiefer aufs Bord, die hinunterfallen wollten, aber das Mädchen lief hinaus. Nein, der Sturm im engen Küchenraum, der war nicht zu ertragen. Draußen auf der Rampe hallte es freier. Die Stimmen des Turmes waren darum nicht weniger gewaltig. Aber so durfte es nicht sein, daß einer sich verwegen in enger Sicherheit behaglich streckte, während um ihn die aufgewühlte Leidenschaft brandete. Wenn Sturm war, mußte Sturm aus der eigenen Brust kräftig antworten. Wenn Kampf war, mußte das eigene Herz mitkämpfen. Anders war ein Menschenkind fühllos tot. Gegen den Wind da draußen lief man jauchzend an. Hier stand man verloren und zitterte und würde doch im eigenen Leibe geworfen von der Leidenschaft des Turmes. Draußen war es eine Lust, hier war es fremde Pein. Draußen, ach, draußen! Das Herz tat dem kleinen Mädchen weh, aber es mußte stillehalten und konnte nichts anderes tun als stillehalten. Nein, hier konnte keiner frei sein, wie er war, wenn er da draußen gegen den Sturm auf den Höhen ansingen konnte. Wer hat eine lautere Stimme? Der Sturmwind heult und pfeift, aber die Stimme des Menschleins aus seiner Brust hat Worte und Sinn. Die Glocken dröhnen, und der Turm erbebt, aber man selber war ausgeschlossen aus ihren Gewalten. Da draußen peitscht der Wind Hagel und Schloßen, man ist dennoch seiner selber und des Windes Herr. Man kann weichen und ihm trotzen, wie man will und Kraft in seinen Gliedern hat, oder man kann sich unter eine Eiche stellen und in Wetter und Unwetter hineinlauschen. Aber hier unter der Erschütterung der Glocken und dem ehernen Hallen des geschüttelten Turmes war man ein ohnmächtiges Etwas, gebunden und ausgeliefert.

Das Mägdlein warf einen trüben Blick in die sonnigen Fernen. Dort war alles rein und frisch gewaschen. Es war Sonntag draußen. Dann hatten die feiertäglichen Menschen ein fröhliches Grüßen auch für eine zerrissene Landstreicherin. Dann waren sie eigentlich alle für einen Tag losgelassene Landstreicher, und das Leben rechneten sie nach diesen Feiertagen. Aber hier stand das Mägdlein allein mit einem sehnenden Herzen mitten in aller Freiheit, ausgeschlossen. Wie war es nur möglich, ausgeschlossen und in der Enge zu bleiben? War nicht draußen alles, was lockte? Es hatte gelockt, als eine

Kleinmagd von der Bäuerin Schelte erhielt und davonlief. Es hatte gelockt, als man in Sonne und als man im Regen lief, in Wetter und Unwetter, in Kumpanei und Verlassenheit. Draußen war Weite, draußen war das Menschenkind ein Menschenkind und nichts weiter. Und mehr als ein Menschenkind konnte man nicht sein. Denn ein Menschenkind draußen war ein Kind Gottes. So waren die Vöglein und die Tiere des Waldes Gottes Kreatur. Und alles war heimlich und alles vertraut. Aber hier war Fremdheit, und ein Menschenkind war vielen Menschen verpflichtet, seiner selbst nicht mächtig, darum auch der Menschen Eigentum und nicht Gottes. Hier lachten die Straßenjungen hinter dem verirrten Menschlein her. Hier waren Amtsrichter und Landreiter, und alles war feind. Draußen, nur draußen konnte man sein. Mußte man nicht die Stiege abwärtsklettern und die steinerne Wendeltreppe weiter, um nach draußen zu kommen? Ein Bündel hatte man nicht zu schnüren. Man war fertig für die Weite.

Aber dann wurde es anders. Die letzten Glockenschläge hallten nach. Der Turm ward still nach dem Ausbruch seiner wilden Leidenschaft. Stand wieder in steinerner Gelassenheit. Nun lauschte er heimlich in sich hinein. Die Orgel klang verhalten. Es war, wie wenn ein verirrtes Mägdlein am Abend langer Wanderung vom Waldrand her in die scheidende Sonne sah. Dann gingen die Gedanken in das eigene Herz zurück, aus dem sie gestiegen waren. Dann war der Kreis geschlossen. So lauschte der Turm auf die Orgeltöne, wie ein Menschlein lauscht auf den eigenen Schlag des ruhig gewordenen Herzens. Und danach wurde es heilig still. Das war, wie wenn die Dämmerung friedvoll sich auf die Felder senkt. Der Himmel wird blaß, und die Erde verliert die Buntheit ihrer Farben. Das eigene Leben versinkt vor einem, sinkt dorthin zurück, woher es gekommen ist, in den Abgrund des einen großen Gottes. Gewiß, so sanken auch die ordentlichen Menschlein, die in der Kirche saßen, Wachtmeister und Wachtmeisterin, in die beruhigende Sicherheit ihres frommen Lebens. Es war nicht nötig auf die Worte des Pfarrers zu achten. Es war genug, daß der Pfarrer Worte sprach.

Da ging das Mädchen, um die Trompete zu holen. Denn nun mußte man aufpassen. Ein stilles Lächeln leuchtete in den Augen auf, eine fröhliche Erwartung. Man durfte den rechten Zeitpunkt nicht versäumen. Vom Südturm her hatte man den Blick auf den Marktplatz. Ein leises Windlein mußte von hier aus den Klang über die Stadt tragen. Fast klopfte dem Mädchen angstvoll das Herz. Die Orgel sang wieder. Man hob sich aus der Versunkenheit seines frommen Lebens. Man reckte sich auf zu neuem Tun im Alltagsleben. Man hatte in der heiligen Versunkenheit die Kraft zu neuem Arbeiten gefunden. Eine kleine Weile aufhorchender Stille trat ein. Man tat noch einmal stehend sein ordentliches Gebet. Und diese wohlanständige Ordnung, gerade die war es, in die man sich nun hineinblasen wollte. Heimlich, beinah war es doch so, daß man sich verbotenerweise dahineinstehlen wollte, wo man kein Recht zu stehen hatte. War dieser Kreis dennoch einem verirrten Vöglein verschlossen? Nein, das Herz durfte nicht wieder klopfen, mußte stille sein. Es gehörte ein Wille dazu, und jetzt brauchte man allen seinen Atem. Denn jetzt wurden die Kirchentüren aufgetan, und die ersten schwarzen Menschenpünktlein wollten sich die Hände reichen.

„Nun, Herr Nachbar, wie steht's mit der Gesundheit? Und fressen die Schweine, wie es sich gehört?“

Da hob das Mädchen die Trompete an den Mund. Starke, kräftige, langhingezogene Töne, dreimal dasselbe c, zweimal in das d hinaufgehoben und wieder mit dem c beruhigt und sicher schließend. „Nun danket alle Gott!“ Das war der Ruf, das war die Fanfare, welche die ganze Stadt weckte, das ganze Regiment zusammenrückte, die Christengemeinde weithin forderte. Ruhiger und bewußter folgte die Erklärung des Weckrufes in tieferen Tönen: „Mit Herzen, Mund und Händen.“ Aber noch einmal, und nun war alle Aufregung gebannt, nun waren die Lippen fester um das Mundstück geschlossen, noch einmal darum dringlicher rufend, triumphierender strömten die langen Töne vom Turm herab: „Der große Dinge tut.“



Und beseligter noch die Gewißheit, denn nun war man dennoch mit hineingeschlossen in die Gemeinde all der ordentlichen Bürger: „An uns und allen Enden.“ Ja, da unten waren sie stehengeblieben. Keiner ging über den Marktplatz. Die Kinder zeigten mit ausgestreckten Händen auf den Turm. Die großen Leute standen bloß und lauschten und hielten die Hände über dem Gesangbuch gefaltet. Die Trompete aber wiederholte den Ruf des Anfanges, nun mit dem tieferen g dreimal und zweimal zum a hinaufsteigend, um mit dem g auch diesen Kreis zu schließen. Doch in der Tiefenlage schmetterte die Trompete nicht wie in der Fanfare des

Anfanges. Nun war es ein kaum verstandenes Wunder: „Der uns von Mutterleib.“ Ein kaum verstandenes Wunder, aus dem heraus man erst wieder lernen mußte, fröhlich zu triumphieren. Aber man durfte ja triumphieren, denn deutlich wurde die Gnade Gottes, die er all seinen Menschenkindern schenkte, allen, und die verirrten waren nicht länger ausgeschlossen. „Und Kindesbeinen an —“ Die Trompete hob sich wieder bis zum c des Anfanges, bis zur schmetternden Siegeszuversicht. Und damit hatte man die Sicherheit gewonnen, als ein unverdientes Geschenk des allzeit gnädigen Gottes, die zu einem Leben in Anstand und Ordentlichkeit nötig war. Und mit dieser gnadenvollen Sicherheit, wie ein behütetes Kindlein an der Hand Gottes, wie ein tapferer Soldat, der den Befehl seines Rittmeisters zu erfüllen hat, mit dieser Gewißheit göttlichen Haltes marschierte man fröhlich in dieses Leben hinein, die ganze großartige Kadenz hinunter: „Unzählig viel zu gut und noch jetzund getan!“

Die Leute unten, schwarze, verlorene Pünktlein von hier oben her gesehen, auch diese ordentlichen Bürger und Bürgerinnen nur kleine Nichtse vor Gottes Angesicht, sie bewegten sich einmal, sie atmeten einmal voller Freude tief auf. Dann standen sie wieder und lauschten der zweiten und der dritten Strophe. Zuletzt gaben sie sich die Hände, lachten und nickten zum Turm hinauf. Es war ja wieder so, wie es von alters her gewesen war. Es war ja wieder so, wie es sich gehörte. Und es mußte doch alles in einem ordentlichen Leben so sein, wie es sich gehörte. Sie gingen nun ein gut Teil sicherer zu ihrem Sonntagsbraten.

Aber der Wachtmeister Hieronymus Rhode war nicht imstande zu reden. Er war vielleicht ein wenig zu schnell die mehr als zweihundert Stufen hinaufgeklettert. Aber ihm rollten die dicken Tränen über die Backen. „Mädchen, Kleine, unsere Kleine!“

Die Frau Wachtmeisterin küßte das Mädchen, das die Trompete in der Hand hielt.

Und noch ehe sie sich bis zu Worten gefaßt hatten, ja, es war wirklich so, und es gehörte wahrhaftig dazu, daß es so geschah — kam, ein wenig außer Atem, ein wenig mit zitternden Beinen, und die linke Hand hielt den Talar gerafft, aber die rechte streckte er dem Mädchen entgegen, kam der Herr Pastor selber.

„Das mußte ich sehen —“

Aber ehe er weiter hatte sprechen können, geschah das Gewaltigere, und auch dieses mußte geschehen, damit das verirrte Menschenkind aus seiner Verirrung zurückfinden konnte. Es geschah, daß der Gewaltigste dieser Erde, der Herrscher von Niedergrimmhausen und weiland Chef der ersten Eskadron Halberstädter Kürassierregimentes, die Würde seines schweren Leibes zu der Höhe des Doppelturmes von Sankt Johann hinauftrug.

„Achtung! Präsentiert das Gewehr!“ schrie der Bürgermeister. „Wachtmeister, wo haben Sie Ihren Hornisten?“

Und hernach erst konnte Wachtmeister Hieronymus Rhode die selige Last von seinem Herzen wälzen.

„Anne, unsere Kleine! Es ist auch nichts weiter als ein Menschenkind, das sitzt auf dem Rathaus im Bürgermeistersessel und schreibt sich und protokolliert sich in die gemeine Bürgerschaft hinein. Und der Herr Rittmeister können nicht aus Niedergrimmhausen und der ganzen schönen Welt so ohne weiteres ausgestrichen werden. Sie haben Ihre bestimmte Richtigkeit in der ganzen Linie. Und dann ist es wieder auch nichts weiter als ein Menschenkind, das auf der Kanzel von Sankt Johann steht und Gottes Wort der Christenheit verkündet. Es haben der Herr Pastor sein Amt, und es hat der dicke Wachtmeister Rhode, Halberstädter Kürassiere, erste Eskadron, sein Amt oben auf dem Turm von Sankt Johann und unten im Kittchen und in Niedergrimmhausen und der ganzen großen Menschheit. Und du hast zu blasen. Anne, Kind, unsere Kleine!“

Und die Kleine warf von hoher Rampe des Doppelturmes noch einen Blick in Gottes weite, verlockende Welt, und sie nickte trotzig und schloß die Augen, und dann gab sie dem Wachtmeister beide Hände mit der Trompete in der Rechten.

„Ja, so ist es, Vater,“ sagte die Kleine, Anne Wentorf aus Klein-Zirtnitz in der Mark, „und ich bleibe bei Euch, Vater!“

Ein Lebenslauf. Von Frida Schanz

In Glück und Sonne begann die Reise ins Leben.
Die Ferne lag duftend und blitzend, die Straße war eben.
Da stieg ein brodelnder Dunst aus dem Schoße der Erde.
Da kam Verwirrung in die Gestränge der Pferde.
Da stockte die Reise, begann ein mühsam Gewandre.
Das goldene Ziel im Dufte der Zukunft erreichte ein andrer.
Der Mittag war heiß und hart; die Hoffnungen schieden.
Im Abendlicht kam ein gebrochener Mann zu traurigem Frieden.



Die chinesische Frau

Bilder in Farben und Worten

von Dorothea Hauer

„Du liebst deinen Mann nicht!" sagte Frau Wang, die Frau des reichen Pekinger Apothekers Wang zu ihrer deutschen Freundin. Diese machte ein erstauntes Gesicht. „Du liebst deinen Mann nicht ..." wiederholte die niedliche Chinesin, ihr sonst so glattes Gesicht in feine Kummerfältchen gelegt. „Du bist ebenso alt wie ich, bist 40 Jahre alt und hast deinem Mann noch immer keine neue Frau geschenkt. Du hast nicht das geringste Verständnis für ihn."

Die Deutsche begann zu lachen — der Ausdruck der Chinesin erstarrte in kindhaftem Ernst. „Frauen unseres Alters sind nichts als vertrocknete Teeblätter," fuhr sie fort. „Ich habe meinem Mann zum Geburtstag eine junge Frau geschenkt. Sie hat 2000 Taels gekostet — das erlauben uns unsere Mittel." Frau Wang war augenscheinlich sehr mit sich zufrieden, es erübrigte sich also jede Einwendung.

Als die deutsche Freundin nach einigen Wochen wieder einmal vorsprach, fand sie die kleine Frau in Tränen aufgelöst. „Er kümmert sich überhaupt nicht mehr um mich... er ist nur noch bei der Neuen!" brachte sie mühsam heraus.

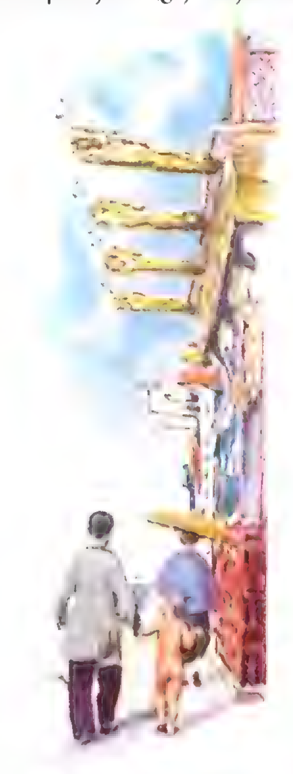
„Siehst du!" sagte die Deutsche, „was brauchtest du auch deinem Manne eine Frau zu schenken!"

Die gebeugte Gattin gewann sogleich wieder Haltung.

„Davon verstehst du gar nichts!" antwortete sie abweisend. „Hätte ich ihm keine geschenkt, würde er sich selbst eine gekauft haben, und über die hätte ich dann gar nichts zu sagen gehabt!"

Es erfordert allerlei Klugheit und Takt seitens der Ehefrau, will sie mit der gesetzlich anerkannten Nebenfrau des Gatten in Frieden unter einem Dache wohnen. Oft genug wird das Gericht angerufen, um das eheliche Gleichgewicht wiederherzustellen. Dem englischen Gericht in Hongkong trug z. B. die Hauptfrau eines Fischers folgende Klage vor: „Die Kit fat, die Nebenfrau, hat sich geweigert, mir etwas Wasser zu kochen! Ich nahm deshalb einen Bambusstock und schlug sie damit auf den Kopf. Jetzt weigert sich das dumme Ding, länger mit mir zusammenzuwohnen!" — „Es ist schlimm, daß der Ehemann nicht als Zeuge vernommen werden kann," meinte ratlos der alte Richter Wood, der schon manches salomonische Urteil in chinesischen Familienangelegenheiten gefällt hatte. „Der Ehemann ist trotz aller Nachforschungen nirgends aufzutreiben . . ." bestätigten die Polizisten. Man sieht daraus, auch für den Ehemann entstehen mißliche Lagen, sobald Frau und Nebenfrau miteinander uneins sind.

„Du wirst dich mit den Nebenfrauen deines Zukünftigen immer gut vertragen..." kündet der Glück verheißende Wahrsager neugierigen Mädchen, wenn er für sie das Iking, das uralte Zauberbuch, befragt, in dem alle Weisheit der Welt enthalten ist. Die bei uns von jungen Lippen an das Schicksal gerichtete Frage: „Werde ich überhaupt einen Mann bekommen?" fällt in China völlig weg, weil dort jedes Mädchen heiratet, vielmehr von



Heimkehr vom Einkauf
Oben: Die Südchinesin als Zugtier

den Eltern verheiratet wird. Nur die Waisenmädchen der Missionsanstalten werden nach ausländischen Grundsätzen erzogen. Ihnen soll die Wahl des Gatten Herzenswahl sein. Es glückt den armen Dingern aber meistens nicht, auf eigene Faust einen Mann zu finden, weshalb die Chinesen jene Erziehungsheime spöttisch als „Institute zur Schaffung alter Jungfern“ zu bezeichnen pflegen.

*

Die chinesische Ehe wird durch den Heiratsvermittler eingeleitet — eine nüchterne Tatsache, der zutrotz der Volksglaube besteht, daß der „Alte im Monde“ mit rotem Seidenfaden die Füße jener kleinen Kinder zusammenbände, die dereinst ein Paar werden sollen. Erscheint die vorgeschlagene Vereinigung annehmbar, so muß der Wahrsager den beiden Ehekandidaten das Horoskop stellen. Eine „Ehe der fünf Dämonen“



In Futschau: Die charakteristische Haarfrisur und der Ehrenbogen einer tugendhaften Witwe. Im Hintergrunde der „Babyturm“

dürfte keinesfalls statthaben. Sie würde Kinderlosigkeit, Krankheit, schlechtes Einvernehmen und Armut in Gefolgschaft haben.

In reichgestickter, roter Sänfte, denn rot ist die Farbe des Glückes und der Freude, wird die Braut zum Hause der Schwiegereltern getragen. Je vornehmer die Hochzeit, um so länger der festliche Zug von Musikanten, Hellebarden- und Fahnenträgern, welcher der Sänfte vorausmarschiert. Das ist ein eitel Gleißen von Gold und ein Leuchten aller bunten Farben unter Chinas strahlendem Sonnenhimmel. Im Hofe ihres neuen Heims steigt die Braut aus der Sänfte. Sie trägt ein rotseidenes Hochzeitskleid und eine goldene Krone, von der Perlenketten herabpendeln, gleich einem Vorhang ihr Gesicht verhüllend. Nun kniet, betet und verneigt sich die Braut vor den Namenstafeln des Himmels und der Erde wie vor denen der Ahnen. Sie neigt sich und betet erst allein, dann gemeinsam mit dem Bräutigam. Während dieser langen, anstrengenden Übung wird sie von der Festordnerin, die ihr die Reihenfolge der Zere-

Die Nebenfrau

monien diktiert, beständig geführt und gestützt.

Das Bett wird in Nordchina, wo man sehr kalte Winter kennt, durch den „Kang" gebildet. Der Kang ist gemauert und heizbar. Mit dünnen Polstern, wattierten Decken und harten Nackenstützen richtet man ihn zur Lagerstatt her. Neben dem Polster steht der niedrige Kang-Tisch, von dem man, in halb liegender Stellung, Tee trinken kann.

Am Hochzeitsabend löst der Bräutigam mit eigener Hand die Blumen aus dem Haar der Braut und legt sie an jene Stelle des Gemaches, wo sich zurzeit der Glücksgeist aufhält. Vom Glücksgeist wird vor allem erwartet, daß er für reichen Kindersegen sorgt. Über dem Kang hat das junge Paar ein Bild hängen, das seine Zukunftsträume veranschaulicht: hundert Kinder springen, spielen, tanzen dort vergnügt umher, eins von ihnen greift nach der höchsten Gelehrtenwürde, der Vorstufe zu den höchsten Staatsämtern.

Die hundert sagenhaften Kinder des Kaisers Wen Wang sind zum Symbol geworden. Wenn sich der Glücksgeist säumig zeigt, pilgert die junge Frau zum „Tempel der hundert Kinder". Hier thront auf dem Ehrenplatz die Himmelskönigin, die heilige Mutter, die Matrone der Fruchtbarkeit. Ihr wird Weihrauch geopfert, ein Paar kleiner Schuhe dargebracht. Oder die künftige junge Mutter sucht sich unter den Kinderfiguren eine, die ihr besonders gefällt und hängt ihr einen „Dudo", einen roten Kinderschurz um.

Eine „vieräugige Frau", d. h. eine solche, die ein Kind erwartet, verläßt nicht das Haus. Wird ein Sohn geboren, so ist die Freude übergroß, Verwandte und Freunde werden sogleich benachrichtigt. Eines Mädchens Ankunft übergeht man lieber mit Stillschweigen. Die Annahme der Ausländer, daß kleine Mädchen häufig ausgesetzt würden, entspricht nicht den Tatsachen. Jene toten Kinder, die auf Flüssen treibend oder in Innerchina auch wohl am Wegrand liegend angetroffen werden, sind schlecht oder gar nicht begrabene Leichname. In manchen Gegenden sind daher von Wohltätern „Babytürme" gestiftet worden. Sie messen 5 Meter in der Breite und sind mit zwei fensterähnlichen Öffnungen versehen, von denen eine die Aufschrift „Männliche Kinder", die andere den Vermerk „Weibliche Kinder" trägt.

Es kommt vor, daß sehr arme Eltern eine Tochter verkaufen, deren Los dadurch oft genug nur gebessert wird. In allen wohlhabenden Familien trifft man solche kleinen Sklavenmädchen als Dienerinnen an. Sie wachsen zusammen mit den Kindern des Hauses auf und wirken eher als Haustochter denn als Magd.

*

Ernst und still von Natur, lernt das chinesische Mädchen sehr früh, sich nützlich zu machen. Es greift zu im Haus, auf dem Acker, oder es schleppt Steine, zieht Wagen, regiert das Ruder, genau so ausdauernd und gewandt wie die Mutter. Und genau wie die Mutter bündelt es sich eins der jüngsten Geschwister mit dem bunten Tragetuch auf den Rücken. Oft selber nicht viel



Junge Mädchen beim Wahrsager



Nordchinesin mit verkrüppelten Füßen. Ölgemälde

größer als dieses Jüngste, geht es allen seinen Pflichten nach, immer mit dem dicken, lebendigen Paket belastet, singt unverdrossen sein begütigendes „Ei—jah ... ei—jah!", wenn das Paket anfängt, ungemütlich zu werden.

In gebildeten Familien erhält das heranwachsende Mädchen eine ähnlich sorgfältige Ausbildung wie die Knaben; es wird meist mit den Brüdern zusammen durch einen Hauslehrer unterrichtet. Daneben lernt es Päonien und Pflaumenblüten auf Seide malen und auf der mit Schlangenhaut bezogenen Geige oder der langen, schmalen Zither spielen. Gute Geistesbildung ist in China von jeher an der Frau geschätzt worden. Zahlreiche Frauen des Altertums sind als Dichterinnen berühmt gewesen, und der bekannten historischen Frauenschönheit der Kaiserin Yang Gui-feh wird in besonderer Anerkennung ihrer Vorzüge reiches geschichtliches Wissen und Begabung für Dichtkunst und Komposition nachgerühmt.

Der modernen Chinesin stehen alle Wege zu einer Ausbildung offen, die sich in keiner Weise von der ihrer westlichen oder amerikanischen Schwestern unterscheidet. Man begegnet ihr als Krankenschwester, Ärztin, Volksrednerin, Lehrerin und sozialer Fürsorgerin.

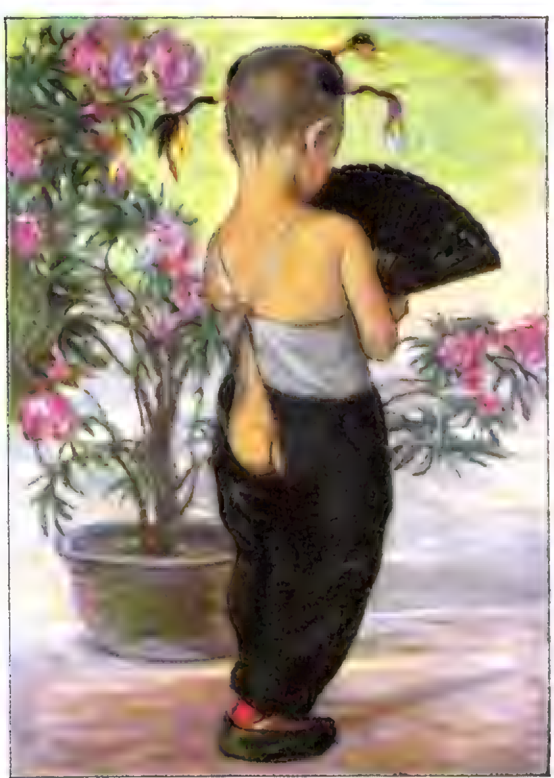
„Gibt es eigentlich hübsche Chinesinnen?" hört man den Europäer fragen, der niemals

in China war. Alles, was Rassenmerkmal bedeutet, verurteilt er in der Regel, dasselbe tut der Chinese im Hinblick auf die Europäerin. „Es ist doch merkwürdig," hörte ich einen hochgebildeten chinesischen Herrn sprechen, „wie abschreckend häßlichen Europäerinnen man häufig begegnet. Sehen Sie sich dagegen die Chinesinnen an — man wird von keiner einzigen sagen können, daß sie Abscheu errege!" Ich schwieg, denn ich hatte bis dahin gerade das Gegenteil bei mir gedacht.

Frauenschönheit von der Bühne herab auf sich wirken zu lassen, ist in China unmöglich, denn auch die Heldinnen werden durch Männer dargestellt. Diese wissen ihre Rollen so täuschend zu verkörpern, daß die Chinesin ins Theater geht, um an ihnen vorbildliche weibliche Anmut zu studieren. Berühmt ist der Schauspieler Meh Lan-fang als holdselige „Mao Tsiang". Er versteht es wie kein anderer glaubhaft zu machen, daß „vor ihrer Schönheit die Fische ins tiefste Wasser flohen, die Vögel in die höchste Luft, das Wild in den fernsten Wald". — Chinesische Dichter nennen die chinesische Frau „reizender als den Abendmond", „schön wie eine Hortensie", singen von „taubenetzten Birnenblüten, die mit ihrer Anmut wetteifern". Das Schuking, jenes älteste „Buch der Lieder", vergleicht ihre Hand mit Lilienknospen, ihre Haut mit geronnenem Balsam, den Hals mit weißem Holzwurm, die Zähne mit Kürbiskernen, und nennt die Augenbrauen „Fühlhörner des Seidenspinners". Die verkrüppelten Füße der Chinesin heißen in poetischer Sprache „goldene Lotusblumen". Ihr Ursprung geht auf zwei verschiedene Sagen zurück. Die eine erzählt von Yao Niang („Fräulein Tiefauge"). Sie war zur Zeit der Fünf Dynastien Palastdame des letzten Herrschers der Südlichen Tang und verstand es, sehr graziös zu tanzen. Der Kaiser ließ goldene Lotusblumen anfertigen, sechs Fuß hoch, und in den Blumen verschiedenfarbige Glückswolken anbringen. Er befahl Yao Niang, die Füße durch Einwickeln mit Seidenbändern zu krümmen, um ihnen die Gestalt des Neumondes zu geben. Wenn sie zwischen den Wolken tanzte, hatte es den Anschein, als ob der



Bildnis einer Lehrerin. Ölgemälde



Fünfjähriges Mädchen auf der Straße. Ölgemälde



Der berühmte Schauspieler Meh Lan-fang in der Rolle der Mao-Tsiang

Mond durch Wolken blickte. — Die Neumondfüße der Yao Niang sind vom Volke seither nachgeahmt worden, aber erst zu Ende des 13. Jahrhunderts wurde die Sitte des Fußbindens allgemein. Die Kaiser der Mandschu-Dynastie ließen seit des großen Kang Hi Zeiten wieder und immer wieder strenge Verbote gegen diese Unsitte ergehen, und es wurden Vereine zu ihrer Bekämpfung gegründet. Ganz ausgerottet ist sie noch heutigentags nicht, wenngleich man ihr nur selten noch bei der Jugend und dort auch nur unter den einfachen Mädchen begegnet. Frauen mit verkrüppelten Füßen haben von jeher den Männern besonders gefallen. Noch heute bekommt das ausdrucksloseste Auge des schlichten Mannes aus dem Volke zärtlich verliebten Blick, wenn es auch nur einer kleinen Seidenstickerei begegnet, die für ein winziges Schuhchen bestimmt ist. Und der durchreisende Fremde findet in China nichts interessanter als solche kleinen Schuhe.

⋆

Sehr ungern läßt sich die Chinesin malen. Sie hält es für eine schlimme Vorbedeutung, sich auf der Leinwand festgehalten zu sehen. In China hat niemals eine Porträtkunst in unserem Sinne bestanden, man kannte dort nur von jeher das „Ahnenbild“. Erst wenn jemand gestorben ist, oder wenn er so alt geworden, daß man annehmen kann, sein Ansehen wird sich bis zu seinem Tode nicht mehr verändern, läßt man sein Porträt malen. Dies Bild steht während der Ahnenopfer auf dem Altartisch und die Seele des Toten hält darin Einzug. Selbst moderne Menschen kommen nicht leicht von dieser althergebrachten Auffassung frei. Als ich die liebenswürdige und kluge Prinzessin Jun bat, ihre 16jährige Tochter malen zu dürfen, sagte sie mir bereitwillig zu. Zu der ersten verabredeten Sitzung erschien aber nur ein Diener mit der Anfrage, ob ich nicht vorzöge, die Großmutter zu porträtieren. Erst nach erneuten gegenseitigen Besuchen und Rücksprachen gewann ich schließlich das junge Prinzeßchen, die Kusine des kleinen Exkaisers, zum Modell. Während des Stillhaltens paßte sie gut auf, an welcher Stelle des Gesichtes ich gerade malte, und legte dort schnell dicken, weißen Puder auf. Sie sei nirgend gelb, sondern im ganzen Gesicht weiß! erklärte sie



Die kleine Sklavin



Kleine Geschwister

mir dabei. — „Sie haben unser kleines Kind sehr schön gemalt,“ sagte zum Schluß die Mutter. „Als Dank schicke ich Ihnen ein Stück Seide. Sein Hauptwert liegt darin, daß es mir die Kaiserin Tze Hi persönlich verehrte.“

Die 1908 verstorbene Kaiserinwitwe Tze Hi, der „alte Buddha“, wie sie sich am liebsten nennen hörte, wird unter den berühmten Frauen Chinas stets einen ersten Platz einnehmen. Ursprünglich nichts anderes als vierte Nebenfrau des Kaisers Hiän fong, hat sie es verstanden, zur Regentin ihres 400-Millionen-Volkes emporzusteigen und es 47 Jahre hindurch unumschränkt zu beherrschen. Viele Züge aus dem Alltagsleben dieser großen Frau sind uns überliefert worden. Wie sie die Blumen geliebt und gepflegt, den gefangenen Vögeln die Freiheit geschenkt hat. Wie sie, nach altchinesischer Sitte, mit ihren Hosen bekleidet zu Bett ging und wie ihre Morgentoilette in einer Gesichtswäsche bestand. Wehe der Dienerin, die den Perlen-



Die Braut
verehrt Himmel und Erde

kranich aus Schmuckkasten Nr. 135 nicht schnell genug zu finden wußte! Und dreimal wehe dem frisierenden Eunuchen, wenn er sich unterstand, ihr ein Haar auszureißen! Dann rief sie nach dem „Sack", der stets in ihrer Nähe sein mußte. Er enthielt eine Auswahl von Bambusstöcken, mit denen die Hofdamen Hiebe austeilen mußten, zu denen ihre feine, ringbeschwerte Hand aber nicht ungern selber griff.

Nur einmal im Leben trägt die Chinesin das rotseidene Brautgewand — eine Witwe feiert niemals wieder Hochzeit. Sie kann nie wieder eines Mannes erste Gattin werden, höchstens seine Nebenfrau. Sie wird es aber in der Regel vorziehen, allein zu bleiben, um nicht der Geringachtung der Mitwelt anheimzufallen. Tugendsame Witwen wurden in früheren Zeiten nach ihrem Tode durch steinerne Ehrenbogen gefeiert, ja, viele begingen am Sarge des Gatten Selbstmord, um dieser hohen Auszeichnung teilhaftig zu werden.

★

Wer die Bilder dieses Aufsatzes betrachtet und seinen Text gelesen hat, der kennt eigentlich die Malerin, die auch mit Worten höchst anmutig zu plaudern versteht. Aber ein wenig neugierig ist man doch zu erfahren: wie kam Dorothea Hauer zu den Chinesen? Immer spielt das Schicksal seltsam, und jeder Anfang hat etwas von einem Märchen. Da hatte die kleine Dorothea einen alten Onkel, der besser und treuer als



Opfer und Gebet im „Tempel der hundert Kinder"

Andersen von China erzählen konnte, denn er war selber im Reiche des Drachen gewesen und hatte allerlei Andenken mitgebracht. Und der Bruder des kleinen Mädchens hatte eine herrliche Teepackung von Rex gesehen mit einem schlitzäugigen Mandarinen und seltsamen Schriftzeichen, die mit magischer Gewalt auf ihn wirkten. Ein Kind noch beschloß er, diese Rätsel deuten zu lernen, und sein Leben erfüllte ihm Traum und Willen, denn im Konsulardienst des Reichs ist er später nach China gekommen. Und dann trat eine leibhafte Vertreterin des fernen Ostens in den Lebenskreis der jungen Dorothea Hauer. Sie war zwölf Jahre alt, da lernte sie die kleine Tochter eines hohen chinesischen Mandschubeamten kennen, der in Berlin als Attaché der chinesischen Gesandtschaft lebte. Eine herzliche Freundschaft verband die kleinen Mädchen, und als Dorothea zu zeichnen begann, hat sie sich oft an dem klugen, lieben Gesicht versucht. Die Freundin ist früh gestorben, aber die Künstlerin ertappt sich noch oft darauf, daß sie nach deren Zügen sucht, wenn sie Chinesinnen malt.

Die Liebe zu China ist früh entstanden, aber sie blieb einstweilen ohne Folge, denn zunächst galt es zu lernen. Mit 16 Jahren ging Dorothea Hauer zu Hans Baluschek in die Schule. Hier lernte sie vor allen Dingen zeichnen. Der meisterhafte Darsteller der modernen Großstadt und ihrer Bewohner schärfte ihr den Blick für das Wesentliche, auch das Humoristische, und wenn es ihr später in fremdem Lande verhältnismäßig schnell gelang, gut zu sehen und nur das Entscheidende zu gestalten, so ist sie dafür



Die Brautsänfte im Hochzeitszug



Die kleine Liu Ping beim Spiel. Ölgemälde

neben der eigenen glücklichen Veranlagung dem Vorbild und der Unterweisung Hans Baluscheks dankbar. Sie ist sechs Jahre lang seine Schülerin geblieben. Dann ging sie (1910) ein Jahr nach Paris.

Nach diesen sieben Jahren ernster beruflicher Arbeit fühlte sich Dorothea Hauer stark genug, an die Verwirklichung ihrer Kindersehnsucht zu denken. Gründlich, wie sie ihrer Natur nach ist, verließ sie sich für den Besuch in China, wohin inzwischen ihren Bruder sein Amt gerufen hatte, nicht auf Deutsch und Englisch oder den Konsulardolmetscher, sondern sie ging ins Orientalische Seminar der Berliner Universität und lernte dort Chinesisch. Ihr Lehrer war Alfred Forke, der berühmte Sinologe, der jetzt in Hamburg wirkt. Dann ging sie, 1912, nach China. Damals wankte das alte Reich unter den ersten Erschütterungen einer auch heute noch nicht abgeschlossenen Revolution. Dorothea Hauers kleine Freundin war Hofdame der Kaiserin geworden und hatte einen kaiserlichen Beamten geheiratet. Hilfeflehend erschien sie mit ihren beiden Kleinen bei der Künstlerin und bat um Obdach. An Torbögen und Laternenpfählen hingen und steckten die Köpfe von Enthaupteten. Es war eine schlimme Zeit. Trotzdem unternahm Dorothea Hauer von Peking aus zahlreiche, oft mehrtägige Ritte ins Innere, begleitet von ihrem chinesischen



Bildnis der Prinzessin Jun, Kusine des jungen Exkaisers

Reitknecht Masu, der ihr Malgerät in den Satteltaschen seines Pferdes trug.

Die Künstlerin gewann das ferne Land sehr lieb, und sie entbehrte es, daß sie während des Krieges und danach ihre Reise nicht wiederholen konnte. Proben ihrer zarten und treuen Kunst haben diese Hefte im Januar 1917 gezeigt; einige der damals entstandenen Landschaften hat das Museum für Völkerkunde in Berlin erworben. Erst 1925 konnte Dorothea Hauer wieder nach China und blieb dort zwei Jahre, indem sie das weite Reich nach allen Richtungen durchstreifte, trotz Bürgerkrieg. Überall wimmelte es von Soldaten. Wenn Has Tiäntze malte — so heißt sie auf Chinesisch —, standen fast immer etwa 100 Mann dabei und guckten zu, und groß war oft das Staunen, daß die fremde Dame sich chinesisch zu unterhalten verstand. Unzählige Fragen wurden gestellt und wollten freundlich beantwortet sein. Das Volk bekräftigte im allgemeinen den Ruf der Höflichkeit. In einem entlegenen Kloster hauste sie Wand an Wand mit Soldaten in einer nicht verschließbaren Zelle. Niemand kränkte sie. Einer der Soldaten sagte einmal zu einem Kameraden: „Sie ist artig und fleißig. Du darfst ihr nichts tun.“

Ihre kleine Freundin war im Elend gestorben. Als eine bisher unerhörte Ehrung mußte Dorothea Hauer es empfinden, daß



Beim Spaziergang. Aquarell

sie in Pekings verbotener Stadt vom Pantschen Lama, einem der beiden tibetanischen Päpste, als erste europäische Dame in kleinstem Kreise empfangen wurde. Ein großes und stolzes Erlebnis war für sie im August 1926 die Ankunft des ersten deutschen Flugzeuges. Sie hofft, das nächste Mal durch die Luft ins Reich der Mitte fahren zu können. — Ihre Malerei ist in den letzten zehn Jahren heller, freudiger geworden. Sie beherrscht nicht nur die Landschaft, sondern auch die Figur. Ihre Bilder bieten keine flüchtigen Stimmungen. Sie erzählen etwas, nicht bloß von China, sondern auch den hellen und mutigen Augen der Künstlerin. - - gl - -

Die kirchliche Krisis in England

Von Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Dibelius

Es hat in England gewaltiges Aufsehen erregt, daß das Parlament den neuen Entwurf des Prayer Book abgelehnt hat. Niemand, der nicht zur anglikanischen Kirche gehört, kann nachempfinden, wie stark der Eindruck dieses Ereignisses drüben gewesen sein muß. Das Prayer Book ist keineswegs nur ein Gebetbuch. Es ist zunächst die kirchliche Agende, die in den Händen jedes Anglikaners ist wie die Luthersche Bibelübersetzung in den Händen jedes evangelischen Deutschen. Der anglikanische Gottesdienst ist liturgisch viel reicher ausgestaltet als der evangelische Gottesdienst in Deutschland; alle die langen Gebete des Priesters und die ausführlichen Antworten der Gemeinde sind im Prayer Book verzeichnet. Verschieden ist die Liturgie für den Morgen- und für den Abendgottesdienst und für Festtage. Das Buch enthält ferner eine Menge von Gebeten für besondere Gelegenheiten, sodann die Episteln und Evangelien für alle Sonntage des Jahres, Abendmahls-, Tauf-, Trau- und Sterbeliturgien, den Katechismus, die Psalmen, die 39 Artikel der anglikanischen Kirche und anderes mehr. Es ist das eigentliche anglikanische Hausbuch, in unzähligen Exemplaren verbreitet, und jede Änderung des Wortlautes ist eine Angelegenheit von nationaler Bedeutung.

Es ist klar, daß solche Änderungen von Zeit zu Zeit vorgenommen werden müssen. Das Buch stammt aus dem Ende der Regierungszeit Eduards VI. (1552) und hat seine gegenwärtige Gestalt nach Abschluß der Cromwellschen Revolution (1661) erhalten. Altertümliche Ausdrücke haben von Zeit zu Zeit durch moderne Ausdrücke ersetzt werden müssen. Es handelt sich jedoch nicht nur um die sprachliche Auffrischung des Textes.

Wichtiger ist etwas anderes. Der neue Entwurf soll in manchen Punkten überlebte Anschauungen der Vergangenheit mit den Anforderungen der Neuzeit versöhnen. Die alte Trauungsagende des 16. Jahrhunderts ist von alters her ein Stein des Anstoßes für feinere Seelen der Gegenwart gewesen. Es verletzt zartere Gemüter, daß dem Brautpaar vor dem Altar feierlich verkündet wird, die Ehe ist von Gott eingesetzt einmal zur Zeugung von Kindern, die in der Furcht des Herrn und zum Preise seines heiligen Namens erzogen werden sollen, dann aber auch als Heilmittel gegen die Sünde, um Laster und Unzucht zu meiden und die Eheleute als unbefleckte Glieder von Christi Leib zu erhalten. Hier und da haben moderne Frauen sich geweigert, das Ehegelübde zu sprechen, weil die alte Trauliturgie die unbedingte Unterordnung der Frau unter den Mann verlangt. Ob sie Gehorsam dem Manne versprechen will, fragt sie der Priester — nur in dem einen Punkte weicht das Ehegelübde der Frau von dem des Mannes ab, daß für sie auch der Gehorsam zu den übrigen ehelichen Pflichten hinzutritt. In all diesen Punkten sieht der neue Entwurf eine Fassung vor, die moderneren Anschauungen entspricht. Auch das Athanasianische Glaubensbekenntnis mit seiner überschroffen Fassung mancher Punkte des christlichen Dogmas wird nicht mehr verbindlich gemacht. Vor allem aber versucht der neue Entwurf, den verschiedenartigen Richtungen der anglikanischen Kirche, die sich untereinander lebhaft befehden, in dem Gebetbuch eine Existenzberechtigung zu sichern. Hier liegt der eigentlich entscheidende Punkt des Kampfes; denn die hochkirchliche, den Katholiken sehr nahestehende Richtung des Anglikanismus betrachtet den neuen Entwurf als einen großen Sieg ihrer Anschauungen.

*

In Deutschland pflegt man den Anglikanismus als eine englische Spielart des Protestantismus zu betrachten. Diese Anschauung ist grundfalsch. Vom deutschen Protestantismus unterscheidet sich der Anglikanismus dadurch, daß er die mittelalterliche katholische Hierarchie beibehalten hat und darin ein grundsätzlich entscheidendes Merkmal der eigenen Art erblickt. Außerhalb Englands nennen sich die Anglikaner Episcopalians, und in der Tat ist damit ihre Besonderheit klar zum Ausdruck gebracht. Im heutigen deutschen Protestantismus ist der Kirchenbegriff völlig verblaßt. Dem deutschen Protestanten kommt alles auf individuelle Frömmigkeit an; die Zugehörigkeit zu einer Kirche mag gut und nützlich sein, sie ist aber keineswegs etwas Entscheidendes. Wie die Kirche geleitet wird, ob durch Bischöfe oder Synoden, in welchem Verhältnis sie zum Staat steht, das alles sind für den deutschen Protestanten reine Zweckmäßigkeitsfragen geworden. In England dagegen sind es Dinge, an denen sich die Geister scheiden. Die schottischen Puritaner witterten in der englischen Form der Kirche mit den anglikanischen Bischöfen und

der engen Verbindung zwischen Kirche und Staat Gewissenszwang und Abgötterei und ließen sich eher von Haus und Hof vertreiben, als daß sie dies „Teufelswerk" mitgemacht hätten. Ob die Kirche ihre Angelegenheiten selbständig betreiben oder dem Staate untergeordnet sein soll, das sind Fragen, wegen deren es auf anglikanischem Boden Ketzerverfolgungen und Kirchenspaltungen gegeben hat. Die anglikanische Kirche lehnt es unbedingt ab, irgendeine andere Kirche, die keine bischöfliche Verfassung hat, als gleichberechtigt anzuerkennen. Von den ersten Aposteln ist der Heilige Geist durch Handauflegung auf ihre Nachfolger übertragen worden, und nur diejenigen, die ihn in lückenloser Kette von den Nachfolgern Christi erhalten haben, sind im Besitze des Geistes der Kraft und Wahrheit. Die anglikanische Kirche kann noch so sehr in dogmatischen Fragen mit dem deutschen Protestantismus zusammengehen — da dieser keine bischöfliche Verfassung hat, ist er nicht die wahre Kirche, ist er überhaupt keine Kirche. Es gibt nach anglikanischer Auffassung drei Formen der christlichen Kirche: die griechisch-katholische, die römisch-katholische und die anglikanische, alles übrige ist Sekte, nur zugunsten der skandinavischen evangelischen Bischofskirchen wird eine Ausnahme gemacht. Im großen und ganzen kann man sagen, daß der Anglikaner das Gefühl hat, zwischen dem römischen Katholizismus und dem deutschen Protestantismus zu stehen, aber in beiden eine Verirrung erblickt.

Es kann nicht ausbleiben, daß verschiedenartige Kräfte im Anglikanismus lebendig sind und ihre eigene Kirche bald nach rechts, bald nach links treiben möchten. Der linke Flügel, die sogenannte Low Church, neigt dem kontinentalen Protestantismus und den englischen Dissenters zu, und der rechte Flügel, die High Church oder Hochkirche (es ist vollkommen falsch, wenn man den Anglikanismus in Deutschland so oft als „die Hochkirche" bezeichnen hört) neigt zum Katholizismus, ihre Anhänger nennen sich sogar offen Anglo Catholics. Ihr Gottesdienst begann im 19. Jahrhundert mehr und mehr die Form der Messe anzunehmen. Heiligen- und Marientage wurden eingeführt. Das alles ging nicht ohne schwere Erschütterungen der Kirche ab. Während man in Deutschland um liberale und positive Theologie stritt, war in England das Streitobjekt die Stellung der einzelnen Geistlichen zur Frage des Ritualismus. Nicht ob er an Wunder glaube oder nicht oder an die göttliche Natur Christi war das Entscheidende, sondern ob er Blumen und ein Kruzifix auf den Altar stellte (beides galt als Zeichen hochkirchlicher Gesinnung), oder ob er nur sonntäglich oder täglich das Abendmahl spendete und ob er in Talar und weißem Überwurf oder in katholischen Meßgewändern den Gottesdienst abhielt. Oft ist es zu lauten Protesten und höchst unwürdigen Störungen des Gottesdienstes gekommen, oft drohte die Einheit des Anglikanismus an der Frage der Romanisierung zu zerbrechen. Beide Richtungen pflegten sich auf die Urkunde zu berufen, die für den Anglikanismus die unbestreitbare Autorität besitzt, das Prayer Book. Hier sind in allerhand Vorschriften für den sonntäglichen Gottesdienst die strittigen Punkte zum großen Teil geregelt, oft jedoch in so wenig klarer Form, daß beide Parteien sich auf das Prayer Book berufen können. In der Vorrede zur gewöhnlichen Sonntagsliturgie wird ferner festgestellt, daß alle „Ornamente der Kirche und der Geistlichkeit beim Gottesdienst beibehalten werden sollen, so wie sie im zweiten Jahr der Regierungszeit Eduards VI. durch parlamentarische Autorität bestanden haben". Aber was war im Jahr 1548/49 Übung und was war parlamentarisch sanktionierte Übung? Es sah schließlich so aus, als ob Kirchen- und Rechtshistoriker berufen sein würden, die Streitigkeiten der Kirche zu schlichten.

★

Unter diesen Umständen ist es eine alte Forderung gewesen, das Prayer Book nicht nur in seiner Sprache zu modernisieren, sondern auch die einzelnen Vorschriften für die Gestaltung des Gottesdienstes zu überprüfen, so daß die Bischöfe sich nunmehr auf klare, allgemein anerkannte Vorschriften berufen konnten. Die Willkür der einzelnen Geistlichen in der Interpretation des Prayer Book wurde allmählich so arg, daß die Kirche auseinanderzubrechen drohte, und ganz deutlich ging der Kurs der Mehrheit nach der rechten, der katholischen Seite. Die Frage der Revision des Prayer Book wurde zur Frage der bischöflichen Autorität und zum Kampfgebiet der protestantischen und katholischen Richtung im Anglikanismus. Der neue Entwurf, den das Parlament kürzlich abgelehnt hat, ist nun ein ziemlich deutlicher Sieg der katholischen Richtung. Die Bischöfe wollten neben der alten Fassung des Prayer Book, die ebenfalls in Gebrauch bleiben darf, eine neue fakultative Fassung einführen, in der eine ganze Reihe von Gebräuchen, die nach der römischen Richtung hinweisen, ausdrücklich gebilligt werden. Es

handelt sich neben der Zulassung der Meßgewänder beim Abendmahl vor allem um die Reservierung der Hostie. Sie ist im alten Prayer Book nicht gestattet. Trotzdem ist es in den Kirchen der römischen Richtung mehr und mehr üblich geworden, in einer Seitenkapelle die beim Abendmahl nicht gebrauchten Reste der Hostie feierlich aufzustellen. Damit erhält das Abendmahl den Charakter der römischen Messe. Es ist Praxis der anglokatholischen Richtung, diese Gebräuche auf Seitenkapellen und Seitenaltäre zu beschränken, aber es ist durchaus zu verstehen, daß die Gegenpartei darin nur den ersten Schritt zur Rekatholisierung des Anglikanismus erblickt. Hiergegen richtet sich der Sturm des linken Flügels und der ganzen Mittelparteien, und unter ihrem Einfluß ist der neue Entwurf vom Parlament abgelehnt worden. Die Bischöfe, welche den neuen Entwurf vertreten, wiesen darauf hin, daß das neue Prayer Book ja nichts Neues einführt, sondern nur den Zustand der Dinge tatsächlich anerkennt, der sich in weiten Kreisen trotz heftigen Widerspruchs der Bischöfe allmählich durchgesetzt hat. Aber die Gegner fürchten, daß die nachträgliche Sanktionierung einer ausgesprochen katholischen Zeremonie die Anhänger Roms zu neuen Vorstößen ermutigen wird, und daß die Bischöfe dann wiederum nicht die Kraft haben werden, diesen Neuerungen entgegenzutreten. Es ist allerdings nicht wahrscheinlich, daß die anglikanische Kirche ganz im Katholizismus enden wird, denn Katholizismus ist unmöglich ohne Unterordnung unter die päpstliche Autorität, und an diesem Hindernis wird aller Wahrscheinlichkeit nach die katholische Bewegung in England scheitern. Eher kann man vielleicht behaupten, daß die hochkirchliche Bewegung in England eine Art Schutzwall gegen die Rekatholisierung aufwirft; man kann sich als katholisch fühlen, man kann den katholischen Gottesdienst mit seinem stärksten seelischen und religiösen Gehalt auf sich wirken lassen, ohne jedoch zu mancherlei schwierigen katholischen Problemen Stellung nehmen zu müssen, die dem germanischen Menschen als schwere Hindernisse in den Weg zu treten pflegen. Es ist in England leicht, schrittweise zu katholischen Gebräuchen herüberzugehen, aber jedesmal, wenn wie jetzt ein öffentlicher Schritt erforderlich ist, der eine sichtbare Etappe auf dem Wege zum Katholizismus bedeutet, pflegt das protestantische Element zu schroffer Abwehr zu erwachen, das schließlich doch auch im Anglikanismus steckt, so sehr dieser sich auch bemüht, es zu leugnen.

Die Ablehnung des neuen Prayer Book hat jedoch noch eine andere interessante Seite. Der Anglikanismus ist eine Staatskirche. Gewiß steht diese dem Staate sehr viel freier gegenüber, als die protestantische Kirche Deutschlands vor der Revolution es tat. Der englische Staat kümmert sich nicht um die Ernennung irgendeines einzelnen Geistlichen, er zahlt keine Zuschüsse zu den Pfarrergehältern, die Angelegenheiten der einzelnen Gemeinden unterstehen lediglich dem Bischof. Auf der Basis der Pyramide ist die anglikanische Kirche vom Staat ganz frei. Aber die Spitze der Pyramide ist aufs engste in die staatliche Organisation eingefügt. Die Bischöfe werden vom König, dem Haupt der anglikanischen Kirche, ernannt, aber nicht etwa auf Vorschlag eines Erzbischofs, sondern auf Vorschlag des Premierministers. Tatsächlich also ernennt der oberste staatliche Beamte die Träger der höchsten geistlichen Ämter, und zwar ist es dabei gleichgültig, ob er selbst der anglikanischen Kirche angehört oder nicht. Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts mochte dies nur einen theoretischen Unterschied bedeuten, denn es war ja undenkbar, daß ein englischer Premier nicht Anglikaner war, aber die Zeiten haben sich geändert. Nicht nur Angehörige der schottischen Kirche, wie Campbell-Bannerman und Balfour, sondern auch Dissenters wie Lloyd George und Macdonald sind englische Premiers gewesen und haben anglikanische Bischöfe ernannt. Es ist verständlich, daß das Selbstgefühl der Kirche gegen einen derartigen Zustand aufzubegehren beginnt. Auch die Glaubensartikel der Kirche und ihre Gottesdienstordnung, d. h. alles, was im Prayer Book steht, sind Staatsgesetz, die Kirche kann ohne Zustimmung des Staates nichts daran ändern. Bis 1829 war dies von geringerer Wichtigkeit; denn bis dahin konnten nur Anglikaner im englischen Parlament sitzen. Seitdem nun aber auch Katholiken, Dissenters und Juden im Parlament vertreten sind, ist es ein unerträglicher Zustand, daß die Kirche in rein kirchlichen Angelegenheiten von einer staatlichen Macht abhängig ist, an der auch Angehörige anderer Bekenntnisse teilnehmen. Mit aus diesen Erwägungen heraus hat seit hundert Jahren die hochkirchliche Oxforder Bewegung immer stärker die Rechte der Kirche gegenüber dem Staate betont. Sie hat auch mancherlei erreicht, u. a. hat sie aus den alten Bischofversammlungen früherer Jahrhunderte allmählich eine große kirchliche gesetzgebende Versammlung geschaffen (Church Assembly 1920), die aus Bischöfen und Laien zusammengesetzt ist und

durchaus die Funktion eines kirchlichen Parlaments besitzt. Man glaubte voraussagen zu können, daß kirchliche Gesetzentwürfe, die von der Church Assembly angenommen und dem Parlament zur Zustimmung zugeleitet werden würden, ohne große Debatte von diesem angenommen werden würden, daß also die Zustimmung der weltlichen Gewalt nur Formsache sein würde. Es hat sich aber gezeigt, daß dies nicht der Fall war. Das muß Wasser auf die Mühle derer sein, welche noch stärker die kirchliche Selbständigkeit betonen, ja sogar die Trennung von Kirche und Staat befürworten. Das ist freilich für den Anglikanismus eine überaus ernste und zweischneidige Angelegenheit. Es würde bedeuten Ausschaltung der Kirche aus allen gesetzgeberischen Fragen, Aufhebung alles Einflusses der Kirche auf Schulangelegenheiten, und wahrscheinlich würde dann auch eine vermögensrechtliche Trennung von Kirche und Staat nicht zu umgehen sein. Niemand wird aber von kirchlicher Seite diese schwierige Frage anrühren wollen, denn dann würden sich sofort die Dissenters mit ihren gar nicht wegzuleugnenden Ansprüchen melden. Die anglikanische Kirche behauptet, d i e Kirche von England zu sein, und alles uralte Kirchenvermögen ist durch die Reformation in die Hände dieser Kirche übergegangen. Schwerlich gehört aber zur anglikanischen Kirche sehr viel mehr als die Hälfte aller Gläubigen. Die übrigen sind in die Sekten der Dissenters zerspalten, die eigentlich den Namen Sekten nicht mehr verdienen, sondern sich zu großen Freikirchen ausgewachsen haben, und sollte es je zu einer vermögensrechtlichen Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat kommen, so würden auch Presbyterianer, Kongregationalisten, Methodisten usw. Ansprüche darauf anmelden, als die Rechtsnachfolger der mittelalterlichen Kirche Englands zu gelten, und wahrscheinlich diese Ansprüche auch durchsetzen. In Irland ist durch Gladstone (1869), in Wales durch Lloyd George (1920) die anglikanische Kirche bereits entstaatlicht worden. Sollte es zu vermögensrechtlichen Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche in England kommen, so könnte leicht auch in England das Ergebnis das gleiche sein.

Im Augenblick gibt es aber nur wenige, die diesen Weg bis zu Ende gehen wollen. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß noch irgendein Ausweg gefunden werden wird, der im Parlament die Annahme des neuen Prayer Book sichert und das kirchliche Leben des Landes vor neuen schweren Erschütterungen bewahrt.

Vagabund und Winzer. Von Theodor Kramer

In Hungerstädten Märzlicht blaßt.
Am Hang vorm Weinberg halt' ich Rast.
Der Bildstock lodert überlicht,
Der Löß zernagt mein Angesicht.

Nun schreitet hoch den Steig im Land,
Wer schwarz im Herbst die Stauden band,
Und trifft das Kienholz Pflock um Pflock
Und trennt den Rest vom Wurzelstock.

Gemessen löst er Strauch um Strauch,
Verschlossen bösem Frost und Rauch.
In meinem Herzen, unverwahrt,
Hat Schwärze krank sich angespart.

Du Winzer, der du kurzerkraft
Die Reben schneidest neu in Saft,
O tritt doch aus dem Weinrevier
Um Christi willen her zu mir!

Ich folge dir als Knecht nach Haus,
Ich führe ein, ich trage aus;
Zum Heil begeb' ich ganz mein Blut
In deines Messers krumme Hut.

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Paula Grogger: Das Grimmingtor (Breslau 1927, Ostdeutsche Verlagsanstalt) — **Enrica v. Handel-Mazzetti: Johann Christian Günther** (München 1928, Kösel & Pustet) — **Emil Ludwig: Tom und Sylvester** (Berlin 1928, Ernst Rowohlt) — **Hermann Stegemann: Jacobäa** (Stuttgart 1928, Deutsche Verlags-Anstalt) — **Alfred Neumann: Rebellen** (Ebenda 1928) — **Arnold Zweig: Der Streit um den Sergeanten Grisha** (Potsdam 1928, Gustav Kiepenheuer)

„Auch die Bücher sind neuerdings Modeartikel geworden," klagte mir kürzlich ein erfahrener Berliner Buchhändler. Die „Vordergrunderscheinungen", wie er sich ausdrückte, verdrängten das Gediegene, auch sie nur wenige Monate „gefragt" und dann von anderen „Schlagern" übertrumpft. Es ist eine Großstadterscheinung, entstanden aus einem immer heftiger tobenden Wirtschaftskampf, einem teilweise mißverstandenen und vergröberten Amerikanismus, der die ermüdeten Nerven und Gedanken für einige Stunden mit aufdringlichen Mitteln ablenken und zerstreuen will. Wie ist da zu helfen, wie können die Zeitgenossen wieder zur Sammlung, Vertiefung, zu liebevollem Versenken in wertvollere, Seele und Geist bereichernde Bücher hingeführt werden, damit die alte deutsche Kultur nicht rettungslos zerflattert? Nur durch planmäßiges Hinführen der Leser zum guten Buch.

Ein solches ist der Erstlingsroman einer österreichischen Schriftstellerin **Paula Grogger: Das Grimmingtor.** Beim Lesen dieses Romans überkommt einen das seltsame Gefühl, es gar nicht mit einem Roman zu tun zu haben, sondern von einer Hand, der man vertraut und ohne weiteres folgt, in den Kreis ihrer Familie, ihrer Nachbarn und Bekannten geführt zu werden. Es sind Menschen eines fremden Stammes, und doch kennt man sie nach wenigen Minuten so gut, als wäre man jahrelang mit ihnen zusammengewesen, denn das Allgemein-Menschliche leuchtet transparent durch Tracht und Wesen, Rasse und Mundart. Liebe und Haß sind in jedem Menschenkleide die gleichen Lebensmotoren — und doch: sieht man aus den kleinen Fensterscheiben dieser Bauernhäuser und erblickt die Alpenberge, die weiten Almen und Matten, so spürt man, hier ist freilich wieder etwas Besonderes: uralte, erdgebundene, stammverhaftete Chronik und Familienüberlieferung, aber uns durch den unerklärlichen Zauber dichterischer Kraft zum Lieben nahegebracht.

Der Name des Romans führt zum Grimming, dem hohen, einsamen Berg im westlichen Steiermark, zur Dachsteingruppe der Kalkberge gehörig. Wo die Steinmauer schroff über die Mulde aufsteigt, ist ein Tor. Nur selten kann es ein Mensch erschließen; man sagt nur an zwei hohen Feiertagen. Anfang und Ende des Romans gehen durch dies Tor, um das ein schauriger Mythos webt. Die Geschichte der Familie Grogger, die hier zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts lebt, wird mit epischer Breite aufgerollt. Nicht ein einziger Faden läuft durch das Werk, an dem man den Ablauf einer „Fabel" verfolgen könnte, sondern das Ganze besteht aus einer Verschachtelung von kleinen Vorgängen, die nebeneinanderstehen, nur verbunden durch Landschaft, Dorf, Familie und Nachbarschaft. Anfangs scheint Andreas Grogger die führende Gestalt zu werden, der die Constantia Sorger nach einigen Umständlichkeiten heiratet — sobald ihr Liebster, der wilde Jager, im Grimmingtor ein rätselhaftes Ende gefunden hat. Aber bald drängen sich breite Schilderungen des steirischen Bauernlebens dazwischen, Episoden wechseln ab, und schließlich sammelt sich die wärmste Teilnahme des Lesers um die rührende Gestalt des verwachsenen Rögerl (Regina), das Pflegekind des Bauern, das auf leisen Sohlen fast wie ein halbwüchsiges Christkindlein durch die Erzählung geht. Zum Schönsten der deutschen Romanliteratur gehört das stille Leiden und Lieben, das sehnsüchtige Hoffen dieses Kindes und ihre letzte nächtliche Wanderung zum Grimmingtor, wo sie den schwerverwundeten Geliebten findet, von dem ewigen Geheimnis dieser Stätte umwittert.

Es ist wahr: das Ganze leidet an Umständlichkeit und bleibt so durchaus Schilderung, daß die Erzählung einer Handlung darüber fast versäumt wird, aber diese Schilderung ist von einer Stärke, die sie zum Geschehnis macht. Wie die Sprache, die in ihrer Schlichtheit, man müßte sagen, ihrer Einfalt, aber auch ihrer bezwingenden Kraft unnachahmlich ist, aus dem Erdboden selber quellgleich hervorzubrechen scheint, so sind auch diese herben Menschen aus hartem Heimatboden emporgewachsen mit ihrer kargen Wesensart und felsigen Verschlossenheit. Verwurzeltes Volkstum, in und mit der Natur lebend und unzerstörbar wie sie, die ewig aufs neue knospet. Diese Gewißheit alten Bauernsinns klingt, ohne Frömmelei, aus dem katholisch gewandelten Heidentum der Vergangenheit: „Und sie

glaubten an Gott, der uns in Stürmen zerschlägt und an Grashalmen aufrichtet." Ein wertvolles Buch!

Stamm- und glaubensverwandt mit diesem jungen frischen Talent ist Enrica v. Handel-Mazzetti. Sie verleugnet ihre Weltauffassung auch in ihrem neuen Roman Johann Christian Günther nicht. Aber wenn man diese beiden Namen nebeneinander hört, so kann man sich einer leisen Befürchtung nicht erwehren, daß da ein voller Einklang kaum zu erwarten ist. Tatsächlich ist dies Buch wohl das am wenigsten geglückte der oft so starken Dichterin. Schon die Komposition ist ein Ereignis: 214 Seiten Einleitung, deren 14 Kapitel zu strenger Unterscheidung mit römischen Ziffern bezeichnet sind, dann 149 eigentliche Erzählung, die Kapitel deutsch numeriert. Und diese Einleitung ist nichts anderes als ein Tagebuch mit Lesefrüchten aus Günthers Gedichten. Die Dichterin erzählt, wie sie auf Günther gekommen ist, dessen 200. Todestag, wie erinnerlich, vor fünf Jahren von den Journalen gefeiert wurde. Man hatte auch seine Leonorenlieder gerühmt, und da — erzählt die Dichterin — „da hab' ich mir gedacht, es ist doch eigentlich eine Schande, fast nichts von ihm zu wissen". Sie kauft sich also das Reclamheftchen mit Günthers Gedichten und vertieft sich in sie. Zum Glück enthält diese kleine sorgfältige Auslese nichts von den vielen mehr als heiklen Gedichten, die man nur einem Genie wie Günther verzeiht. Enrica v. Handel-Mazzetti also ist entzückt, begeistert von ihrem Fund und ihre lebhafte, schnell zugreifende Phantasie bastelt sogleich emsig an der interessanten Gestalt des unglücklichen Schlesiers herum. Ehe sie es selbst noch recht weiß, bereitet ihr dichterischer Instinkt schon ein Günther-Buch vor. Aber so leicht ist es für sie nicht, sich in diesen völlig andersgearteten Dichter hineinzuversetzen, das zeigt ihr stetes Ringen mit dem Stoff, seitenlang — zitiert sie seine Gedichte, die ihr neu sind, immer wieder voll Bewunderung und zu Vergleichen geneigt, die nicht jedesmal einleuchten. Dabei erzählt die Dichterin unaufhörlich von ihren Alltagserlebnissen, schildert belanglose Zwiegespräche mit Alltagsmenschen, Dienstboten usw., spricht von ihren früheren Romanen, oder vielmehr läßt andere liebevoll davon sprechen, berichtet von ihrem Frisiertisch, im gleichen Atem von ihren Gebeten, dann kommt wieder eine seitenlange Leseprobe aus Günthers Gedichten, alles bunt durcheinandergewürfelt, oft süßlich, überschwenglich oder stolz-herablassend und traktätchenhaft. Endlich findet sie einen Weg zu Günthers Seele: als er auf dem Sterbebett in Jena, von inneren und äußeren Qualen gepeinigt, das Kruzifix umklammert. Da findet die im Grunde gütige und aufrichtig fromme Dichterin sich in seine Welt hinein, sie schildert seine letzten Leiden und seinen Tod mit ihrer feinen Einfühlungskunst, und manche schöne Betrachtung fällt wie ein silberner Mondstrahl auf das zerwühlte Krankenbett. Wahrhaft zu packen weiß uns die Dichterin freilich nur in den letzten Szenen vor Günthers Tode, da bricht ihre künstlerische Kraft, ihre Gewalt und Lebendigkeit, die uns einst in „Jesse und Maria" so entzückt haben, in der alten Anspannung und Kühnheit durch und reißt den Leser mit. Aber das Buch als Ganzes ist dadurch nicht mehr zu retten, es ist schon in der Anlage mißglückt. Nehmen wir es für eine Gelegenheitsdichtung, die dem dichterischen Gefühl der Handel jedenfalls keine Unehre macht, und hoffen wir auf ein gesammelteres Werk.

*

Emil Ludwig hat eine stattliche Novelle — in Versen geschrieben. Wie Narziß, der sich über den Quell neigt, betrachtet er sich in diesem neuen Kostüm, er legt einer Dame dieser Novelle die Worte in den Mund: „Emil Ludwig soll jetzt Verse schreiben, er sollte doch bei seinem Leisten bleiben." Beinahe möchte man diesem Urteil, das der Dichter natürlich bestritten hören will, zustimmen, wenn man die ersten Verse liest, oder wenn man auf den folgenden Seiten manche Undeutlichkeit infolge des Verszwanges findet — da wird die Tür „gerissen" (statt aufgerissen), „dem Knotenstock hat er die Faust geballt" (statt: um den Knotenstock) und dergleichen mehr. Auch mutet manches in dem 128 Seiten langen Versbuch verkünstelt, manches geschwollen an, aber je weiter man liest, je mehr gibt man sich einer wachsenden Sicherheit des Dichters hin, einer unbeschwerten, spielerischen Anmut, die bald wie gedämpfte Musik den Vortrag begleitet.

An Geschehnissen ist die Erzählung nicht reich. Im Schlafwagen, der durch die Alpen südwärts rollt, werden zwei junge Herren miteinander bekannt, sie finden Gefallen aneinander, gerade wegen jener Polarität ihrer Wesensarten, die sich schon im Äußeren kundgibt. Der Ältere, Tom, ein blauäugiger Bremer, ein weltgewandter Tatmensch, der andere, Sylvester, ein schlesischer Graf, weich und verträumt. Beide haben kein bestimmtes Reiseziel, so bleiben sie im Tessin, und hier ergänzt sich die Personenzahl wie zu einem Lustspiel: ein munterer Alter, gelehrt und klug, der niemals langweilt, und Valeska, seine schöne Tochter. Die Figuren sind gestellt. Zuerst rückt Tom vor. Er gehört zu den raschen Siegern. Beinahe im ersten Anlauf überwindet er Valeska. Aber so schnell gewonnen, so schnell verloren. Valeska, halb überrumpelt, empfindet Reue nach dem kurzen Rausch, und bald macht sich eine innere Abkehr von dem Draufgänger bemerkbar. So hat der andere Liebende, Sylvester, gewonnenes Spiel. Sobald Tom abgereist ist — er wird in Afrika neue Abenteuer suchen — beginnt die leise

Annäherung zwischen den beiden und führt zur Ehe — die Ehe aber zu einem Leben voll idyllischen Gartenglücks in einem angulus ridens, mit Horaz zu sprechen, im schönen Tessin.

Hier findet Ludwig auch in seiner Dichtung die idyllische, beinahe bukolische Kunstform. Schon fürchtete man in jenem Kapitel, wo Tom die Valeska erobert, nach einigen Anzeichen, geschmacklose Überdeutlichkeit im Ausmalen erotischer Abenteuer, aber ein Vergleich mit der Parallele zwischen Sylvester und der Gelehrtentochter läßt erkennen, daß Emil Ludwig nur die gegensätzlichen Wesensarten der beiden Männer charakterisieren wollte, was ihm denn auch gelungen ist; die Liebesszenen zwischen Valeska und dem jungen Grafen gehören zu den zartesten und schönsten der neueren Literatur. Mit einer überraschenden Wendung schließt die Epopöe: als der Dr. Großpapa den Erstgeborenen der jungen Ehe in seinem Tun beobachtet, denkt er, „halb schlau, halb fromm: der ganze Tom!"

Ludwig nennt seine Dichtung ein Quartett, mit Recht, es ist eine heitere, weltliche (sehr weltliche) Musik, die da aus jungen Seelen tönt, begleitet von dem nachdenklichen Celloton des Alten, Kammermusik, leicht und schwebend, in drei Sätzen, vom Komponisten selber Andante con moto, Appassionato und Allegretto bezeichnet. Eine Fülle von dichterischen und sozusagen profanen Einfällen ist über die Erzählung gestreut, man wird an Byron erinnert, wie er seine Epen mit lyrischen Monologen durchsetzt, ein Vergleich, der natürlich nichts mit Größenverhältnissen zu tun hat. In der Tonart klingt Byron mehr an Beethoven, Ludwig mehr an Mozart an; eine halbitalienische Melodiosität erfüllt seine leichtbewegten Verse, die stanzenartig, zu je zehn Zeilen verschlungen, in ungezwungenen Reimen vorübertänzeln und selbst, wenn sie einmal zu stolpern scheinen, schnell ihre zierliche Anmut und schwebende Sicherheit wiedergewinnen.

*

Zwei Erzähler, die hier erst vor wenigen Monaten betrachtet wurden: Alfred Neumann und Hermann Stegemann, sind schon wieder mit neuen Romanen auf dem Plan, die geschichtliche Stoffe behandeln: Hermann Stegemann nennt sein Werk Jacobäa denn auch im Untertitel einfach eine Historie. Er versetzt uns in das letzte Drittel des Dreißigjährigen Krieges, das mehr und mehr in einen wüsten Kampf entarteter Söldnerscharen ausartete, in dem einzelne Generale und Unterführer sich durch glänzende Waffentaten einen Namen machten, in dem aber die deutschen Lande zu einer Wüste gemacht wurden. Einer dieser emporgekommenen Haudegen ist auch der kaiserliche Reiteroffizier v. Bilstein. Ein berserkerhafter Draufgänger, wenn Not am Mann ist, und doch mit einer leisen kleinen Sehnsucht nach Liebe im Herzwinkel. Als seine Frau nach siebenjähriger Ehe im Wochenbett stirbt, rast er vor Schmerz und mißhandelt den Priester, der ihm Trost zusprechen will, die geborene Tochter gibt er in Pflege und führt nun sein wüstes Kriegsleben weiter. Aber sein Ehrgeiz treibt ihn dazu, ein eigenes Regiment aufzustellen, als dessen Chef er seine Tochter angibt, während er selber, angeblich in dieses Oberhaupts Diensten, das Regiment als Oberstleutnant führt. Eine Reihe kühner Waffentaten bringt ihm Ruhm und Ehre. Als er nach Jahren seine Tochter zum erstenmal wiedersieht, steht er diesem frühgereiften schlanken Mädchen „mit einem Wurf Sonne im rotbraunen Haar und trotzig geschürzten Brauen" wie ein Fremder gegenüber. Aber bald finden die beiden zueinander, Jacobäa hat ganz den stolzen, kühnen Sinn des Vaters, und als es zum schwersten Ringen kommt, da sitzt sie selber als Kornett im Sattel mit kurzgeschnittenem Haar, Koller und Harnisch. Die Kürassiere jubeln ihr zu, wenn sie an der Seite ihres Vaters, stark und mutig wie ein Mann, gereift durch die Nöte der Zeit und durch stolz verschwiegene Herzenserlebnisse, in die Schlacht galoppiert, nicht um wüsten Raufens willen, sondern weil ihr wie ihrem Vater der Fortbestand des deutschen Reiches über allem Gemetzel der Völker und Zwist der Konfessionen steht. So rettet das Regiment Jacobäa ein ganzes kaiserliches Heer vom Untergang, indem es sich opfert und der Übermacht des Feindes in aussichtslosem Kampf unterliegt. Es bedarf bei Hermann Stegemann keines Hinweises mehr, daß seine kriegskundige Feder in dieser packenden Erzählung selbst das wirre Durcheinander jener Kämpfe in anschaulicher Klarheit zu schildern weiß.

Auch Alfred Neumann enttäuscht mit seinem neuen Roman Rebellen die Erwartungen nicht, die man nach seinem „Teufel" auf ihn setzen mußte. Er greift hinein ins volle Menschenleben, wie es um die dreißiger Jahre in Italien im Großherzogtum Toskana voll politischer Erregung wogte und brandete. Er erzählt die Verschwörung der Carbonari. Starke nationalistische Kräfte ringen in dunklen Tiefen nach Umsturz und Freiheit. Der geheime Schürer und Führer der Bewegung ist Guerra, eine dämonische Natur von unheimlicher Gewalt über die Seelen, zugleich ein schlauer Ränkeschmied, der in dem stillen Fiesole unter einem Decknamen die Fäden zwischen Paris und den revolutionären Kreisen in Florenz leitet. Frauen sind seine besten Helfershelfer und Spione, so vor allem seine Schwester und die Fürstin Corleone, die zwischen Regierung und Revolution steht. Alles ist irgendwie von dem fein ausgeklügelten Späher- und Spitzelnetz Guerras umsponnen oder hineingewoben: Kirche und Fürstenhof, Stadt und Bargello, nicht zum wenigsten auch die Armeleute- und Verbrecherviertel.

Ein buntes Gewebe von seltsamen Erscheinungen und Ereignissen rollt ab; nicht oft ist eine Revolutionsvorbereitung so feinmaschig mit ihren verschlungenen Motiven und dunklen Trieben geschildert worden, Liebe und Haß, Verbrechen und Humanität, Fanatismus und Intrige geben ein buntes, immer fesselndes Mosaik. Alle Menschen, die auftreten, sind irgendwie bedeutend, wenn auch viele nur im Bösen, aber keiner ist eindeutig, Neumann hat sich eine Betrachtung aus Tolstois Tagebuch als Vorsatz genommen: „Wie gut wäre es, wenn man in einer Dichtung klar zum Ausdruck bringen könnte, wie der Mensch etwas Fließendes ist, bald ein Bösewicht, bald ein Engel, bald ein Weiser, bald ein Idiot.“ Der Roman ist in diesem Buch nur bis zu dem Augenblick hingeführt, wo die Revolution in Toskana endgültig an der Unreife ihrer Schürer gescheitert erscheint. Ein zweiter Band soll das Schicksal Guerras fortführen bis zu seinem Ende, verbunden aufs engste mit der Dramatik des Jahres 1848. Ein abschließendes Wort sei bis dahin vorbehalten.

In die jüngste geschichtliche Vergangenheit führt uns ein neuer Roman. Arnold Zweigs: Der Streit um den Sergeanten Grisha. Als russischer Kriegsgefangener entflieht er 1917 in einem Güterwagen, der gen Osten rollt, der hünenhafte Sergeant Grisha, denn er hält es vor Heimweh nicht länger aus im Lager. Zwischen den frischgehauenen Balken und Schwellen, die den Wagen füllen, hat er sich einen Raum wie einen Sarg gebaut, in dem er vier Tage die harten Stöße des Wagens erträgt. Dann irrt er wochenlang in undurchdringlichen Wäldern umher, bis ihm ein Zufall fremde Papiere, die des gefallenen Russen Bjuschew, verschafft. Aber bevor er noch die russischen Linien erreicht, wird er gefangen, und soll schon als bolschewistischer Spion erschossen werden, da weist er nach, daß er Grisha ist. Und nun entspinnt sich um ihn ein Kampf der verschiedenen miteinander verfeindeten Militärbehörden. Der Divisionskommandeur ist für Aufhebung des Urteils, der Generalquartiermeister aber will ein „Exempel statuieren“, wegen der vielen politischen Spione und Aufwiegler, die sich seit einiger Zeit unliebsam bemerkbar machen, er ist für sofortige Todesstrafe. Scharf prallen nun die Gegensätze aneinander, auch persönlich zwischen dem alten prächtigen Divisionskommandeur v. Lychow und dem selbstherrlichen, ungemein schneidigen Generalquartiermeister Schieffenzahn; es wird ein erbitterter Kampf aus diesem Streit der Instanzen, öffentlich und heimlich, bis endlich Grisha selber müde wird. Er schlägt die Gelegenheit zu einer neuen Flucht aus und läßt sich geduldig an die Wand stellen.

Das ist eine meisterhaft gefügte und geformte Erzählung. Nicht ohne Tendenz, wie bei solchem Thema von Arnold Zweig kaum anders zu erwarten war, und darum kein reines Kunstwerk, denn so wirklichkeitstreu alle Einzelheiten erzählt sind, gerade die Zweckrichtung bringt im letzten Drittel einige Unwahrscheinlichkeiten hinein. Aber im ganzen ist Zweig maßvoll und vornehm, seine Beobachtungen sind scharf und kennzeichnend für jene Zeit im Felde, ein leichter Humor mildert die silhouettenhafte Charakteristik einiger leicht erkennbarer Persönlichkeiten, die in eine sehr anschaulich gezeichnete Umgebung gestellt sind.

Man empfängt starke Eindrücke von dem Buch.

Schiller und Frankreich. Von Prof. Dr. Eduard Wechßler

Schiller und Frankreich: bei diesen Worten erinnert sich der deutsche Leser zu allererst des titre de citoyen français, welchen die Pariser Gesetzgebende Versammlung im August 1792 dem sieur Giller, publiciste allemand, auf Antrag des Elsässers Philipp Rühl, Abgeordneten des Departements Unterrhein, zuerkannte. Und weiter denken wir an jenen Brief, den Schiller im März 1804 an Goethe schrieb, nachdem Frau von Staël soeben Weimar verlassen hatte: „Das Wetter setzt mir gar sehr zu, auch ist mir nach der Abreise unserer Freundin nicht anders zumute, als wenn ich eine große Krankheit ausgestanden.“ Oder es fällt uns die bekannte Anekdote ein, die Turgenieff von einem Besuche bei Victor Hugo erzählt; wie dieser zu ihm bemerkte, das beste Werk von Goethe sei der Wallenstein, und auf des großen Russen Einwand hinzufügte: „Gleichviel, ich habe keinen von beiden gelesen!“ Und in der Tat, nicht einer der großen Romantiker Frankreichs verstand so viel Deutsch, um Schiller oder Goethe im Urtext zu lesen, Gérard de Nerval ausgenommen, der Goethes Faust I und achtzehn Gedichte Schillers (in den Poésies allemandes 1830) so treu wie schön übertragen hat.

Als Friedrich Schiller 1759 geboren wurde, war die Mehrzahl der vielen deutschen Fürstenhöfe und zumal der seines Landesvaters Karl Eugen, mit französischer Art und Sprache stark überfremdet. Als er nach einem Halbjahrhundert 1805 die Augen schloß, war durch die Tat der deutschen Dichter, Musiker und Denker die Wesensart des deutschen Geistes und deutscher Sitte in eindrucksvollen Bildern ausgeprägt und zog die Blicke auch des westlichen Nachbars auf sich. Bei dieser Wandlung hat gerade Schiller auf Frankreichs Künstler und Denker als Herold und Befreier eingewirkt.

Wie unsere ganze klassische Dichtung und Philosophie, wie der sogenannte deutsche Idealismus überhaupt, hat sich auch Schillers Lebenswerk in stetem Ringen mit dem bis dahin übermächtigen Nachbarn ausgebildet. Was Schiller Frankreich und was dieses ihm verdankt, davon in kurzen Linien zu berichten, ermöglicht uns ein zweibändiges Buch von Edmond Eggli: Schiller et le Romantisme français (Paris bei J. Gamber, 7 rue Danton). Der wesentliche Inhalt dieses Werkes ist schon 1913—1914 in Lyon vorgetragen worden. Der Verfasser, ein Schüler von Gustave Lanson und Ferdinand Baldensperger, ist heute Professor in Liverpool. Er gibt in reicher Fülle Nachweise, Belege, Zeugnisse, Urkundliches insbesondere zur Geschichte des französischen Theaters.

Wir erfahren hier, wie tief Jean-Jacques Rousseau den jungen Schiller erfaßte und wie eng, trotz aller Gegensätze, er mit Pierre Corneille, ohne es selbst zu wissen, verbunden blieb, mit dem ihn der Glaube an die Freiheit sittlichen Wollens und die Treue zur Idee gegen Schicksal und Natur zusammenführte und dem er durch dieselbe strömende Kraft hinreißender Begeisterung und Überredungsgabe tief innerlich nahestand.

Wie Goethe in Frankreich lange nur als Dichter des „Werther" gekannt war, so schätzte man von Schiller drüben vor und während der Revolution allein „Die Räuber". Zwar kamen diese auf die Pariser Bühne erst 1792, zehn Jahre nach der ersten Mannheimer Aufführung, aber durch Anzeigen und gedruckte Übersetzungen waren sie von 1782 bis 1800 weithin verbreitet. Dazwischen nur einmal, 1794, im Jahr der wütenden Schreckensherrschaft, wurden sie als zu mild und schwächlich (wegen modérantisme) vom Spielplan abgesetzt. Sie erschienen französisch erstmals 1785 in dem von dem deutschen Sprachlehrer Friedel, Lehrer am Königshof, begonnenen und von Nicolas de Bonneville fortgesetzten Nouveau Théâtre allemand, das 27 deutsche Stücke enthielt, unter dem schiefen Titel Les Voleurs, auf Grund der Mannheimer Bühnenbearbeitung. Mehr Wirkung hatte eine Umdichtung, die Schillers Namen sogar verschwieg: Robert chef de brigands, zuerst 1792 aufgeführt und im folgenden Jahr gedruckt, von 1800—30 vergessen, dann auf kurze Zeit wieder aufgenommen. Verfasser war ein eingewanderter Oberelsässer Johann Heinrich Ferdinand Schwindenhammer, der sich für einen Mitschüler Schillers ausgab und seinen Namen in Lamartelière übersetzte (1761 bis 1830). Dramaturgischer Berater war der jedem Deutschen aus Mozarts Figaro und der Quelle von Goethes Clavigo wohlbekannte C. de Beaumarchais, gedankenkühn, kampflustig und bühnenkundig vor allen anderen. In dieser Umarbeitung tritt der Räuberhauptmann zuletzt mit seiner Bande als Anführer eines Freikorps in den Dienst des Kaisers. Die Handlung ist in das 15. Jahrhundert zurückverlegt, aber die Räuber sind hier zu leibhaftigen Jakobinern geworden, die der Welt die Gerechtigkeit zurückgewinnen.

Das Schicksal wollte, daß dieses seltsam umgebogene Bühnenstück, weil es den neuen Zeitgeschmack des Pariser Volks befriedigte, sogar einer neuen Kunstgattung, dem Melodrama, zum Durchbruch half. Einst hatte Jean-Jaques Rousseau seinen Pygmalion, scène lyrique, mit Musik begleiten lassen. Auch Diderot und Mercier zeigten sich einer Bühnengattung geneigt, die ebenso die zeitgenössische Rührseligkeit und Schaulust befriedigte, Morallehren mit Spektakelwerk, das Tragische mit dem Grotesken vereinigte, zum Weinen, bald zum Lachen erschütterte, und damit Hugos berühmte Vorrede zu seinem „Cromwell" (im Geburtsjahr der französischen Romantik 1827) durch die Tat vorausnahm.

Im deutschen Urtext fehlte es nicht an Stellen, deren Geist und Stimmung dem Stil des Melodramas entgegenkam. In der entscheidenden Gartenszene (IV, 5), die die Wendung bringt, spielt Amalia vor Karl die Laute und singt „Hektors Abschied", worauf er selbst den „Römergesang zwischen Brutus und Cäsar" auf der Laute für sich allein begleitet. Der Kenner dieser Dinge übersieht von hier den weiten und glanzvollen Weg, der von solchen eingelegten Liedern über den Hornruf in Hugos Hernani bis zu Richard Wagners Tannhäuser, Lohengrin und Tristan führte. Noch das Musikdrama, so gut wie das romantische Drama, zählt unter seinen Vorgängern auch das durch Victor Hugo und den älteren Dumas stark benützte Melodrama, das mit seinen reichen Mitteln und volkstümlichen Wirkungen der heutigen Lichtspielbühne vergleichbar ist.

Zwischen Schiller—Lamartelière—Beaumarchais und Victor Hugo mitteninnen stand als Vermittler der Melodramatiker Guilbert de Pixérécourt (1773 bis 1840). Der ließ sich, als er im Maraistheater sein erstes Drama Selico zur Aufführung brachte, von dem gefeierten Schauspieler Baptiste-aîné beraten, dessen Glanzrolle Robert chef de brigands geworden war.

Es begreift sich, daß unter dem Kaisertum (1800 bis 1815) die Stimme Schillers in der französischen Hauptstadt kaum noch vernommen wurde. Dagegen wurde die tiefere und reinere Würdigung des deutschen Dichters in Frankreich vorbereitet durch den zweieinhalb Monate währenden Aufenthalt der Frau von Staël in Weimar (Mitte Dezember 1803 bis in Ende Februar 1804). Der Zufall wollte, daß zu dieser Zeit Goethe meist in Jena arbeitete und Wieland durch Kranksein oft unzugänglich war.

So warf sich die ganze geistige „Neubegierde“ der Französin auf den Dichter, der eben damals den „Tell“ für die Bühne vollendete. Sie zeichnete ihn 1810 in De l'Allemagne mit vieler Liebe und manchem Mißverstehen als den idealen deutschen Dichter überhaupt. Noch ein Jahr früher erschien, nicht auf der Bühne, wo Talma sich entzog, sondern nur im Druck, ihres Geliebten und Reisebegleiters Benjamin Constant „Wallenstein“. Das war eine regelrechte Tragödie in fünf Akten mit den drei Einheiten, worin die 48 Personen Schillers auf 12 beschränkt sind und die Herzogin von Friedland, Gräfin Terzky und der Astrolog Seni fehlen. Das Stück, mit einem Vorwort ausgestattet, war in Coppet bei Frau von Staël begonnen worden und zeigt in seiner Anwendung, wie fern man dort im Grunde damals noch der neuen deutschen Bühne und Dichtung stand. Auf Anregungen der Frau von Staël geht auch zurück eine Maria Stuart von Pierre Lebrun, die 1816 von der Comédie française gespielt worden ist: mit einigen empfehlenswerten Neuerungen (innovations utiles). Mit Frau von Staël war nahe befreundet auch der junge Prosper de Barante, der 1821 sein bedeutendes Théâtre de Schiller herausgab, mit einer Einleitung über Leben und Werk des Dichters. Dieses Werk bewies einen ersten großen Fortschritt zur ernsthaften Erfassung und blieb noch lange gelesen und unentbehrlich. Aber erst zur Gedenkfeier von Schillers Geburtstag 1859 erschien mit einem ersten Band die einzige vollständige (doch ohne die Briefe) und durchweg gründliche Übertragung von Adolphe Régnier; sie wurde erst 1869 fertig.

Mehr noch als jede Art von Übersetzung bedeutete für das geistige Europa die tiefe Einwirkung von Schillers Bühnenwerk auf das neue Schaffen der sogenannten Romantiker, die mit unserer deutschen Früh- oder Spätromantik von 1794 und 1806 so gar nichts gemeinsam hatten und in allem unseren Sturm und Drang von 1770 auf französische Weise wiederholten. Bei Schiller und Goethe fanden damals Alfred de Vigny, Alexander Dumas, Victor Hugo und Mérimée reiche Charaktere und mächtige Bühnenbilder. Zuvor schon hatte 1818 Charles Nodier seinen illyrischen Räuberhäuptling Jean Sbogar geschildert, nachher noch prägte Alfred de Musset den Jäger Frank in La Coupe et les Lèvres und Lorenzaccio nach dem Vorbild von Fiesco. Aber der erlauchteste Nachfahre des Räubers Karl Moor bleibt Hugos Hernani.

Auch hier, wie oft genug, erweist sich Europas Geistesgeschichte als ein eng verbundenes untrennbares Ganzes, worin die Fäden hin und wider laufen. Aus dem Grundgedanken der deutschen Mystik und des deutschen Pietismus, von dem Elsässer Spener her, erwachte der Genfer Jean-Jacques Rousseau zu eigenem Denken und wertete die geistigen Werte in Frankreich um. An seinen Funken entzündete sich die deutsche Dichterjugend des Sturm und Drang. Durch das Melodrama von Schwindenhammer-Beaumarchais wirkte Schiller auf das neue romantische Drama, zumal von Hugo; Victor Hugo hierauf, wie man zeigen kann, auf Richard Wagner; von Wagner wiederum strahlt eine neue musikalische Dichtung hinüber zu Paul Verlaine und seinen Jüngern, die noch 1885 wiederum auf Stefan George und Rainer Maria Rilke lösend wirkte. So wacht unvergänglicher Geist im jüngeren Geistverwandten wieder auf, befreit und weckt. So reicht ein Held im Scheiden die Fackel weiter.

Klage der Insel. Von Karla König

In einem ewigen Brausen muß ich liegen,
Und Well' auf Welle kommt und späht und greift
Nach meinem nackten Leib — und schleift und schleift —
Und jede — jede — möchte mich besiegen.

Doch wie sie auch die Adlerfänge schlagen
In meine Brust, rings grünt des Lebens Psalm
Doch innig heiter auf — und Blatt und Halm
Und Korn und Bäume darf ich schwellend tragen,

Und Saat und Ernte kreist in ewigen Ringen.
Ich aber ernte für mich selber nichts,
Ich höre meine eigene Stille singen
Im ewigen Brausen, das mich überbrandet.

Selbst ohne Heimat — muß ich Heimat geben,
Und jede Woge frißt an meinem Leben,
Die ihre tiefe Unrast bei mir landet.

Dürers Selbstbildnis von 1493

Von Prof. Dr. Hans Jantzen

Dürers Erscheinung ist der Nachwelt am vertrautesten in dem Münchner Selbstbildnis geblieben. Von den übrigen Selbstbildnissen ist dasjenige, das vor wenigen Jahren als kostbarer Zuwachs in die Sammlungen des Louvre gelangt ist, am wenigsten bekannt und am wenigsten gewürdigt, nicht zuletzt deswegen, weil es lange Zeit in schwer zugänglichem Privatbesitz verblieb. Ein Zufall will es, daß wir grade über dieses Bildnis bewundernde Worte Goethes besitzen. Goethe glaubte 1805 in der Sammlung des Hofrats Beireis zu Helmstedt das Original vor sich zu sehen, „... ein ernstes Jünglingsgesicht, keimende Barthaare um Mund und Kinn, das Ganze herrlich gezeichnet, reich und unschuldig, harmonisch in seinen Teilen, von der höchsten Ausführung, vollkommen Dürer würdig ...“

Als Kenner hat sich Goethe getäuscht, denn er sah nur die Kopie, die sich heute im Leipziger Museum befindet und die in ihrer trockenen Ausführung so sehr von dem Gemälde im Louvre absticht, daß sie uns keine Vorstellung von dem bezwingenden Eindruck des Originals zu gewähren vermag. Trotzdem treffen Goethes Worte zu. Er hat gleichsam durch die Kopie hindurch Dürerschen Geist verspürt.

Das Bild ist 1493 gemalt, stellt also den 22jährigen Künstler dar, als er auf der Wanderschaft am Oberrhein war. Es überrascht gleich durch einen wunderbar feinen Reiz der Farbe. Die Figur steht in eisengrauen, olivgrünen und graugrünen Tönen, durchflochten von verschiedenartigstem Rot in Bändern und Borten der Kleidung, vor dunklem Grund. Das Rot durchläuft alle Stufen von sattem Weinrot im Schatten bis zu messingfarbenen Tönen im Licht. Der wichtigste Farbakzent die Zottelkappe, die wie eine rote Krone auf den goldblonden Locken sitzt.

Obwohl das Bild von einem jungen Gesellen in den Wanderjahren gemalt ist, gibt es sich als etwas völlig Fertiges, Vollendetes und wie jedes wahrhaft schöpferische Werk als etwas Unvergleichbares. Aber die schöpferisch bedeutsame Leistung besteht hier nicht nur in künstlerischer, sondern auch in historischer Hinsicht, denn wir haben in diesem Werk das erste „autonome“ Selbstbildnis eines Künstlers in der europäischen Malerei zu sehen, ein Umstand, der bisher nicht gewürdigt ist und der dem Bilde in der Geschichte des Künstlerporträts eine einzigartige Stellung anweist. Zumindest ist kein älteres Selbstbildnis solcher Auffassung erhalten. Die literarischen Nachrichten über verschollene oder in Kopien erhaltene Selbstbildnisse des 15. Jahrhunderts beruhen, soweit sich nachprüfen läßt, auf willkürlichen Benennungen. Der Hinweis auf den lückenhaften Bestand der überlieferten Bilder des 15. Jahrhunderts würde nicht schwer wiegen, denn auffallenderweise sind aus dem 16. Jahrhundert eine große Reihe von Selbstbildnissen erhalten. Der Grund für diese Erscheinung liegt vielmehr darin, daß im 15. Jahrhundert die Selbstdarstellungen der Künstler in einem andern thematischen Zusammenhang auftreten, und zwar eingeordnet unter die Nebenfiguren des Andachts- oder Historienbildes. Der mittelalterliche Mensch hat nur Wert, insofern er autoritativen Verbänden angehört oder einer Gemeinschaft eingereiht ist. So kann beispielsweise auch das Selbstbildnis des Florentiners Paolo Uccello, das sich im Louvre befindet, nicht als ein im modernen Sinne autonomes betrachtet werden, sondern es ist nach Form und Auffassung als Teil eines Reihenbildnisses von Berufsgenossen gemalt.

Bei Dürer ist die mittelalterliche Auffassung abgestreift. Mit der Verselbständigung des Selbstbildnisses bei Dürer ist also ein fundamentaler und historisch bedeutsamer Wandel in der Problemgestaltung der Ichdarstellung verbunden. Das Ich hat sich aus der Einbindung in einen fremden, wertgebenden Zusammenhang herausgelöst. Die Persönlichkeit des Künstlers erfährt hier eine den voraufgehenden Selbstdarstellungen unbekannte und neue Betonung. Man erwartet, diese Auffassung zuerst in italienischer Kunst zu finden. Neuerdings ist versucht worden, Giorgione solche Führerrolle zuzuweisen. Indessen ist Giorgiones Selbstbildnis der Braunschweiger Galerie später als das Dürerbild entstanden. Zudem hat Giorgione sich als David mit dem Haupte Goliaths dargestellt, also sich einer fremden, thematischen Idee untergeordnet. Solange kein früheres, im echten Sinne autonomes Selbstbildnis nachgewiesen wird, vertritt Dürer mit seinem Gemälde von 1493 als erster die moderne Auffassung des Selbstporträts als eines reinen Bekenntnisbildes.

In der Form, die Dürer hier für seine Selbstdarstellung wählt (Halbfigur, Dreiviertelprofil, Einbeziehung der Arme und Hände), schließt der Künstler sich ganz allgemein an die niederländische Porträtentwicklung an. Aber was hat er aus diesen Elementen der Tradition zu schaffen gewußt! Welch freie Bewegtheit des Leibes im Aufbau von der Basis des unteren Bildrandes her über die schräg in den Raum gestellten Schultern bis zu dem das Ganze krönenden Haupt! Welcher Reichtum im einzelnen! Die Hände allein bedeuten einen Triumph für sich. Sie haben ihre eigene Physiognomie. Alle Fingerglieder sind ihrem Verlauf nach sehr energisch bewegt und fallen durch den Reichtum der Randformen auf. Es gibt in der gesamten Malerei des

15. Jahrhunderts keine Hände — auch nicht die des Rogier van der Weyden —, die sich diesen Händen Dürers in ihrer bewegten, ausdrucksvollen Kontur vergleichen lassen. Erst in Michelangelo-Zeichnungen läßt sich derartiges wiederfinden. Und für die physiognomische Bedeutung der Hände im ganzen Bildzusammenhang gibt es in der europäischen Malerei jener Zeit nur ein einziges Porträt, das dem Dürerschen Jugendbildnis hierin zum Vergleich gesetzt werden kann: Lionardos Mona Lisa.

Welche Bestimmung hatte das Dürersche Selbstbildnis von 1493? Es entstand gewiß nicht für die Öffentlichkeit. Dürer hatte schon von seinen Knabenzeiten her stets ein lebhaftes Interesse für anschaulich gestaltete Selbstbeobachtung. Aber in dem Louvrebild gibt es Merkmale, die auf einen besonderen Anlaß hindeuten. Schon Goethe fiel die Blume „Männertreu" auf, die Dürer hier in der Hand hält. Sicherlich handelt es sich dabei um ein Werbesymbol. Man hat vermutet, das Bild sei für die Brautwerbung in Nürnberg bestimmt gewesen, doch gibt es keinerlei sichere Anhaltspunkte für die Wahrscheinlichkeit einer solchen Bildbestimmung. Jedenfalls handelte es sich für Dürer um einen Anlaß sehr persönlicher Art. Das geht auch aus dem Spruch hervor, der auf dem Bilde neben der Jahreszahl angebracht ist. Er lautet:

myn sach die gat
als es oben schtat.

Das Bekenntnishafte der Selbstdarstellung wird durch den Spruch noch besonders hervorgehoben. Es ist gewiß kein Fatalismus, der aus diesen Worten spricht. Dürer sieht mit festem Vertrauen, das von starker religiöser Empfindung getragen wird, in die Zukunft. Man mag davon etwas auch in dem Blick lesen, der aus den Augenwinkeln heraus zugleich Zurückhaltung und Festigkeit, etwas Distanz Gebietendes besitzt der Art, daß man das hohe Ethos dieser jugendlichen Selbstdarstellung verspürt. Insofern mit dem Spruch eine Zielsetzung des Lebens angedeutet wird, geht dies Bildnis in seinem ethischen Gehalt weit über den besonderen Entstehungsanlaß hinaus. Der ganze spätere Dürer liegt bereits in diesem Bildnis geborgen, dessen Ernst als Gesamtausdruck schlechthin ergreifend wirkt. Nur das geniale Jugendwerk eines großen Künstlers vermag solche tiefe Wirkung auszuüben.

Abend in Nürnberg

(Zu Dürers Gedächtnis)

Der Wind des Tags trieb Wolken wirr aus Süd
Und sang sein trunken Lied im süßen Moll.
Das war vom Hauch fiebernder Nächte toll
Und war von Südens Kuß und Blut durchglüht.

Schweigen. Die schwarzen Schwingen sanken müd.
Aus dunkler Flut, ein milder Sieger, quoll
Der Mond, und, seines kühlen Zaubers voll,
War Turm und Giebel heilig deutsch erblüht.

Da dacht' ich deiner. – Ahnte tief den Sturm
Fernwilder Sehnsucht, die dein Herz zerwühlt,
Zum Schauerrätsel schuf dein fiebernd Blut.
Du aber hast's mit reiner Kraft gefühlt,
In deutschen Mondlichts zarter Gnade ruht
Dein Bild und Werk, ein gottgeweihter Turm.

Robert Hohlbaum



Selbstbildnis Albrecht Dürers vom Jahre 1493

(Paris, Louvre)



Illustrierte Rundschau

Leuchter von Franz Haegele — Negerplastiken — Mädchenbildnis von Tamara Lempicka und die künstlerische Photographie — Englische Graphik — Pariser Sommermoden in Zeichnungen von A. Ganz-Offterdinger — Unsere Werbegaben — Zu unsern Bildern

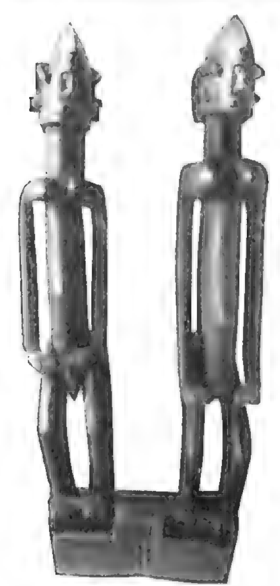
Der riesige Leuchter von Franz Haegele, einem Berliner Architekten, zeigt moderne Formen, wie sie, in kleinerem Maßstab, auch in unsre Wohnungen einzudringen beginnen. Man soll sich dieser neuen Versuche und Lösungen freuen. Es ist noch nicht lange her, daß der Kronleuchter in den meisten Fällen ein abscheuliches Barockungetüm war. Vor allem aber kam man nur mühsam davon los, ihn nicht mit künstlichen Kerzen oder leuchtenden Blumenkelchen zu versehen. Jetzt gibt es Beleuchtungskörper, die mit der Elektrizität als Beleuchtungsmittel zusammenstimmen und nicht so tun, als müßten sie sich der Technik schämen. Haegeles Leuchter, für den Lichthof eines Warenhauses von Schwintzer & Gräff in Berlin in vierfacher Ausführung hergestellt, besteht aus blankem Silber. Das schimmernde Metall erlaubt dem Licht ein glänzendes Gleiten. Es strahlt aus gläsernen Stäben, verbreitet sich über die silbernen Röhren, schimmert in den silbernen Kugeln, sprüht aus silbernen Zacken und fließt beruhigt in den weiten Raum.



Moderner Beleuchtungskörper in Silber
Entwurf von Architekt Franz Haegele, Berlin

⋆

Die Kunst der Primitiven war noch vor wenigen Jahren für viele Maler und Bildhauer nicht nur ein bewundertes, sondern auch nachahmenswertes Vorbild. Man stellte Negerplastiken in den Kunstsalons mitten unter die Werke unsrer Modernen, und sie unterschieden sich nicht wesentlich von ihnen. Man schrieb diesen unbeholfenen Schnitzereien eine starke magische Gewalt zu. Was man selber machte, war errechnet, wirkungssicher. Man beherrschte viele Manieren und Moden, aber das ursprüngliche Gefühl, das aus dem Herzen kommt, fehlte den meisten, und und sie sahen mit Neid auf Zeiten und Völker, die, ungebildet, aber auch unverbildet, aus dem vollen schöpften. Diese Kunst wollte in vielen Fällen nicht realistisch, naturgetreu



Liebespaar. Sammlung alter Negerkunst Bela Hein

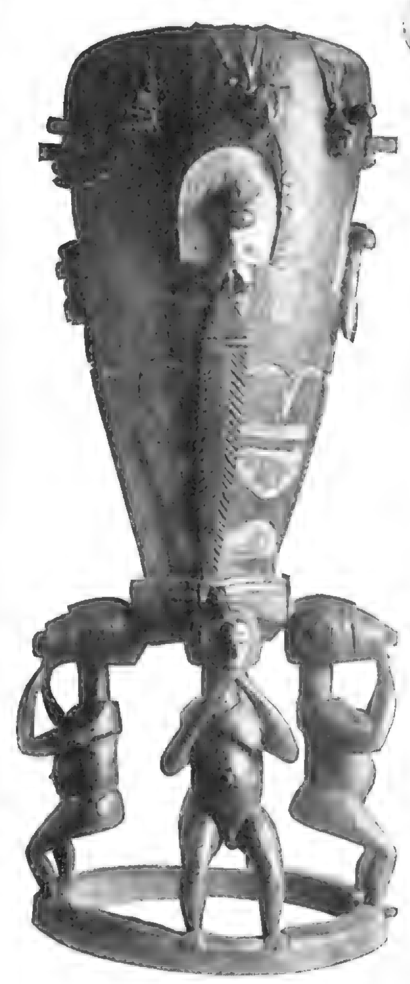
sein. Ein Liebespaar, wie es hier abgebildet ist, wirkt auf den ersten Blick komisch. Aber welche magische Kraft liegt im Ausdruck der stilisierten Gesichter, der geballten Hände. Uns fehlt vielfach das Organ für diese primitive Kunst. Das schadet auch gar nicht. Eher befreunden wir uns mit dem Mann, der den Kessel hält und dessen Kopf der Ethnologe gewiß in den richtigen Stamm einzuordnen versteht. Das schönste Stück, auch das verständlichste, ist die kostbare, reichgeschnitzte Trommel, ruhend auf drei wunderlichen Wesen, die den Klang in weite Fernen tragen helfen. Alle drei Plastiken stammen aus Bela Heins berühmter Sammlung alter Negerkunst in Paris.



Gefäß. Sammlung alter Negerkunst Bela Hein

*

In Paris hat auch das Mädchenbildnis der Tamara Lempicka Aufsehen erregt. Es stellt das Töchterchen der Künstlerin dar. Diese, eine Russin, zählt zu den vielen Künstlern, die sich aus dem Sowjetstaat nach Paris gerettet haben und dort eine vielbeachtete Tätigkeit entfalten, gebend und nehmend, so daß sich gewiß einmal eine Untersuchung lohnen würde, was sich auf diesem lebendigen künstlerischen Boden Ost und West zu sagen hatten. Wer Schlagworte liebt, wird in diesem Bilde Züge der neuen Sachlichkeit entdecken, ohne daß die expressionistische Mode bereits völlig vergessen worden wäre. Wer das Neinsagen liebt, wird an der etwas verzwickten Stellung allerlei auszusetzen haben. Wer sich ernsthafter um ein Kunstwerk bemüht, wird grade die Stellung für das Unfertige eines Backfisches bezeichnend finden, wird in dem sicher ähnlichen Kopf



Trommel
Sammlung alter Negerkunst Bela Hein

liebenswürdige Züge entdecken und schließlich und vor allem feststellen, daß das Gemälde als Ganzes sitzt und daß man es deshalb leicht behält.

Es erschien uns ein fast prickelnder Gegensatz, neben dem mit großer Genauigkeit gearbeiteten Gemälde eine hübsche Photographie zu veröffentlichen. Dieser Junge ist reizend und ist nebenbei vorbildlich gut angezogen. Jede Mutter wird ihn mit Vergnügen betrachten und den eigenen, mit Recht, für viel netter oder gescheiter halten. Aber an Einprägsamkeit kann sich selbst eine so sorgfältige photographische Aufnahme mit dem Gemälde nicht messen, ja es will uns scheinen, als wenn die Lempicka ähnlicher malte als das Licht auf der photographischen Platte.

*

Auch in England hat man sich wie bei uns in den letzten Jahren der graphischen Kunst mit

besonderer Liebe angenommen, und G. N. Brailsford hat ihr in seiner Wochenschrift „The New Leader“ sowie in Buchveröffentlichungen eine vornehme Stätte der Pflege und der Verbreitung geschaffen. Brailsford verdient unsern Dank auch aus andern Gründen. Er ist in England der mutigste und ansehnlichste Kämpfer gegen die Kriegsschuldlüge und hat mit seinen scharfgeschliffenen Aufsätzen namentlich über Poincarés Vorkriegspolitik in der internationalen Presse starken Widerhall gefunden. Hier macht uns dieser deutschfreundliche Engländer und Schriftsteller mit zwei Künstlerinnen bekannt. Die eine, G. Raverat, schuf eine „Heimsuchung“ in strengen und klaren Holzschnittlinien. Die Technik der anderen, Klara Leighton, ist reicher, man möchte sagen: bunter, ohne daß der Charakter des Holzschnittes an Bestimmtheit verlöre. Brailsford war so freundlich, uns einiges über die beiden Künstlerinnen mitzuteilen. Gwendolin Raverat ist eine Tochter George Darwins, des berühmten Professors der Astronomie in Cambridge; ihr Großvater war der noch berühmtere Naturforscher Charles Darwin. Nicht geringer an Begabung ist die junge Klara Leighton, eine Dame in den Zwanzigen, deren Kunst außer in England auch in Amerika viel Beifall gefunden hat.


Das Töchterchen der Künstlerin
Gemälde von Tamara Lempicka


Kinderbildnis. Photographie Knozen

★

Eine besondere Freude hoffen wir unsern Leserinnen mit den Modezeichnungen von A. Ganz-Offterdinger zu machen. Die mit einem schweizerischen Schriftsteller verheiratete Künstlerin ist in Hanau als Tochter des Akademieprofessors August Offterdinger geboren und hat von frühester Kindheit an leidenschaftlich gern gezeichnet. Noch als Schülerin ging sie in die Akademie, trieb und treibt neben der Malerei keramische Studien, kam mit 19 Jahren nach Berlin, war für den Deutschen Werkbund in Bern tätig, zeichnete Modenblätter, veröffentlichte handkolorierte Figurinen für ein Ballett der (jüngst so gräßlich ums Leben gekommenen) Lucy Kieselhausen. Ihr eigentliches Feld in Zürich, in Berlin, in Paris,

wurde die Mode, die sie mit dem Geschmack einer vornehmen Frau, aber auch mit der künstlerischen Freude am Launischen zu fassen versteht. Ihre flotten, bewegten Blätter reihen sich würdig den elegantesten Leistungen auf diesem von ernster Kunst, sachlichem Handwerk und übermütiger Karikatur begrenzten Gebiet an.



Die Heimsuchung
Holzschnitt von Gwendolin Raverat

Zu den Moden selbst gibt die Künstlerin einige Notizen, die sie sich in den großen Pariser Modehäusern gemacht hat. Jugend ist Trumpf, und was jung macht, ist Mode. Sehr beliebt sind auch im Sommer schlichte Jumperkleidchen mit den kleinen Umlegekragen und in hellen Pastelltönen, gern bestickt, silber- und golddurchwirkt. Dazu trägt man enganliegende Kappen aus Stroh oder Stroh mit Filz. Man sieht ferner viele Jackenkleider, was im Gegensatz zu Berlin in Paris auffällt, wo man den Mantel bevorzugte. Marineblau mit Gelb, zartgrün sind Modefarben, aber auch beigerosé und platingrau sind beliebt. Die Jacken sind kurz, oft mit Gürtel. Oft trägt man eine karierte Jacke zum einfarbigen Rock; im vorigen Jahr war es umgekehrt. Die neue Blume zum Jackenkleid besteht aus demselben Leder wie die Handschuhe; ihren Kelch



In der Mühle. Holzschnitt von Klara Leighton

bildet der Jackenknopf. Das Jackenkleid aus Seide ist eine reizende Abwandlung für den Nachmittag. Als eine hübsche Zusammenstellung führt die Künstlerin an: Jäckchen aus weißem Moiré zu schwarzem Satinkleidchen; dazu schwarzweiße Blütentoque mit Halbschleierchen. Sehr häufig stellt man ein marineblaues Kleid mit einem gelben Jumper zusammen, der gleich an den Rock angearbeitet ist. Das so beliebt gewordene Ensemble wird auch am Nachmittag immer und immer wieder gezeigt, etwa so: ein marineblaues Seidenunterkleid, darüber ein weicher weißer Seidenkasak, dazu ein Georgettemantel — sommerlich leicht und doch nicht nachlässig. Der Hut kann zum Nachmittagskleid etwas größer sein; doch nur zum Stilkleid — mit hüftenlosem Rock, seitlich länger als vorn — ist er ganz groß. Die Nachmittagskleider sind reicher in der Form. Man sieht Boleros, Schürzenteile, Halsschärpen, Schleifen, oft abnehmbar, so daß das ärmellose Kleid auch als kleines Abendkleid verwendbar ist. Immer stimmt die Farbe des

Nachmittagskleides mit dem Mantel oder doch dem Futter oder dem Besatz des Mantels überein.

Auch das Abendkleid will seine Trägerin jung machen und jung erhalten. Es wirkt leicht sportlich, ist also kurz mit losen Überteilen, Umhängern, Blusen, Mäntelchen, Tüchern, kurz allem, was drapiert und gewickelt ist. Dazu duftige und leichte Riesenblumen und Volants. Farbe: oft weiß; Taille in natürlicher Höhe. Die schweren Perl- und Metallstickereien des Winters sind für den Sommer von Spitzen und Schleiern abgelöst. Hüte: kleine und große Blumentoques. Als Sommerpelze gelten Naturhermelin, beigefarbene und helle Füchse. — Wer zu den tätigen, d. h. den werbenden Freunden dieses Heftes gehört, kennt die Zeichnerin A. Ganz-Offterdinger auch aus dem hübschen, anregenden und eleganten Buch „Das Modebild“ von Dr. Wolfgang Bruhn. Unter den zahlreichen farbigen Tafeln, die vom 16. Jahrhundert in unsre Gegenwart führen, ist auch sie vertreten, und sie schließt sich würdig ihren großen Vorgängern an.

Viele unserer Leser haben auch das Bruhnsche Buch erworben, indem sie den Heften einen neuen Bezieher auf ein Jahr zuführten. Andere Werbegaben, wie das Beethoven-Stammbuch, der Theuerdank, Glockendons



Nachmittagskleid für den Sommer

Prachtkalender stehen außerdem zu freier Wahl zur Verfügung. Wer sich und andern Freude machen will, der werbe neue Abonnenten und lasse sich unsre Werbegaben kommen. Sie sind unverkäuflich und eigens für den Zweck hergestellt, dem Dank des Verlages Ausdruck zu verleihen. Die Bände sind bibliophile Meisterwerke und bringen nach Inhalt und Ausstattung etwas Neues, was sonst auf dem Büchermarkt nicht zu haben ist. Bemerkt sei noch: der neue Leser, der etwa vom April ab die Hefte zu beziehen wünscht, ist nicht genötigt, die Hefte von Beginn des Jahrgangs ab nachzubestellen. Diese Verpflichtung würde das Werben erschweren. Der neugeworbene Abonnent verpflichtet sich nur zur Abnahme von 12 Heften, gleichviel wann er beginnt.



Abendkleid für den Sommer
Modell Bernard



Nachmittagskleider für den Sommer
(Modelle Bernard und Régny)

★

Werner Peiner, dem wir unser Titelbild, die „Wandernde“ danken, ist ein junger Düsseldorfer, einer der tüchtigsten Sachlichkeitsmaler im Rheinland, vor allem auffallend durch seine zarten und weichen Farben. Die geschmackvolle Tönung ist es auch, die neben dem hübschen Vorwurf unser Bild auszeichnet. Es steckt viel Freude und Sauberkeit in dieser Arbeit. — Fr. Elwell ist ein viel in Paris tätiger englischer Maler, der neben dem Bildnis auch das bei uns immer noch etwas scheel angesehene Genrebild pflegt. Und wie freut sich nicht bloß der Sportfreund, sondern jeder Beschauer über ein so sorgfältig durchgeführtes und nach Stoff und Darstellung jedermann leicht zugängliches Gemälde wie das „Im Klub“



Abendkleid für den Sommer

(zw. S. 120 u. 121). — Erwin Aicheles Kunst hat die Leser wiederholt in Aufsätzen erfreut. Hier zeigen wir (zw. S. 128 u. 129) ein größeres Gemälde als farbiges Einschaltbild. Der Maler ist auf dieses Werk besonders stolz, denn ein Meister der Vogelmalerei, Bruno Liljefors, hat es mit zustimmender Bewunderung ausgezeichnet. — Des großen Spaniers Zuloaga „Page“ ist das Bildnis einer englischen Schauspielerin in einer Hosenrolle. Die Darstellerin sowohl wie das Stück sind bei uns nicht bekannt geworden. Zuloagas Kunst, die sich hier in romantischer Erhabenheit ergeht, ist größer als beide (zw. S. 136 u. 137). — Feldbauers kräftiges „Bauerngespann“ und Nißls elegante Freundinnen (zw. S. 144 u. 145 u. 176 u. 177) rufen den Lesern zwei Künstler ins Gedächtnis, die zu den alten Freunden dieser Hefte zählen. Ihre echt münchnerische Kunst hat sich allen modernen Strömungen gegenüber als echt erwiesen. Die jungen Leute malen heute anders, viele malen auch gut, aber sie malen nicht besser. Denn der gemäßigte Realismus, den Feldbauer und Nißl vertreten, wurde von ihnen als von zwei Meistern angewendet. — Unter den Textbeiträgen begegnen wir noch einigen Illustrationen. Die treuherzige Geschichte des „Türmers von St. Johann“, die uns der Lübecker Dichter Erich Eilhard Pauls gegeben hat, wurde von Prof. Arthur Kampf mit stilechten Bildern geschmückt. Die behagliche Erzählung bildet zumal mit diesen Bildern ein Gegengewicht zu der Schaffnerschen Dichtung, die ihren Tiefsinn und ihre Herrlichkeit den willigen unserer Leser unvergeßlich erschließen wird. Hermanns Horns liebenswürdige Erinnerungen ans Schwarzwild hat Christoffer Drathmann mit Vignetten geschmückt, die die Schärfe der Beobachtung verraten, über die dieser tüchtige Jagd- und Tiermaler verfügt. 1856 in Bremen geboren, sollte er Kaufmann werden, ging aber 1878 an die Berliner Akademie, bildete sich auf Reisen und



Nachmittagskleider für Frühjahr und Sommer



Neue Sommerkleider

ließ sich 1886 in Berlin nieder. Dem Rotwild galt sein eigentliches Spezialstudium. Viele Jagdbilder befinden sich im Besitz des Großherzogs von Mecklenburg. Eins seine Gemälde ist durch viele Wiedergaben bekannt geworden; es heißt „Pferdewechsel im Posthof der Spandauer Straße“ und gehört dem Postmuseum zu Berlin. Unsere Vignetten sind von außerordentlicher Naturtreue und Naturfrische. Sie beweisen, daß man sorgfältig sein kann, ohne trocken zu wirken, und passen ausgezeichnet zu Horns Erzählungskunst, deren Sachlichkeit die kalte und klare Luft des Waldes atmet und tief erfüllt ist von der Freude an der Natur und ihren Geschöpfen. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Der Beobachter

Berliner Bühnen

Die junge Welt in Deutschland hat den wuchtigen Aufstieg von Gerhart Hauptmann nicht miterlebt und sieht von ihm heute leider Gottes nur einen Versager um den andern. Da erfordert es die Pietät, ihr immer wieder in Musteraufführungen diejenigen Werke vorzuführen (die wir Alten seit drei und vier Jahrzehnten kennen), mit denen er sich den Meistertitel errang. Sie wird uns kaum nachfühlen können, was er uns war und darum ist, denn sie rechnet nicht mit den ungeheuren Widerständen, die es damals für ihn zu überwinden galt.

Als Musteraufführungen kann man sowohl die Wiedergabe der „Rose Berndt" im Lessingtheater wie die der „Weber" im Staatstheater bezeichnen.

Das Alltagstrauerspiel der schlesischen Dienstmagd, die in Kindesnot gerät und aus Angst vor dem bigöttisch-strengen Vater zur Meineidigen, zur Kindesmörderin wird, hat von je die ersten Sterne des Bühnenhimmels angelockt. Der Else Lehmann, der Höflich ist nun die Käte Dorsch gefolgt. Es ist ein ganzer Mensch in seinen kleinen Freuden und großen Schmerzen, wie sie das arme Ding auf die Füße stellt. Mit nassen Augen sitzt die große Gemeinde da, von Mitleid tief ergriffen. Selbst in dem breit ausgewalzten Schlußakt, in dem der starre Vater so unausstehlich viel Zeit braucht, um das Geschehene zu begreifen. Paul Wegener gab ihn. Vielleicht ist er sich selbst im Licht, indem er neuerdings sein großes Können, das in tiefem, seelischem Erleben, in großer geistiger und technischer Arbeit errungen wurde, in tausend Fetzen in jede Filmkramware einstampfen läßt: wir kennen ihn nun schon in jedem Muskelzucken von der Flimmerwand her und sind daher zu ungeduldig geworden, um ihm auf der Bühne voll gerecht zu werden. Übertrieben in seiner Brunst gibt George den Maschinisten Streckmann; den hat sich der Autor doch wohl nur als sinnlich-rohen Patron, nicht als Symbol der Welturkraft gedacht. In feinen Federstrichen gezeichnet wird das Ehepaar Flamm von Ferdinand Hart und Lina Lossen.

Jeßner hat im Schauspielhaus die „Weber" ganz im Geist der Biedermeierzeit vor neunzig Jahren herauszustellen versucht. Es ist ihm mit taktvoller Selbstbeherrschung gelungen. Was frühere Inszenierungen darin sündigten — um nur ja aktuelle Parallelen herauszuholen — ist bekannt. Die Gegnerschaft der Rechten wandte sich ja von Anfang an hauptsächlich gegen die demagogisch betonten Anachronismen in der Darstellung. Die Aufführung am Gendarmenmarkt gibt ein naives, wirklichkeitsgetreues historisches Volksstück. In dieser Gestalt wird es klassisch werden und nach aber vierzig Jahren auch die Beifallsstürme der dritten und vierten Generation ernten.

Der Revolutionär, den Wolfgang Goetz, unser gefeierter „Gneisenau"-Dichter, in seinem neuen Schauspiel „Robert Emmet" auf die Bretter stellt, zwingt den Zuschauer nur in den ersten drei Akten in seinen Bann. Wir erleben die Vorbereitungen junger irischer Freiheitskämpfer mit, die im Jahre 1803 die Landung des Korsen

an Englands Küste als Signal zur Befreiung vom britischen Joch verabreden. Robert Emmet, der feurige Student, ist ihr Anführer. Aber es kommt zu keiner Revolution, es kommt nur zu einem von den englischen Rotröcken rasch niedergeschlagenen, weil verfrüht angesetzten und darum ungenügend vorbereiteten Putsch. In der Oberleitung ist Uneinigkeit entstanden: ordre, contreordre, désordre. Die Aufrührer fliehen zur Küste und retten sich auf französische Boote. Aber Robert Emmet kehrt nach Dublin zurück: neben der Vaterlandsliebe schlägt in seinem Herzen die Flamme hoch für seine heimliche Braut; er muß noch einmal zu ihr, zu der leidenschaftlich nach ihm verlangenden Sara Burran. Seine Kampfgenossen schreiben das Unheil, das ihrem Unternehmen widerfuhr, dem Umstand zu, daß er auch in der Stunde der Entscheidung mit geteiltem Herzen und darum nur mit geteilter Kraft am Werke war, und trennen sich von ihm in Feindschaft. Robert Emmet ist nicht mehr zu halten, auch von der Mutter nicht, die in der Nacht ins Sammellager an der Küste wandert — wo sie einen etwas theatralischen Erschöpfungstod stirbt —, er gelangt ins Haus, ins Zimmer und Bett der Geliebten, wird dort aufgestöbert und gefesselt abgeführt. Der Dichter hat sich von dieser Teilung der Gefühle einen neuen Auftrieb für den Fortgang seines Dramas versprochen, aber die Steigerung bleibt aus. Der vierte Akt wirkt lahm. Und die Komplizierung der Motive wird noch gefährlicher dadurch: neben der vornehmen Braut ringt auch noch die schlichte junge Haushälterin Anne um die Liebe des schönen jungen „heimlichen Königs".

Wolfgang Goetz hat im Deutschen Theater nicht die große Stütze gefunden, die einem Dichter von seinen Gnaden gebührt hätte. Emmet, dessen Kampfgenosse Malachy und der englische Major, der kühl überlegene (Shaw vorahnende), der ihn höflich dem Galgen überliefert, wurden einwandfrei gegeben von Hans Rehmann, Erwin Faber und Paul Otto. Aber alles andere war eine mäßige Provinzaufführung: die Frauenrollen völlig falsch besetzt, keine Gliederung in den aufgeregten Sturmszenen des Verschwörerkellers, nur ein gleichmäßiges Geschrei, in dem gefährlichen Akt an der Küste nicht die geringste szenische Bewegung. Eine Bühne, die selbst einem so schwachen Stück wie der „Dorothea Angermann" zu einem Serienerfolg verhelfen konnte, hätte hier — schon aus Dankbarkeit — sich denn doch mehr bemühen sollen.

Den reizenden Konversationslustspielen, die seit dem unverwüstlichen „Spiel im Schloß" allabendlich volle Häuser machen, gesellt sich nun die kecke Ehekomödie „Finden Sie, daß Constance sich richtig verhält?" von dem Engländer W. S. Maugham. Sie fand bei Reinhardt (in den Kammerspielen) eine bei weitem sorgfältigere Vorbereitung als das irische Sturm- und Drang-Drama des deutschen Dichters. Enthält übrigens auch mehrere gewiß sehr begehrte Paraderollen. Leopoldine Konstantin glänzt in der Hauptrolle. Diese kühle, hübsche, kluge, elegante, immer beherrschte Constance ertappt ihren schwerenöterischen Ehemann John auf einer Extratour mit ihrer verliebten Freundin Marie-Louise. Da Marie-Louisens Mann Verdacht schöpft und ein großer Familienkladderadatsch droht, nimmt sich Constance der armen Sünder an und haut sie mit virtuoser Gewandtheit aus allen Fährlichkeiten heraus. Im Schlußakt aber überreicht sie dem verblüfften John die Quittung: sie unternimmt mit ihrem Jugendfreund, der ihr anderthalb Jahrzehnte hindurch treu geblieben ist, eine Vergnügungsreise nach Italien.

Diese kitzlige Angelegenheit ist mit soviel Witz und Grazie vorgetragen, daß die Ehemänner in den beiden ersten Akten und die Ehefrauen im Schlußakt aus dem Schmunzeln nicht herauskommen. Neben der pikanten Konstantin helfen die köstliche Rosa Bertens als Schwiegermama, die wiblige Margarete Köppke als immer verliebte Marie-Louise, Forster-Larrinaga als John, Max Gülstorff als dupierter Ehemann und Theodor Loos als glücklicher Reisebegleiter zum Erfolge mit. Ein großer Fortschritt der Inszenierung auf den Berliner Lustspielbühnen: man macht keine Konzessionen mehr an die Galeriebesucher, man ist nicht mehr so überdeutlich wie früher, die Regisseure haben endlich begriffen: daß die Zuschauer nicht dümmer sind als sie. P. O. H.

Wie werden sich die Diamantpreise gestalten?

* Wie hoch im frühen Altertum der licht- und farbensprühende, kristallinische Kohlenstoff in der Form des Diamants bewertet wurde, sagt uns Plinius in den Worten: „Vordem war er nur den Königen bekannt und selbst von diesen nur wenigen." Schon zur römischen Kaiserzeit sank der herrliche Edelstein erheblich im Preise, noch viel mehr aber nachdem im Jahre 1723 die im Vergleich mit den bis dahin nur bekannten indischen außerordentlich reichen Diamantlagerstätten von Brasilien entdeckt waren. Als nun gar vor 70 Jahren mit den an diesen edlen Steinen so ergiebigen Alluvialablagerungen von Transvaal auch die berühmten Diamantkrater oder „pipes" daselbst aufgeschlossen wurden, erreichten die Diamanten bald den Preis, wie wir ihn mit gewissen Schwankungen nun schon seit mehreren Jahrzehnten zu zahlen gewohnt sind. Strotzen doch diese kleinen Vulkanschlote sozusagen von Diamanten — noch umhüllt von ihrem Muttergestein.

Wenn man bedenkt, daß bis jetzt allein von den Feldern der „De Beers Company" bzw. des großen Südafrikanischen Diamanten-Syndikats weit über 80 Millionen Karat, also 16000 Kilogramm von den edlen Steinen auf den Markt kamen, und zwar in Größen bis zu weniger als einem Hundertstel Gramm, so erscheint der vorjährige Durchschnittspreis von 80—90 Mark für ein Karat oder ein Fünftel-Gramm Rohdiamant und von 1700 Mark für einen zum Brillanten geschliffenen tadellosen Stein von 1 Karat Gewicht überraschend hoch. Man schrieb das wohl mit Recht den Machenschaften des über geradezu riesenhafte Geldmittel verfügenden genannten Syndikates zu, welches einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner Diamantausbeute vom Markte zurückzieht, um so der Nachfrage gegenüber die Preise möglichst lange aufrecht zu erhalten. In dem letzten Jahre namentlich wurden jedoch in Südafrika so erstaunlich reiche Diamantlagerstätten als sogenannte Seifen im Schwemmlande (Alluvium) entdeckt, daß, während früher die dortigen Diamantkrater 85 Prozent des ganzen Weltbedarfes an den prächtigen Steinen lieferten, jetzt mehr als die Hälfte von letzterem durch jene Seifen gedeckt wird. Da nun der auf Betreiben des mächtigen Syndikates durch die Regierung der Südafrikanischen Union beschränkte Diamantenbergbau vor einigen Monaten durch Senatsbeschluß wieder freigegeben wurde, ist jetzt ein die Nachfrage weit übersteigendes Angebot auf dem Diamantenmarkte der





Welt entstanden. Zwar sucht das Diamantensyndikat mit allen Mitteln, den genannten Senatsbeschluß wieder rückgängig zu machen, trotzdem fallen jedoch die Preise der edlen Steine bei völlig erschütterter Marktlage anhaltend. Wurden im Juni v. J. für das Karat Rohdiamant durchschnittlich noch 60 bis 70 Mark bezahlt, so soll es heute schon mit 35 Mark käuflich sein.

Mag nun auch die südafrikanische Diamantgewinnung wiederum eine gesetzliche Einschränkung erfahren, so wird doch in der Folge ein stetiger Preisrückgang der edlen Steine nicht aufzuhalten sein. Einerseits scheint nämlich der Diamantenmarkt schon seit einiger Zeit vor allem mit größeren, besseren Steinen, wie man zu sagen pflegt, übersättigt zu sein, anderseits sind auch außerhalb des Gebietes der Südafrikanischen Union in dem dunklen Erdteile Diamantlagerstätten aufgefunden worden und teilweise bereits zur Ausbeutung gekommen. Es ist das der Fall in Liberia und Angola an der mittelafrikanischen Westküste, ferner in verschiedenen Teilen des belgischen Kongo-Staates und im ehemaligen Deutsch-Ostafrika — von dem unter englischem Einfluß stehenden diamantreichen Deutsch-Südwestafrika gar nicht zu reden. Im Kongo-Staat und Deutsch-Ostafrika ist man sogar auf Diamantkrater, ähnlich den südafrikanischen, gestoßen. Mögen letztere sich auch vorläufig als nur wenig ergiebig gezeigt haben, so weisen doch auch im übrigen die geologischen Verhältnisse der erwähnten Diamantlagerstätten, besonders das massenhafte Vorkommen von Olivin-Gesteinen, darauf hin, daß wahrscheinlich auch sie einmal eine bedeutende Rolle auf dem Diamantmarkte der Welt spielen werden. Da nun obendrein, wie ich noch jüngst von fachmännischer Seite in Erfahrung gebracht habe, auch in Brasilien mit der Aufschließung von sehr diamantreichen „pipes" zu rechnen ist und ich von den Diamantfeldern der Rieseninsel Borneo auf Grund eigener Untersuchungen sagen kann, daß sie noch eine sehr große Ausbeute versprechen, so läßt sich ein weiterer sehr erheblicher und unaufhaltbarer Preisrückgang des prächtigen, funkelnden Edelsteines fast mit Sicherheit vorhersagen. Auch liegt es bei dem heutigen Stande der Wissenschaft und Technik in gar nicht so weitem Felde, daß es auf dem von Moissan eingeschlagenen Wege gelingen wird, nicht nur, wie jetzt schon geschehen, mikroskopisch kleine, aber echte, wasserhelle Diamanten auf künstlichem Wege billig herzustellen, sondern auch solche von größeren Ausmessungen, die selbst das verwöhnteste Auge begüterter Damen mit Entzücken zu erfüllen geeignet sind. **Dr. Carthaus.**

Wozu sich Mäuse verwenden lassen

Von John Fuhlberg-Horst

* Mäuse gibt es mehr als genügend in der Welt, und wenn ihre körperliche Leistungsfähigkeit auch nur einen recht kleinen Bruchteil einer Pferdestärke ausmacht, so gilt natürlich auch für sie die Gleichung, daß 1000 mal 0,006 immerhin schon 6 Ganze liefert. Anders ausgedrückt: Die Menge tut es.

So sagte sich auch ein unternehmender Engländer vor etwas mehr als 100 Jahren, als er eine unbenutzt dastehende Kirche mietete und in ihren Räumen eine Fadenspinnerei mit Mäuseantrieb einrichten wollte. Nach seiner Berechnung mußte die Fabrik einen ganz erklecklichen

überschuß abwerfen, denn die damalige Gegenwart befand sich ja noch im Zeitalter der Tier- und Menschenmotoren und Fadenrollen drehende Mäuse verrichten ihre Arbeit ohne Lohnforderungen und Streitgelüste. Kaum ein anderes Tier läßt sich überdies so leicht zähmen als gerade diese schwarzgrauen Nager. Leider starb der Fabrikbegründer, bevor das Geschäft in Flor kam, der Betrieb mußte eingestellt und die Arbeiter mußten wieder losgelassen werden. Seither hat man nichts von Mäusen gehört, die in technischen Betrieben sich zweckdienlich betätigten. Bis gerade jetzt aus Nord-Dakota von einer neuen Verwendungsmöglichkeit für arbeitswillige Mäuse berichtet wird.

Schon einige Tage lang hatten sich die Mitglieder eines Telephontrupps vergeblich bemüht, ihre Kabel durch ein langes, in der Mitte gebogenes Rohr hindurchzuziehen. Im Scherz machte jemand den Vorschlag, eine Maus als Vorspann zu benutzen. Der Versuch wurde gemacht: man schlang einen dünnen Faden um den Schwanz der auserwählten Maus und verband den Faden mit einem Drahte. Mehrere Male drang die Maus mutig in die Finsternis vor, kehrte aber immer wieder um. Da blies man den Rauch brennenden Schwefels hinter ihr her, und nun vollbrachte sie ihren Auftrag. Am anderen Ende des Rohres wartete ein großes Stück Käse als Belohnung.

Daß es noch mehr Fälle ähnlicher Art geben dürfte, wo eine Maus zum Helfer werden kann, steht außer Zweifel.

Deutsche Seefahrt

Schon das Jahr 1926 ließ eine erfreuliche Zunahme des überseeischen Reiseverkehrs über deutsche Häfen erkennen. Die seitdem vielfach unternommenen Schritte zur Hebung des Fremdenverkehrs nach Deutschland scheinen sich bereits jetzt auszuwirken. Die Zahlen des überseeischen Reiseverkehrs für die Zeit vom 1. Januar bis 23. Oktober 1927 zeigen eine weitere beachtenswerte Zunahme. So ergaben sich — um nur den wichtigsten Verkehr mit Nordamerika herauszugreifen —, in der angegebenen Zeit, aus- und einreisend über deutsche Häfen, folgende Zahlen (in Klammern die Ziffern für 1926):

	über Bremen	über Hamburg
von Amerika	27 819 (25 716)	18 253 (16 122)
nach Amerika	48 037 (45 051)	31 533 (34 124)

Für das Jahr 1928 erwartet man eine weitere Zunahme des überseeischen Fremdenverkehrs nach Deutschland, was den Norddeutschen Lloyd veranlaßt hat, seinen bisherigen Dienst nach Nordamerika erheblich zu erweitern und künftig nicht nur wöchentlich einen der großen Passagierdampfer, sondern des öfteren zwei und im Monat August sogar durchschnittlich jeden dritten Tag einen Dampfer auf der Linie Bremen—Neuyork und umgekehrt zu expedieren. Dieser Fahrplan leitet zu dem großen Passagierdienst über, den der Lloyd nach Fertigstellung seiner beiden neuen Dampfer „Europa“ und „Bremen“ im Jahre 1929 einzurichten beabsichtigt.

Anekdoten

Saphir und Laube.

* Saphir kam eines Tages mit Laube ins Gespräch über dessen Lustspiel „Rokoko“ und sagte, er hätte es einmal gesehen, aber nicht



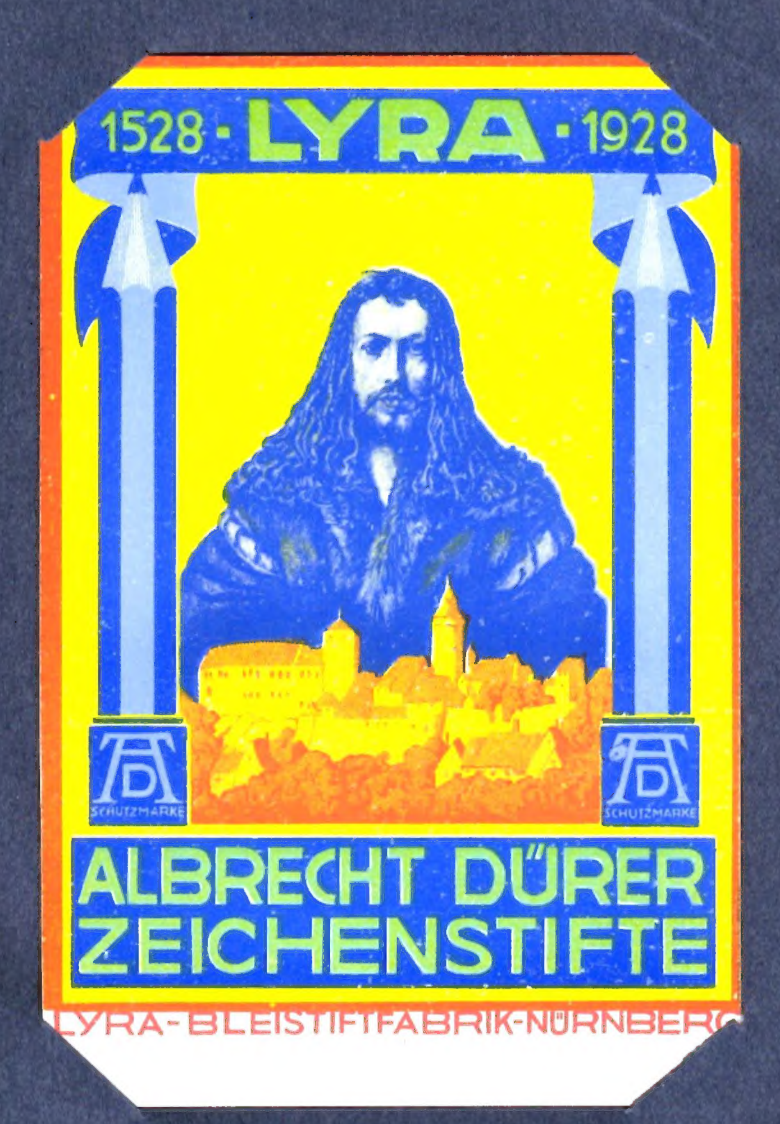
um eine Million wollte er es ein zweites Mal sehen. „Na, na," meinte Laube, „ich möchte die Probe nicht wagen." — „Das können Sie getrost," antwortete der andere. — In der nächsten Woche erschien Laubes „Rokoko" auf dem Spielplan des Hofburgtheaters, und Saphir erhielt an dem Tage der Aufführung ein rosa Briefchen, in dem er von einer unbekannten Verehrerin gebeten wurde, am Abend im Hofburgtheater zu erscheinen. Sie säße Sperrsitz Nummer so und so, würde in der letzten Zwischenpause im Burghofe spazieren gehen usw. Natürlich war Saphir, der für solche Abenteuer eine Schwäche hatte, am Abend im Theater und schaute eifrig nach dem Sperrsitzplatze, auf dem wirklich eine reizende junge Dame saß. Schon schickte er sich in der letzten Zwischenpause an, in den Burghof zu steigen, da — trat ihm Laube entgegen. „Ah, lieber Saphir! Doch wieder hier? Sie wollten ja mein schlechtes Stück nicht um eine Million noch einmal sehen, und nun sind Sie — auf ein rosa Briefchen hin, das Ihnen heute morgen meine Frau anonym sandte, doch gekommen?" — „Das war kein übler Witz," sagte Saphir, im ersten Augenblick ein wenig verlegen. „Sie haben mich alten Narren geschickt in die Falle gelockt. Aber wissen Sie, jammerschade ist es, daß Sie den Witz nicht in Ihrem Lustspiel angebracht haben. Die Zuschauer würden dann doch wenigstens einmal Gelegenheit zum Lachen gehabt haben." — ph —

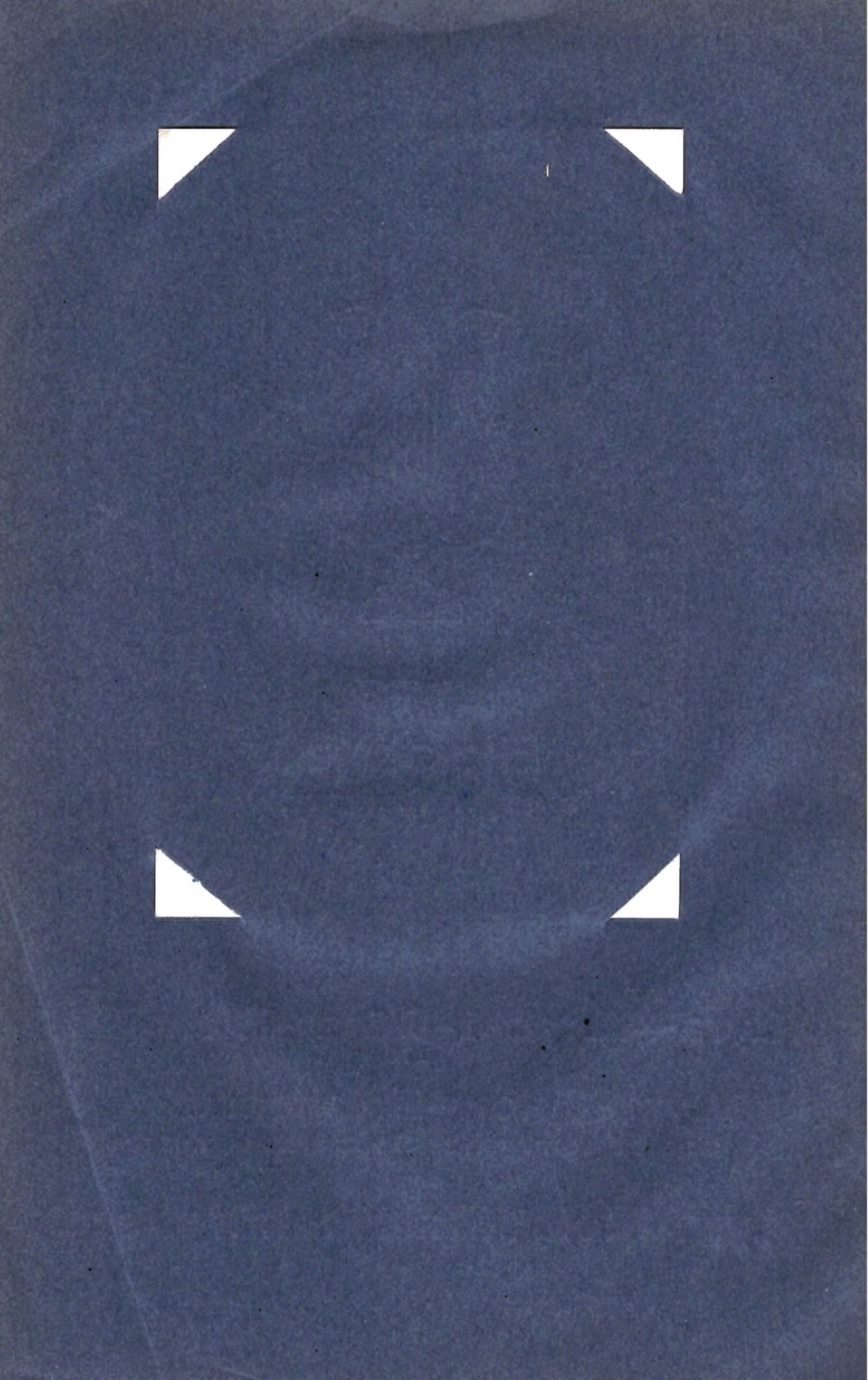
*

Bellachini und der Brötchenfreund

* Der berühmte Bellachini, der erste Zauberkünstler dieses Namens, erteilte einmal in Kissingen einem unverschämten Kurgast auf ergötzliche Weise eine kräftige Zurechtweisung. Dieser Herr liebte es, beim Mittagessen an der Gasthaustafel die Brötchen, die in einem Korbe auf dem Tische zur allgemeinen Benutzung lagen, in solcher Menge zu verzehren, daß die übrigen Gäste fast gar keine bekamen. Der gesegnete Appetit des Brötchenfreundes mißfiel natürlich sehr, und Bellachini erbot sich bei einer Aussprache darüber, dem Herrn eine eigene Belehrung über das Ungehörige seines Verhaltens zuteil werden zu lassen. Als beim nächsten Mittagessen wieder fast sämtliche Brötchen den gewohnten Weg in den Magen des gefräßigen Tischgastes gefunden hatten, äußerten der Verabredung gemäß mehrere der Mitspeisenden ihr Befremden darüber, daß keine Brötchen mehr da wären. „Nun," sagte Bellachini, „die hat, wie bisher, dieser Herr an sich genommen. Würden Sie," so wandte er sich an den Bestürzten, „nicht die Güte haben, sie zurückzugeben? Sie gehören doch in den Korb und nicht in Ihre Taschen." „Mein Herr!" rief entrüstet der Brötchenvertilger. „Wie kommen Sie zu der Behauptung, ich hätte sie in meinen Taschen?!" — „Bitte, Ihre Taschen sind in der Tat voll von Semmeln," antwortete Bellachini, und ehe der andere sich's versah, holte ihm der Zauberkünstler aus den Taschen seines Rockes ein halbes Dutzend Brötchen heraus und legte sie auf den Tisch. Laute Heiterkeit der übrigen Gäste begleitete das ergötzliche Schauspiel. Der verblüffte Herr aber verschwand eilig aus dem Speisesaal und ließ sich nicht wieder sehen. **P. H.**




1528 · LYRA · 1928
SCHUTZMARKE
SCHUTZMARKE
ALBRECHT DÜRER
ZEICHENSTIFTE
LYRA-BLEISTIFTFABRIK-NÜRNBERG





Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.